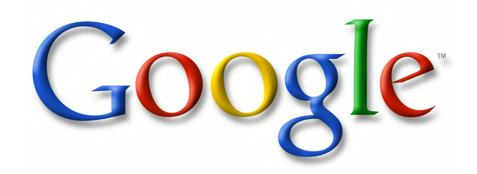
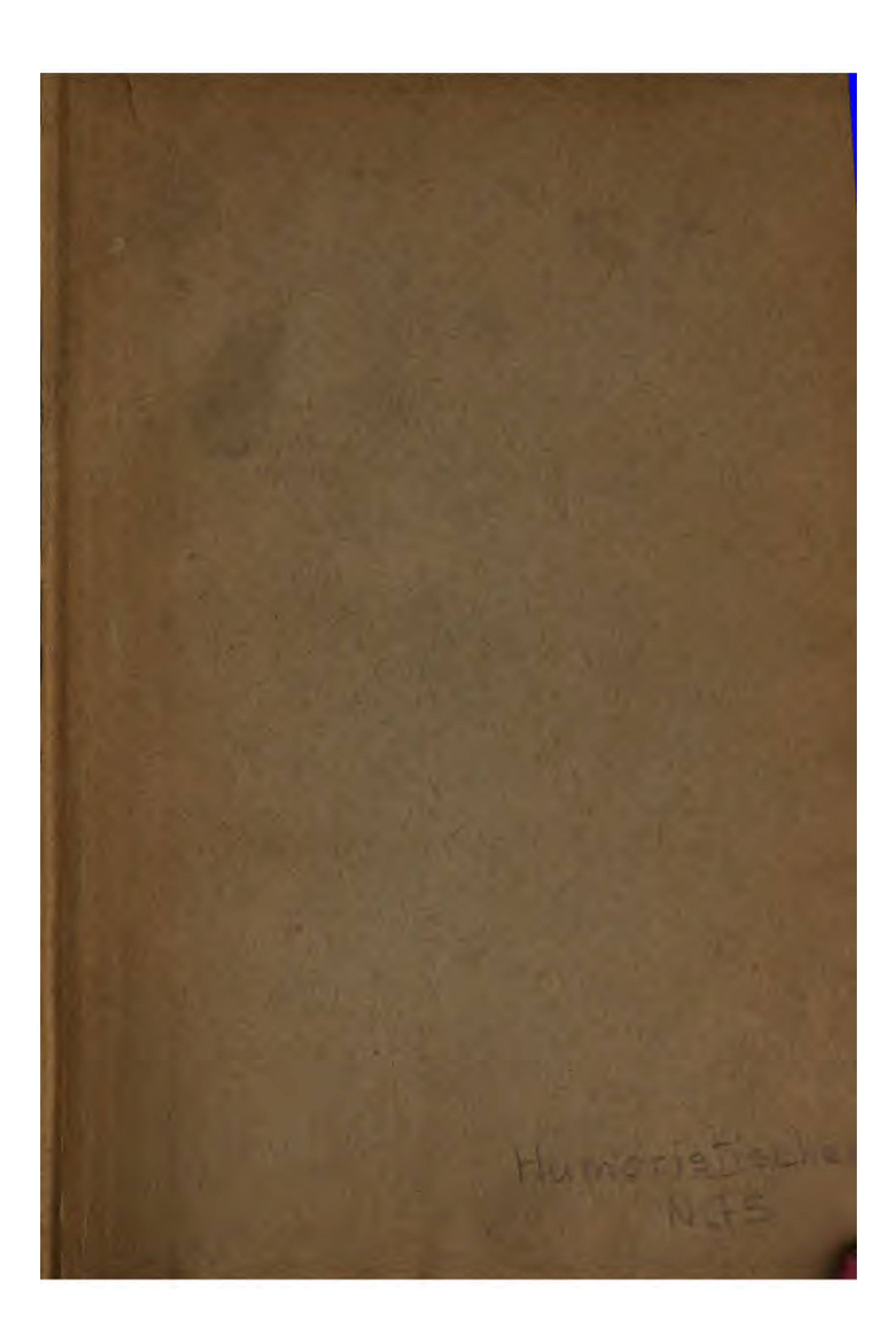



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577096 0


Humoristische
N 45

Humoristischer Hausschatz

für

gesellschaftliches Leben

in

6 Abtheilungen.

Mit vielen Illustrationen.

Zweite unveränderte Auflage.

I. Abtheilung.
Humoristische Scenen und dramatische Darstellungen zur Aufführung in gesellschaftlichen Circeln.
II. Abtheilung.
Lebende Bilder mit poetischer Begleitung und Texte.
III. Abtheilung.
Dramatische Darstellung von Charaden und Gesellschaftsspiele.
Damen-Orakel, Neckräthsel etc.

IV. Abtheilung.
Polterabendscherze und Festspiele für eine und mehrere Personen.
Geburtstagsgedichte u. Gratulationen.
V. Abtheilung.
Humoristische Vorlesungen und Vorträge für gesellschaftliche Kreise.
VI. Abtheilung.
Declamationen für Gesellschaften ernsten und heitern Inhalts.

Berlin, 1861.
Verlag von Reinhold Schlingmann.

Vorrede.

Die Vorrede eines Buches gleicht der Antichambre eines Salons, in welcher der Fremde bei seiner Anmeldung so lange verweilt, bis der Wirth die Flügelthür seines Empfangs-Zimmers öffnet und zum Eintritt einladet. Der Herausgeber will seinen Gast nicht lange in seiner Vorrede antichambriren lassen und ihn nach wenigen Worten in das Innere führen; die wenigen Worte sollen nur eine kurze Andeutung des Gesichtspunktes geben, von welchem der Herausgeber bei seiner Arbeit ausging; sie werden zu gegenseitiger Verständigung dienen und bewirken, daß man sich darauf um so freier bewege und vor Täuschung sicher stelle.

Der mannichfaltige Inhalt des vorliegenden Buches soll das gesellige Leben des Hauses mit neuem Reiz schmücken und in dessen Kreise Frohsinn und heitere Laune verbreiten. Der Rathlosigkeit wird er in Momenten, wo der Pulsschlag der Conversation ermattet, mit steter Aushülfe, Anregung und Rath zur Seite stehn und jedem Talente Gelegenheit geben zur Unterhaltung seine Spende beizutragen. Alle hier dargebotenen Materialien sind mit Ausnahme einiger Piecen, welche eine größere Vorbereitung und Proben nothwendig machen, leicht darstellbar und werden bei einiger humoristischer Inspiration der Darsteller weder Wirkung noch Zweck verfehlen, der Geselligkeit als Hebel und Stütze zu dienen und heiterste Belustigung hervorzurufen.

Und da das gesellige Leben hauptsächlich an solchen Tagen zur Blüthe gelangt, wo die Kreise des Alltagslebens durch festliche Gelegenheiten, Geburtstage, Hochzeiten und fröhliche Ereignisse unterbrochen werden, so sollen die Festtage des Familienlebens durch das

vorgeführte Material eine besondere Weihe erhalten. Der oberste Grundsatz, der den Herausgeber in seiner Anordnung leitete, war der, wirklich Schönes, Anmuthiges und Passendes zu reichen und dem rohern Geschmack entgegenzutreten, wenigstens das Plumpe, roh Burleske aus seiner Umfriedigung zu bannen und dem reinen Scherze und dem von wirklichem Geist, Witz und Humor getragenen Producte den Eingang zu öffnen.

Schließlich ist er sich bewußt, daß er in solchen Kreisen nicht in in der Function eines Dictators, sondern als Berather lediglich auftritt; daß das Dargebotene unmöglich jedem Zweck dienen kann, daß er nur, soweit es ausführbar war, möglichst Vieles und Schönes in Mannichfaltigkeit bietet, daß aber Vieles davon nur als Umriß und Gerüste verbraucht werden kann, zu welchem Schmuck und Einsatz besonders zugefügt werden müssen.

Humoristische Scenen

für eine oder mehrere Personen

und

dramatische Darstellungen

zur Aufführung

in gesellschaftlichen Cirkeln.



Die Darstellung eines Wachsfiguren-Kabinets ist eine der ergötzlichsten Unterhaltungen für eine größere Gesellschaft und um so besser geeignet für verschiedene Kreise, als man in Bezug auf Inhalt und Umfang große Freiheit hat, und die Kosten der Ausführung nach Belieben oder Erfordern verringert werden können, ohne der erwünschten heiteren Wirkung zu schaden. Was die Bühne betrifft, so genügt es, hinter einer geöffneten Flügelthüre ein etwa 10 bis 12 Zoll hohes Podium aufzustellen und dasselbe mit dunkelfarbigem Zeuge ringsherum dergestalt zu drapiren, daß es von beiden Seiten zugänglich ist. Beleuchtet wird die Bühne durch einige oberhalb der Thüröffnung und allenfalls auch an den Pfosten angebrachte Schirmlampen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Wirkung der dargestellten Figuren durch eine entsprechende helle Beleuchtung wesentlich erhöht wird. Die Kostüms brauchen weder sehr reich noch sehr treu zu sein. Wenn Letzteres durch das Anbringen von einigen wesentlichen, der betreffenden Figur angehörigen Attributen (wie z. B. bei Wilhelm Tell die Armbrust, bei Othello die schwarze Maske und der Kaftan, bei der Jungfrau von

Orleans Helm und Panzerhemd) nur insoweit erzielt wird, daß die Zuschauer die Absicht, diese oder jene Figur darzustellen, erkennen, so genügt dies nicht allein, sondern oft wird gerade durch die Mangelhaftigkeit oder Aermlichkeit des Kostüms die parodistische Wirkung noch bedeutend erhöht werden. Was endlich die Auswahl der darzustellenden Figuren betrifft, so gilt dafür als erste Regel, daß dieselben den Zuschauern bekannt seien, als zweite: daß sie sich zur parodistischen Darstellung eignen und für eine komische Erklärung genügenden Stoff bieten. Ist dieses der Fall, so hat der Bearbeiter der letzteren die größtmögliche Freiheit, je nach der Kenntniß seines Auditoriums, Anspielungen und Beziehungen auf lokale, persönliche, politische und andere Verhältnisse in die Erklärung zu verflechten. Derjenige, welcher den Vortrag der Erklärung übernimmt, wird dabei die Rolle des Inhabers des Wachsfigurenkabinets zu spielen, und demgemäß die entsprechende komische Vulgarität in Ton, Ausdrucksweise und auch im Kostüm anzunehmen haben. Diese Form ist auch bei der Abfassung neuer Erklärungen beizubehalten, wenngleich es auch hierbei auf eine ängstliche Konsequenz nicht ankommt. Sehr wesentlich für die Wirkung des Vortrages ist es, daß derselbe fließend und ohne Stockung gehalten werde, daher diejenigen, welche sich nicht auf die Treue ihres Gedächtnisses so weit verlassen können, daß sie ihn auswendig halten können, besser thun, ihn abzulesen.

Indem wir nachstehend einige Proben von Erklärungen geben, fügen wir dem, was wir oben über die Auswahl der darstellbaren Figuren gesagt haben, noch hinzu, daß im Allgemeinen Personen aus bekannten dramatischen (auch epischen, Roman- und lyrischen) Dichtungen, so wie bekanntere historische Persönlichkeiten und mythologische Figuren sich dazu am besten eignen, während z. B. Personen aus der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit im Allgemeinen weniger Stoff zu einer eben so harmlosen als belustigenden Erklärung darbieten dürften.

Einleitung.

(Dieselbe kann nach Belieben abgeändert, auch durch eine kürzere in prosaischer Form ersetzt werden. Auch wird die Wirkung noch erhöht, wenn die Namen des Kabinetsinhabers, des Wirthes, der Lokalität u. s. w. passend angebracht werden.)

Meine Damen und Herren, Sie schauen allhie
Die berühmte Wachsfiguren-Gallerie
Von Schlemberger*) und Kompagnie.
Vor allen Potentaten in der Welt
Haben wir unsere Figuren dargestellt,
Und überall erregten sie großen Reiz,
Von China bis nach Reuß-Greiz-Schleiz,
Vom Mondgebirg bis zu den Sudeten,
Von Mexiko bis Anhalt-Koethen;

*) Oder der Name des Kabinets-Inhabers.

Und überall fanden wir reichen Lohn
Durch Beifall, Gold und Dekoration.
Drum hoffen wir auch, heute von Ihnen
Uns gütigen Beifall zu verdienen.
Wir zeigen Ihnen berühmte Personen
Aus allen Zeitaltern und allen Zonen,
Sowohl Gestalten aus aschgrauen Sagen
Als gute Bekannte aus unseren Tagen;
Eine hübsche Auswahl von Wilden und Zahmen,
Von Schwarzen und Weißen, von Herren und Damen,
Personen von weit über Land und Meer
Und wieder Andre, die nicht weit her,
Von Riesen und Zwergen
Aus Wäldern und Bergen,
Von ganzen und halben Göttern
Und interessanten Missethätern.
Dabei findet eine Erklärung statt,
Was jede Figur zu bedeuten hat,
Und finden wird man ihr Konterfei
Dargestellt so ähnlich und treu,
Daß sie Ihnen sogleich sind bekannt,
Sobald ich von jeder den Namen genannt.
Erklären werd' ich, ob sie gut, schlecht, klug oder dumm,
Von allen das Wie, Was, Wo und Warum,
Die bösen Thaten, die ihnen gelangen,
Und auch das Gute, was sie begangen,
So weit die Historien oder die Mythe
Berichtet ihr Curriculum vitae.
Und nun geht's los; bitte, geben Sie hübsch Acht,
Und wenn's Ihnen recht viel Vergnügen macht,
So soll's mich nicht im Geringsten geniren,
Wenn Sie mit Hand und Mund applaudiren.

Othello, Mohr von Venedig,

kommandirender General in venetianischen Diensten und Gouverneur von Cypern, hat sich in der Geschichte durch seine Tapferkeit, sein Unglück in der Liebe und seine Gesichtsfarbe bekannt gemacht. Er war ein weitläufiger Vorfahr von Ira Aldridge, ist Erfinder der Eifersucht und betrieb dieses Geschäft mit solcher Leidenschaft, daß es zuletzt der Gesundheit seiner Frau sehr nachtheilig wurde. Diese edle Person, Testimonia genannt, war eine wirkliche Geheimerathstochter aus Venedig, sehr

schön von Gesicht, und ließ sich gerne Geschichten erzählen. Da Othello sehr weit in der Welt herumgekommen war und einen angenehmen Vortrag hatte, so hörte sie ihm ohne Ansehen der Person mit Liebe zu, und auf diesem Wege hatten sich beide zuletzt unter erschwerenden Umständen mit einander verheirathet. Sie folgte ihrem Gemahl nach Cypern, welches eine fruchtbare Insel im Mittelmeer ist und ihren Namen von dem daselbst wachsenden Cyperwein hat. Dort lernte sie einen Premier-Lieutenant v. Jagow kennen, welcher als Othello's Adjutant sich sehr bei ihr einzuschmeicheln wußte, aber hinter ihrem Rücken ein äußerst unmoralischer Mensch war. Kraft dessen gelang es ihm, seinen Chef auf einen Hauptmann Cassio eifersüchtig zu machen, welches so weit ging, daß der verblendete Gouverneur in der afrikanischen Hitze seines Geblütes den Cassio cassirte und sich gegen die gänzlich unschuldige Testimonia Verbal- und Real-Injurien erlaubte, ja selbige zuletzt, blos weil sie sich einmal eines Schnupftuches nicht bedienen wollte, mittelst eines Kopfkissens dergestalt außer Athem brachte, daß sie sich genöthigt sah, ihren schönen Geist aufzugeben. Fünf Minuten nach dieser Schauderthat erkannte Othello die erstickte Unschuld seiner Gattin, aber es war zu spät und alle sofort angestellten Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Entsetzt über seine Unthat wußte der unglückliche Gatte nichts mit seinem Leben anzufangen, darum endete er es, indem er sich in Gegenwart mehrerer Anwesenden eigenhändig erdolchte. Der Hauptmann Cassio wurde zur Belohnung provisorisch mit seiner Stelle bekleidet, der schändliche v. Jagow aber zum Gemeinen degradirt und zum Verlust der Nationalkokarde verurtheilt.

Shakespeare hat diese Geschichte zum warnenden Beispiel dramatisirt, und ist dies lehrreiche Stück Jünglingen beiderlei Geschlechts sehr zu empfehlen.

Iphigenia.

Wer von Ihnen, m. H., hat nicht von der Königstochter Iphigenia gehört, dieser liebenswürdigen jungen Prinzessin aus dem Alterthum, welche wegen ihrer Schönheit und grausamen Schicksale von Schiller und Göthe bearbeitet worden ist? Schon als kleines Kind wurde sie sehr mitgenommen, nämlich von ihrem Vater, dem König von Mizzenäh, zum trojanischen Krieg. Als nun der Papa Aga Mendelsohn unterweges einmal in Sturm gerieth, wollte er zur Beruhigung das arme Wurm den Göttern opfern, aber sie, nicht faul, wurde schnell von ihrer Pathe Diana nach Tauris, einer wilden Gegend der damaligen Geographie versetzt. Sie vollendete daselbst ihre Erziehung und erhielt späterhin eine Anstellung als Priesterin, erfreute sich auch einer sehr anständigen Behandlung, besonders von Seiten des dasigen Königs Thomas, welcher sich peu à peu in sie verliebt hatte. Aber Iphigenia beglückte ihn mit keiner Spur von Gegenliebe, sondern im Gegentheil, und wünschte nichts sehnlicher als bei der ersten Gelegenheit mit guter Manier aus diesem wilden Lande fortzukommen, welches bekanntlich später unter

dem Namen „Krimm" in's Russische übersetzt worden ist. Unterdessen waren aber Iphigenchen's Eltern zu Hause auf eine unangenehme Weise gestorben und es blieb nur deren schöner Sohn übrig, welcher aus diesem Grunde Borest genannt wurde. Selbiger war bei dem Tode seiner Mutter mitbeschäftigt gewesen, wodurch seine Gesundheit sehr angegriffen war; deßhalb beschloß er auch zu seiner Erholung auf Reisen zu gehen, und zwar in Gesellschaft seines Vetters Pilatus, mit dem er zusammen die Freundschaft erfunden haben soll. Zur Besorgung der Wirthschaft ließ er seine ältste Schwester zurück, welche Elektra genannt war, welcher auffallende Name auf Elektrizität hinweist.

Nachdem nun die beiden Freunde sich vielerlei weitläuftige Gegenden zu Land und zu Wasser besehen hatten, gelangten sie endlich auch mittelst eines Schiffbruchs an die Küste von Tauris. Von Niemand bemerkt, versteckten sie sich sogleich in einen Tempel, denn sie fürchteten sich mit Recht vor den in dieser Gegend grassirenden Menschenfressern, und wen erblickten sie in diesem Tempel? Iphigenchen, welche ihnen so liebenswürdig entgegenkam, daß sich Pilatus sofort und noch in nassen Kleidern unbekannterweise sterblich in sie verliebte. Bei dieser Gelegenheit erkannte er sie und stellte ihr folglich ihren Bruder vor, was ihnen natürlich allerseits sehr angenehm war. Sie wollten nun gern schnellmöglichst zusammen in die Heimath zurückkehren, wurden aber bei dem Versuche, heimlich durchzugehen, von taurischen Konstablern abgefaßt Indessen wußte Iphigenchen den König, der im Grunde kein Unmensch war, durch den Vortrag einiger passenden Verse von Göthen dermaßen zu rühren, daß er sich entschloß, sie alle gehen zu lassen und Iphigenchen sogar ein ziemlich gutes Zeugniß ertheilte, worin er als Grund der Entlassung angab: „Weil ich mich verändern will." Hierauf fuhren sie alle drei vergnügt nach Hause, wo Borest mit seinem Schwager Pilatus das Geschäft seines Vaters fortsetzte.

Aeltere Schriftsteller bringen noch Iphigenchen mit Gluck Gluck in Verbindung, woraus Einige scharfsinnig schließen wollen, daß sie dem Trunk ergeben gewesen sei. Dies ist aber wohl eine Verläumdung.

Karl und Franz Moor.

Hier, m. H., sehen Sie die lebensgetreuen Figuren der bekannten Gebrüder Moor. Karl, der Aeltere, war ein robuster, aber guter Mensch und sollte deshalb Oekonomie studiren. Franz, der zweite, hatte eine schwächliche Konstitution und verbarg unter einem pockennarbigen Aeußern eine nichtswürdige Seele, vermittelst welcher er hauptsächlich das Unglück anrichtete, welches Schillern den Stoff zu diesem Trauerspiele gegeben hat. Franz benutzte nämlich die studentische Abwesenheit seines Bruders dazu, denselben bei ihrem gemeinschaftlichen Vater so anzuschwärzen, daß dieser ihm nicht allein keine Wechsel mehr schicken wollte, sondern auch nach und nach gänzlich enterbte so wie verfluchte. Karl, durch die

heuchlerischen und aufreizenden Briefe seines hinterlistigen Bruders getäuscht, schwor nun Rache gegen seinen Vater und in dieser Gemüthsstimmung, welche noch durch drückenden Geldmangel verschlimmert wurde, stiftete er eine Räuberbande unter Mitwirkung mehrerer seiner Kommilitonen, welche sich praktisch im Forstfache ausbilden wollten, und zog mit ihnen in die böhmischen Wälder, wo damals noch etwas zu holen war. Inzwischen ging der lasterhafte Franz, nachdem er sich seines Bruders auf dieser Art entledigt hatte, seinem betrogenen Vater zu Leibe. Erst versuchte er, ihn durch allerlei Herzkränkungen zu Tode zu ärgern, als ihm dieses aber nicht gelang, ließ er ihn unter dem Vorwande, daß derselbe ewig leben wolle, in einen unbenutzten Keller lebendig begraben, wo aber dieser unglückliche Greis doch nicht starb, sondern unter drückenden Nahrungssorgen ein hohes Alter erreichte. Nun wollte Franz auch noch seine schöne Cousine „Amalia Du weinst,“ die verlobte Braut seines Bruders durch Güte oder Gewalt heirathen, aber dieses mißlang ihm, denn erstens hatte sie einen Treubund mit Karl geschlossen, zweitens war Franz viel zu häßlich, um dieses gefühlvolle Mädchen verführen zu können. Endlich aber kam der Tag der Vergeltung für diesen als Sohn und als Bruder so verhärteten Bösewicht. Denn Karl v. Moor, welcher nun „wirklicher“ Räuberhauptmann geworden war, kam an der Spitze einer ausgewählten Bande in seine betrübte Heimath zurück, entdeckte mit Hülfe einer Verkleidung und anderer Umstände, bei denen auch Amalia betheiligt war, Franzens sämmtliche Schlechtigkeiten, und war im Begriff, den bösen Bruder gebührend zu bestrafen, als dieser um den ihm drohenden Unannehmlichkeiten zu entgehen, sich mittelst eines Haarseiles, welches er nach ärztlicher Verordnung am Leibe trug, entleibte.

Karl wollte sich nunmehr auf seine Güter zurückziehen, seine rechtschaffene Cousine heirathen und zu dem Ende sein Geschäft als Räuberhauptmann aufgeben, aber diesem soliden Vorhaben widersetzten sich seine bisherigen Mitarbeiter in den böhmischen Wäldern, weil sie beim Verlust ihres Prinzipals einer brodlosen Zukunft entgegensahen. Aus dieser unangenehmen Bredouille wußte sich Karl nun nicht anders zu helfen, als unter vorheriger Erschießung seiner geliebten Amalia — welche doch keine Aussichten zu anderweitigem standesgemäßen Unterkommen mehr hatte — sich der Polizei, was man damals Gerechtigkeit nannte, eigenhändig auszuliefern, welche Gelegenheit er aber in überfließender Menschenliebe noch dazu benutzte, um einem armen Manne, welcher schon eilf bis zwölf lebendige Kinder hatte, noch helfen zu wollen.

Hiermit beschloß Karl Graf Moor seine interessante Laufbahn. Was diejenige seiner Spießgesellen betrifft, so wolle man sich deshalb in frankirten Briefen an die Redaktion des Publizisten wenden.

Johanna d'Arc.

Die Geschichte dieses seltenen, aber unglücklichen Frauenzimmers spielt in Frankreich, wo dazumal die Engländer herrschten, und zum Nachtheil der inländischen Fabriken und Manufakturen, das Land mit englischen Waaren überschwemmten. Es ist begreiflich, daß dadurch große Unzufriedenheit entstand, welche noch vermehrt wurde durch das „lümmelhafte" Benehmen reisender Engländer gegen Polizeibeamte und andere Nationen. In dieser Gährung suchte das Volk einen Anführer, was vom König nicht zu verlangen war, da er eine sehr schöne Geliebte hatte. Glücklicherweise war 18 Jahre vorher diese Johanna geboren und hatte als Tochter eines wohlhabenden Bauern, obgleich sie die Schule nicht besuchte, eine sehr vernachlässigte Erziehung genossen, weswegen sie als Hirtin diente. Da hatte sie nun einmal als erwachsenes Mädchen während eines Mittagsschläfchens einen Traum, worin sie eine gänzlich unbefleckte Erscheinung hatte und in Folge deren sich einen Helm nebst Degen kaufte, um damit gegen die Feinde zu ziehen. Mit hinlänglichen Erfahrungen in der Leitung des Rindviehes ausgerüstet, stellte sie sich nun an die Spitze ihrer unterdrückten Landsleute und verursachte in kurzer Zeit die Befreiung der Festung Orleans, welche so eben von den Engländern erobert und g e s c h l e i f t werden sollte, weshalb der König sie sogleich z u r J u n g f r a u v o n O r l e a n s m i t d e r S c h l e i f e ernannte. So schmeichelhaft für Johanna auch diese Auszeichnung war, so legte ihr doch dieselbe die Pflicht auf, unverheirathet zu bleiben, welches ihr bald darauf sehr unangenehm wurde, indem sie sich bei der nächsten Schlacht unversehens in einen jungen und sehr schönen englischen Offizier verliebte. In Folge dessen wurde sie schwermüthig und forderte ihren Abschied, aber auf vieles Zureden verstand sie sich dazu, noch einige Heldenthaten zu begehen, um die Krönung ihres Königs in Rheims zu ermöglichen. Auch dieses Geschäft besorgte sie zur Zufriedenheit des Königs, welcher nun nichts mehr dagegen hatte, daß sie kurz darauf in ein Scharmützel verwickelt und dabei von den Engländern gefangen genommen wurde.

Hier sind wir an dem Punkt angekommen, wo die Geschichte der Jungfrau auf zwei verschiedene Arten bearbeitet worden ist. Die Einen sagen nämlich, daß die Engländer Johanna nach kurzem Hexenprozeß rechtskräftig verbrannt hätten, während Schiller angiebt, daß sie nach Zerreißung einer soliden eisernen Kette aus dem Gewahrsam entsprungen sei, noch schnell eine Schlacht gewonnen und sich dabei einen gewaltsamen aber schönen Tod zugezogen habe.

Die Jungfrau von Orleans soll ausgewachsener Maßen eine Länge von 5 Fuß und mehreren Zollen gehabt haben, ohne den Helm; einen gesunden Teint, schwärmerische Augen, etwas sehr Einnehmendes zwischen Nase und Kinn und auf beiden Backen einige Neigung zum Bartwuchs. Obwohl in ihrer Jugend mangelhaft ausgebildet, sprach sie als M e n s c h doch geläufig französisch, als S t ü c k aber ein ausgezeichnetes Deutsch, welches noch heutzutage von gebildeten Mädchen zum Deklamiren benutzt wird.

Lady Macbeth.

Lady Macbeth ist ein Beispiel für gesittete Frauen und Jungfrauen, wohin ungezähmter Ehrgeiz, verbunden mit überspannter Ambition und Kinderlosigkeit den Menschen führen kann. Mit achtbaren Natural-Eigenschaften versehen, besaß sie u. a. einen Gatten, welcher eine ehrenvolle Stellung in der Armee seines Kriegsherren, des Königs Dunkahn von Schottland bekleidete, ohne dabei seine ehelichen Pflichten zu vernachläßigen, denn er konnte seiner Gattin nichts abschlagen. Dieses aber war sein Unglück, so wie das ihrige. Macbeth hatte nämlich zum zweiten Male eine Schlacht gewonnen, und wurde deshalb durch den König vom simplen Unterthan zum doppelten Ober-Than erhöbt. Diese schnelle Beförderung stieg ihm zu Kopfe, noch mehr aber der Lady, welche nun, in ihrer krönisch gewordenen Leidenschaft nur von einer Krone träumte, die sie mit ihrem Gemahle theilen würde. Als nun kurz darauf König Dunkhahn sich bei Macbeths zum Abendbrod und Nachtquartier hatte ansagen lassen, beredete die wohlgebildete aber gewissenlose Lady ihren allzu aber- und leichtgläubigen Gemahl nach gelungener Unterdrückung seines Pflichtgefühls zu einem geruchlosen Attentat auf den schlafenden Monarchen, welcher in Folge dessen, begleitet von zwei wachthabenden Kämmerlingen mit Tode abging. Macbeth bestieg hierauf den schottländischen Thron, auf welchen er, laut der Prophezeihung einiger landesüblichen Hexen, den nächsten Anspruch zu haben behauptete. Um auch für seine etwaige Nachkommenschaft zu sorgen, — denn man konnte nicht wissen — räumte er noch seinen Nebenbuhler Banko, — nicht zu verwechseln mit dem bekannten Hamburger — aus dem Wege, und wenn wir uns bei dieser Gelegenheit über die enorme Leichtigkeit wundern, mit welcher Macbeth auf dem Wege des Verbrechens weiterging, so müssen wir wohl auf die schwermüthige Betrachtung kommen, wie tief der Mensch sinken kann, wenn er sich nicht vor der ersten Mordthat in Acht nimmt.

Was nun Lady Macbeth betrifft, so sah dieselbe jetzt als Königin alle ihre Wünsche erfüllt, aber das Vergnügen dauerte nicht lange, denn, — wie man zu sagen pflegt — die Näh-Mesis schläft nicht. Bald wurde das verbrecherische Königspaar von seiner schuldbewußten Vergangenheit derartig mit Gewissensbissen heimgesucht, daß Macbeth mit jedem Bissen, den er zu sich nahm, einen Geist zu sehen glaubte, während sie sich im Gegentheil über häufige Abwesenheit des Geistes zu beklagen hatte. In diesem hier dargestellten Zustande, verbunden mit historischen Zufällen, wandelte sie Nacht und beschäftigte sich krampfhaft mit der Ausreibung eines hominösen Blutfleckens auf ihrer Hand, welchen aber kein Brönner auf der Welt hätte vertilgen können.

Ueber das Ende dieses lasterwürdigen Königspaares cirkuliren verschiedene Sagen. Nach der einen ist sie, die Lady, zuletzt eigenhändig gestorben, und Er, Macbeth nach einer Schlacht mit einem lebendigen Birnen-Wald von einem

ungebornen Menschen erstochen worden. Nach einem anderen, aber viel glaubwürdigeren Bericht kam er mit dem Leben davon und entfloh, worauf von den Behörden lange Zeit vergeblich auf ihn gefahndet wurde, bis er endlich ergriffen auf die Bühne geschleppt und zur Strafe noch in hohem Alter in Musik gesetzt wurde.

Hamlet, Prinz von Dänemark.

Dieser dänische Prinz, dessen Wechsel einem traurigen Schicksale — ich wollte sagen: dessen Schicksale einem traurigen Wechsel unterworfen waren, wurde hierdurch, so wie durch der Philosophie, welcher er sich gründlich befleißigte, zu einem — wie man sagt: „Photogen" unter den damaligen europäischen Prinzen so wie einigen gegenwärtigen, von denen er sich auch dadurch unterschied, daß er, so weit es bekannt ist, keiner stramm militairischen Erziehung genoß, weshalb er sich auch schon bei vorgerückten Kinderjahren über Mangel an Avancement zu beklagen hatte. Von seinem Vater unterschied er sich dadurch, daß er schon bei Lebzeiten Geist hatte, während Jener erst nach seinem Tode etwas davon erscheinen ließ. Dieser Todesfall erfolgte durch Ohrenbläserei, was darum sehr verdächtig war, weil diese Krankheit in der Regel weniger den Regierenden als den Regierten zu schaden pflegt und im Allgemeinen selten einen schnell tödtlichen Charakter hat; noch mehr aber steigerte sich der Verdacht, als die frisch verwittwete Königin kurz nach dem Leichenschmaus einen weitläuftigen Liebhaber und allerhöchst wahrscheinlichen Mörder des Seligen heirathete und zum König-Gemahl ernannte. In Folge dieser unangenehmen Familien-Verhältnisse wurde Prinz Hamlet theils melancholisch, theils stellte er sich verrückt, letzteres um den Verdacht an den Rachegedanken abzuleiten, über welchen er zu brüten für seine Schuldigkeit hielt, da ihm sein Vater als Geist dieses befohlen hatte. In diesem Zustande erstach er u. a. den Hofmarschall seiner Mutter, Herrn von Polonius, indem er ihn irrthümlich für eine Ratte gehalten hatte, machte aber dadurch dessen Tochter, die schöne Ophelia, unglücklich, die er zwar liebte, ihr aber trotzdem den Rath gab, in ein Kloster zu gehen, wozu sie indessen keinen Beruf spürte, sondern es vorzog, in einem Bache zu ertrinken. Dieser Vorfall war für Hamleten zwar nicht gleichgültig, jedoch setzte er sich auch darüber hinweg, um ganz ungestört seinen Racheplänen gegen seinen blutbefleckten Vatermörder nachzuhängen, denn entlarvt hatte er diesen scheinheiligen Bösewicht bereits bei Gelegenheit einer Theater-Vorstellung, wo ein Königsmord vorkam und er die Contenance verlor. Trotzdem zögerte Hamlet noch immer mit der Ausführung, weil er in Deutschland studirt hatte und sich zu übereilen fürchtete. Mittlerweile war der Bruder der Ophelia und einzige Sohn des mißverständlich verstorbenen v. Polonius von seinen Reisen zurückgekehrt, und als er das Unglück mit seinem Vater und seiner Schwester hörte, fing er an gegen Hamlet Rache zu schnauben, und von dem

König aufgehetzt, forderte er ihn zu einem Duell mit vergifteten Degen, wozu ihm der König, der Hamleten gern los sein wollte, das Gift lieferte. Dieser nahm die Herausforderung an, nachdem er sich vorher mit einigen Todtengräbern über die Unsterblichkeit der Seele, höheres Leichenfuhrwesen und andere kranologische Gegenstände unterhalten hatte, obgleich er es eigentlich als Prinz nicht nöthig hatte. Anderen Tages fand nun das Duell merkwürdiger Weise in Gegenwart des ganzen Hofes statt und um es kurz zu machen, will ich nur sagen, daß dabei zuerst Hamlet erstochen wurde, worauf dieser den König erstach, der aber vorher noch schnell der Königin Gift gegeben hatte, so daß bei dieser Gelegenheit alle Achnaten umkamen und der dänische Thron gänzlich erledigt wurde. Wenn damals schon Schleswig-Holstein existirt hätte, so wäre dieses eine gute Gelegenheit gewesen, denn es gab noch keinen Bundestag.

Erzbischof Hatto von Mainz.

Dieser mittelalterliche Kirchenfürst hat sich den Rheinreisenden durch seine seltene Grausamkeit so wie durch den Mäusethurm im Binger Loch bekannt gemacht. Als nämlich einst eine große Hungersnoth in Mainz entstand und schon lange Brod und Kartoffeln alle waren und die Leute alle barfuß gingen, weil sie auch schon ihre Stiefeln und Schuhe so wie sonstige eßbare Hausgeräthe und entbehrliche Kleidungsstücke verzehrt hatten, da schwelgte jener Bischof unbarmherzig in Austern und Champagner und anderen damaligen Leckerbissen. Ja noch mehr, er kaufte wie zwei Juden alles in der Stadt vorhandene Korn auf, wodurch er den Preis allein an der Börse festsetzte, so daß alle Differenzgeschäfte nach dieser Notirung regulirt werden mußten. Indem er hierbei ein schön Stück Geld gewann, wurde das murrende Volk endlich böse und fing an, ihn zu verwünschen und zu bedrohen. Hatto aber, der keinen Spaß verstand, ließ auf der Stelle ein Paar Hundert der hitzigsten Schreier in eine Kirche einsperren, worin sie, wie man sagt, durch Selbstentzündung jämmerlich verbrannten. Anstatt über diesem Unglück Reue zu empfinden, entblödete sich der erzgrausame Bischof nicht, des Schmerzgeheuls seiner verbrennenden Unterthanen noch zu spotten, indem er seinen geistlichen Zechbrüdern zurief: „Hört nur, wie die Kornmäuslein pfeifen!"

Allein dieses war der Vorsehung, obgleich sie dazumal noch mehr auf die Geistlichen hielt als heutzutage, doch zu viel und sie beschloß, ein Exempel zu statuiren. Kaum hatte nämlich Hatto die obenbemerkten ruchlosen Worte ausgesprochen, als plötzlich eine fabelhafte Menge von Mäusen, mit Ratten vermischt, aus allen Ecken, Ritzen und Kommoden hervorkam, zum Entsetzen der Anwesenden auf die Tische sprangen und mit unglaublicher Geschwindigkeit alle Speisen und Getränke verzehrten. Vergebens bot der erzbischöfliche Kammerjäger alle Vertilgungsmittel auf, vergebens nahm man selbst zum Schießgewehr seine Zuflucht, im Gegentheil — das Ungeziefer vermehrte sich noch mehr, ja, als es alles Eß-

bäre verzehrt hatte, machte es sich an die geheiligte Person des Bischofs selbst, welche es zu beknabbern anfing. Da wurden Alle noch entsetzter, die Gäste liefen davon, der Erzbischof aber, in der Hoffnung, seiner Angreifer los zu werden, befahl anzuspannen und fuhr in einem Kahn über den Rhein nach jener Insel hin, die ganz mit Rheinwasser umgeben ist und einen soliden Thurm enthält. Wie er aber mit einem Gefühl der Sicherheit aus dem Fenster dieses Thurmes hinaussah, was erblickte er da? Vom Wasser war gar nichts zu sehen, nur Himmel und Mäuse. Da erschrak er, aber kaum hatte er sich erschrocken, so kletterten auch die Mäuse schon den Thurm herauf durch den Fenstern und Dachluken, nagten sich durch den eisernen Thüren zum Gemache des Bischofs durch, fielen über ihn her und fraßen ihn trotz seines beharrlichen Sträubens bis auf einige Knochen gänzlich auf. Ob Hatto in der Folgezeit noch heilig gesprochen wurde, ist mir nicht bekannt, doch sollen mit jenen Knochen als wunderthätige Reliquien späterhin noch gute Geschäfte gemacht worden sein. Daß aber die ganze Geschichte wahr ist, beweißt der Thurm, welcher noch heutzutage als Ruine eine der schönsten Gegenden des Rheines ausmacht.

Die drei Grazien.



Hier, m. H., präsentiren sich Ihnen die in der Vorzeit berühmt gewesenen und auch heute noch geachteten drei Grazien. Sie sind geborne Drillinge, jede für sich betrachtet ist jedoch ein Illing. Sie lebten im heutigen Griechenland und

sollen daselbst die Bildung und den guten Geschmack erfunden haben. Daß sie auch Erfinderinnen der Crinoline waren, behauptet zwar der Hoflieferant Behrens in Berlin, es wird aber von Geschichtsschreibern bezweifelt, welche den Successions-Verhältnissen des neuesten französischen Kaiserthrons nahe stehen. Die Grazien müssen sehr schön gewesen sein, denn sie sind sehr oft ausgehauen, gemalt und gestochen worden. Wenn es ihnen demnach an Courmachern nicht gefehlt haben kann, so sind sie doch nie in den Stand der heiligen Ehe getreten, woraus man schließen will, daß die drei Schwestern Mitglieder eines barmherzigen Ordens gewesen sind, worauf der ihnen beigelegte Namen Charitinnen — Soeurs de charité — hindeutet. Von ihren Familien-Verhältnissen ist nicht viel bekannt, doch sollen sie verschiedene, zum Theil hochgestellte Eltern gehabt haben. Ihre Vornamen sind Euphrosyne — welches auf Frohsinn deutet, Achlaja — die Seufzende, Schwermüthige — und Hejamone oder Herjemine — die Fromme, Andächtige. In diesen Bedeutungen sehen Sie die drei Schwestern hier dargestellt. Kenner der Antike werden die Treue der Kostüms bezeugen. Die Gesichter sind nach den besten Mustern geschnitten, die Stellungen klassisch, die Drappirungen eben so rücksichtsvoll als malerisch, der Ausdruck edel. Spuren äußerer Gewalt fehlen.

Gelegenheit macht Diebe.

Ein Solo-Scherz.

Der Stiefelputzer Strobel lehnt an einem Tische, auf dem ein volles Schnapsglas steht und ein Zweithalerstück liegt. Auf einem Stuhle befinden sich ein Paar Schuhbürsten, auf der Erde mehrere Stiefel.

Nee! so wat lebt nich! — Hat mir der Stubente und seine Collegen hier uff 'ne halbe Stunde ingeschlossen! — „Strobel" hat er gesagt, „an Eure Nase kann man's seh'n, Ihr habt 'ne gewisse Schwäche vor's Jeistige, — (er macht die Geberde des Trinkens) Strobel, sagte er, hier sind zwee blanke Dhaler, die sind eure, hat er jesagt, wenn ihr de Stiebeln putzen könnt, ohne den Schnaps hier zu vertilgen. Wollt ihr mal den Versuch machen? Wir haben d'rum jewettet!"

„Na ob!" sagte ick, — „woso nich Herr Senior?" I da müßt' ick ja doch een Schafskopp sind, wenn ick ihm, — nee, die zwee Dhaler sollen Ihnen nich wieder ins Thortemonneh drücken, dabruff können Se Jift nehmen, — sagte ick.

Dabernach schlugen se een sehr chikanefes Jelächter uff, und dann sind se raus jejangen.

Und nu steh' ick alleweile hier alleene mit de Stiebeln, mit des Wichszeug, mit'n Schnaps und mit des Zweedhalerstück!

Zwee Dhaler! wovor ick zwee Stubenten eenen janzen Monat muß wichsen und se ausklopppen, unjerechent de Looferei, und manchmal haben se noch Kanonen!

(Er nimmt das Jeldstück in die Hand und besieht es.) Et is en richt'ger Sterbedhaler, — nu warte man, Du sollst bald jenung dodtjeschlagen werden, wenn ick Dir erscht habe. —

(Grübelnd) Wie ville kann man dabervor? Een großer kost't een Groschen, — een Dhaler hat 30 — zwee — (murmelt wie kopfrechnend) Hurrjes! das macht

60 Schnäpse, und ick sollte diesen eenen? (deutet auf's Glas) Na, dieses könnte mir retten! Nee, so bin ick denn doch nich uff den Kopp jefallen, mir so zu verplempern, — jonich Strobel, des zieht nich.

(Während der letzten Worte ist er schnell zum Stuhle getreten, hat Stiefel und Bürste ergriffen, und putzt darauf los.)

Es ist eijentlich eene Beleidigung, is es mir vor so'n Dämelfritzen zu halten! — Wo kann sich denn der Herr Senior man so wat bei mir raus nehmen; macht eine Pause und blickt auf).

Ick bin een Wichsier, der schonst seine dreißig Semester vor den Glanz von de hiesige Universität sorgt, und nu kommt mir so Eener uff die Art? (er putzt weiter.)

Na, na, Strobel! nich so kitzlich uff's Poeng Donnöhr, räche Dir uff 'ne jebildete Weise, un kränke ihm um die zwee Dhaler! — (kleine Pause.)

(Er lacht auf einmal in sich hinein.) Hä, Hä! Des is nu doch een jebildeter Mensch, un er drägt 'ne Brille, un seine Eltern haben ihm was lernen lassen, un se habens jewiß ooch nich übrig, denn se schickens ihm knapp jenung, — un, nu schmeißt er's uff so 'ne Weise aus 's Fenster! (putzt weiter.)

Et sind komische Leute, diese Studenten, — se haben manchmal Einfälle, wie'n — (hält plötzlich mit dem Putzen inne). Schwerebrett! da fällt mir inne, — na, des wäre wirklich nich ohne, — am Ende hat der Herr Senior ooch so'nen Einfall mit mir jehabt, und der Schnaps — et is aber kaum möglich. — Der Schnaps wäre jar keener! (kleine Pause) dann wirft er die Bürste auf den Stuhl, und eilt zum Tisch, behält aber den Stiefel auf der Hand.)

J! da muß ich doch gleich mal — (stützt sich mit beiden Händen auf den Tisch.)

Er sieht, weeß Jott, wie reenes Wasser aus, Farbe hat er nich! Schaafskopp! die braucht er ooch nich! (er beugt sich über das Glas.)

A—h, — merkst de was? so riecht keen Wasser! (er nimmt das Glas und riecht daran, dann schnalzt er mit der Zunge.) Ei weih! ob es Kümmel is! Un een Doppelkümmel is es! Un von Gilka! Die Sorte kenn' ick!

(Kleine Pause, während er am Glase riecht, und mehrmals mit der Zunge über die Lippen fährt.)

Der hat 'ne Blume! Des muß wahr sind! Er schmeichelt sich ornd'tlich an!

(Unwillkührlich öffnet er den Mund und setzt zum Trinken an, plötzlich besinnt er sich, stellt mit einem Ruck das Glas fort, schlägt mit dem Fuß auf den Tisch, eilt zum Stuhle, ergreift die Bürste und putzt hastig weiter, während er den Anfang der Melodie von „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" pfeift.)

Et is wahrhaftig 'ne böse Welt, — eenen armen Menschen wird et sauer jenung gemacht, durchzukommen! Als, wie zum Exempel, ick! — Des Morjens mit de Hähne raus aus't warme Bette, un denn das Jerenne Trepp uff, Trepp ab, von Eenen zu'n Andern, — uff'n nüchternen Magen die ville Stiebeln un die sonstige Kleederage, — dabei keen Kaffee und keen jarnischt! — Un wenn Unsereens flau wird, bei'n Budiker rinn fällt, un 'nen Kleenen hinter die Binde gießt, denn is man een Söffling?! Wo bleibt da die Moral?! (kleine Pause.)

Heute habe ick mir ooch noch nischt bieten können, — et is der Letzte von's Monat, — morjen giebt et erscht wieder Honorar, — — von's Pumpen bin ick keen Freund, besonders, wenn man Nischt mehr jepumpt kriegt, — mir is sehr nüchtern um die Taille. — Ach wat, Strobel! (blickt zum Tische hinüber) Da sind zwee Dhaler, — dat sind 60 Große, nachher, bumms! in 'n Keller, un, bei Jott! rausdragen sollen se mir müssen! (kleine Pause.)

(Auf einmal wirft er Stiefel und Bürste mit Gewalt zur Erde.)

Weeß der Deibel! Der verdammte Kümmel läßt mir keine Ruh! (blickt hinüber.)

Er riecht in eensweg bis hier rüber! (geht langsam zum Tisch.)

Kosten könnt' ich ihn am Ende, — wer soll denn des gleich merken? (er erhebt das Glas und blickt hindurch.)

S'is doch doll, — nach Nischt sieht er aus un is doch — der reene Zucker! — Na, — een Droppen!

(Er schlürft behutsam ein klein wenig) und schnalzt mit der Zunge.)

Es is 'n wahrer Segen, — noch'n Dröpp'ken!

(Setzt das Glas an die Lippen, schlürft wieder behutsam, mit einem Male gießt er den Kümmel hinunter.)

Brrr! (er starrt mit weit offenem Munde das leere Glas an, setzt es dann hastig auf den Tisch, und ruft)

„Ochse!" —

Wie Nitschke in die Gartenstrasse kam.



Knobbs und Nitschke, zwei Arbeitsleute, begegnen sich.

Knobbs. J juten Dag, Nitschke, — seh' ick Dir ooch mal wieder?
Nitschke. 'N juten Morgen, Knobbs, — des kommt woll vor!
Knobbs. Nu sage mal, Menschenkind, wie bist Du denn neulich zu den Budiker in de Jartenstraße jekommen? Du wohnst doch an's Cottbusser Dhor! —
Nitschke. Wo uff eenmal die Keilerei losjing, und se mir rausjeschmissen haben?
Knobbs. Den mein' ick! Ja, hör 'mal, Du bist doch sonst een stiller Mensch, — wie kannst Du denn so 'nen Krakehl anfangen?
Nitschke. Knobbs! Als wie ick, anfangen? Nee! Da verkennst Du mir, — ick habe noch de Beulen an 'n Kopp.
Knobbs. Doch jut! aber wie bist Du überhaupt in die Jegend jekommen?
Nitschke. Det will ick Dir bald erklären, — kurz und jut, es war nämlich jrade mein Jeburtsdag —

Knobbs. Dein Jeburtsdag, — i da jratulir' ick nachträglich —

Nitschke. Bitte, janz uff meine Seite. — Also, ick sagte zu meine Schlafwirthin, — Du kennst se ja, de dicke Jründlern, — na, an de Wieje is es ihr ooch nich vorjesungen worden, des se mal blos Schlafburschen haben würde, — vor 40 Jahren als noch der Jraf — nee doch, et sind knapp 30, — nu, der könnte ooch noch leben, warum schießt sich so'n Mensch dodt, — wenn ick meinswegen ein Ritterjütken hätte, un schöne Pferde und jebild'te Mächens in Sammt un Seide, — alle Daje würd' ick reiten, denn wovor hätten se mir denn bei de Cafallrie jezwiebelt? Obgleich eijentlich meine Brust nich von de stärksten is — aber —

Knobbs. Du sagtest also zu Deine Schlafwirthin —

Nitschke. Du meinst de Jründlern? Ach, ja so! — Jründlern, — sagte ick, — nu hab ick's dick, — ick jebe Ihnen 3 Daje Bedenkzeit, entweder versoofen se jleich den kleenen Hund, oder ick bin hiermit ausjezogen! — Denn worum nich, Knobbs? Du bist een jerechter Mensch, der lieber selber Unrecht dhut, als des es een Anderer leidet, — es war mir zu doll! — Alle Morjen lag des Beest uff mein Bett, un bei's Uffwachen hatt' ick nasse Füße! —

Knobbs. Na, hör mal, des is ooch keene Ordnung nich —

Nitschke. Also, kurz un jut, — ick nehme meine Mütze un jehe aus de Dhüre, die Treppe ruff —

Knobbs. Runter!

Nitschke. Ruff, — es war nämlich ein Keller, un een neies Haus mit Schwamm, — so kriegt mir ooch wieder Keener zu wohnen! — Et lief man so von de Wände runter, un wenn's Jrundwasser kam, denn war's noch feuchter! Wie des de Kammern erlauben —

Knobbs. Du stand'st also vor de Dhüre —

Nitschke. Richtig. Also kurz un jut, — schräg über von's Haus, da is die neie Straße. — Schwerebrett! wie heeßt se doch jleich — is es de Möglichkeit! kann ick woll uff den Namen kommen! — ach! Du wirst'n schon oft jehört haben, — er is beinah so, wie — — stille mal! i wat red' ick denn! Ick jloobe beinah, die Straße hat noch jar keinen Namen, — ja so wird et sind, — aber et schadt nischt, die Rede is schon von jewesen, des se eenen kriegen sollte. Das Eckhaus is jrün, — nee, — jrün is eijentlich nich, es is woll mehr roth, na, des spielt hier ja kene Rolle, — des Haus nu hat sich der Töpper gebaut —

Knobbs. Wat vor'n Töpper? —

Nitschke. Knobbs! Den kennst Du nich mehr? — Bei die Einholung von de Prinzeß Viktoria, waren wir da nich zusammen? — wir hatten uns 'ne Wurscht jekooft, — hör' mal, Knobbs, — nich wahr, die Kälte war den Dag höchst spinöse, — ick war noch uff'n Abend janz klamm, — sie hätten ihr immer können een Bisken uffschieben, wenn's warm war, aber —

Knobbs. Du verloosst Dir wieder, —

Nitschke. Na, na, — nich drängeln! — Wie ick also uff den Dönhofs-Platz komme, — et war jrade Marcht —

Knobbs. Nanu, — uff den Marcht bist de mit eenmal?

Nitschke. Kurz un jut, sagt der Töpper zu mir: „Nitschke, sagt er, — een Haus habe ick, nu will ick mir Dauben koofen, — mein Vater hatte ooch welche, — als Junge bin ick von 'n Schlag jefallen un habe mir's Been jebrochen, — darum möchte ick jerne zehn Paar Kröpper und Pfauendauben, det sind doch de lohnendsten, — Nitschke, sagt er, — Sie können mir bei's Koofen helfen. Jut, sag' ick, was Dragen besagt, sehre gern, aber sonst hab' ick keene Wissenschaft von die Zucht! — Wird jrade bei die Dauben Keener ran können, sagt der Töpper: Nitschke, sagt er — da is 'ne Destillation, wie wär's — die Dauben fliegen nich weg! Werden wir nu rin jehn un 'ne Weile recht verjnügt sind, — wie wir wieder raus kommen is et beinah duster und keen Marcht mehr, un keene Dauben und keen jarnischt! —

Ick wundere mir natürlich; der Töpper aber, was ein sehr reizvolles Jemüth is, wird sehr deutlich, spielt mir immer mit de Faust vor de Oogen rum, un bedient sich Ausdrücke, weil ick ihm nich an die Dauben erinnert habe. —

Siehste Knobbs, — ick bin een friedlicher Mensch, aber den Töpper — jlücklicherweise kommt Spatner un schreit mir heimlich in's Ohr — „Nitschke, — schreit er, gieb mir deinen Arm, et kommen Schutzmänner!" Wir also muksstille ab, un singen blos manchmal, daß die Leute uns ausweichen, — uff'n Pariser Platz steht Spatner uff eenmal stille un sagt: Nitschke, sagt er, es is eejentlich jemein, daß wir so verjnügt zusammen sind, wo hingegen doch Dein Stiefschwestersohn meine Schwiegermutter ihre Nichte mit Liebe in 'n Plötzensee versoofte! —

Knobbs. In 'n Plötzensee?

Nitschke. Wie ick Dir sage, — et is un bleibt 'ne faule Jeschichte, darum aber eijentlich Keener nich Schuld hat, denn, wenn's nich so kam, hät's anders kommen können, aber die Jette ihr Vormund, der war nich so, un nich so Na, überhaupt, des is een Mensch, des war eene Zeit, wenn ick an die gedenke — kurz und jut, da ließe sich een Versch druff machen, — zuletzt hat'n aber ooch der Deibel jeholt, das heißt, eijentlich nich der Deibel, sondern de Pollezei, — man weeß nich recht worum, — na! ich sagte immer, — et scheint mir kein juter Mensch zu sind! Ueberhaupt Erfahrungen kann man machen, — Thue recht und scheue Niemand — aber immer hilfts ooch nischt, — denn worum? Kommt der Mensch mal in die Jahre, denn is es ebensoviel, — wenn er denn man weeß, wo er's sonst hernimmt, — aber Unrecht leiden, ohne Noth, ick sage Dir Knobbs, des dhut weh — sehr weh, sage ick Dir! — Aber mir trifft's immer! Ick werde immer rausgeschmissen, —

Knobbs. Du wolltest mir von de Jartenstraße —

Nitschke. Nu ja, eben, da haben se mir ooch, — un des war nich in de Ordnung, denn — Horrjes! et schlägt schon ¾, un um 6 Uhr muß ick uff'n Bau sind, kurz un jut, das Uebrije nächstens. — Atjes, Knobbs!

(geht ab.)

Knobbs. (ruft ihm nach) Nitschke! ick weeß ja noch immer nich, wie Du in de Jartenstraße jekommen bist! — Er hört mir nich! Na, denn wär' ick mir woll so trösten müssen.

Unterhaltung zwischen einem Schwerhörigen und einem Schnüffler

in einem Bierlokale. Letzterer leidet seit seiner Kindheit am Stockschnupfen und kann in Folge dessen den Buchstaben l nicht aussprechen.

Der Canzleirath Dürr sitzt an einem Tische und liest die Zeitung, der Rentier Lachmann tritt ein, sieht sich nach einem Platze um, geht dann zum Tische des Canzleiraths, den er begrüßt und sich niederläßt.



Lachm. Entschuldigen Sie, dieser Pnatz ist wohn neer?

Dürr. (hat zwar die Hand hinters Ohr gelegt, um besser zu hören, aber doch nicht verstanden, er reicht ihm den Publizisten, der unter seinem Elenbogen lag.) O gewiß, ich habe ihn schon lange durch.

Lachm. (Sieht ihn verwundert an, nimmt aber mit einer Verbeugung das Blatt; — für sich) Der ist vertieft in die Recktüre (er liest seinerseits.)

(Einige Zeit lesen Beide ruhig nebeneinander, dann legt Dürr geräuschvoll die Zeitung bei Seite, Lachmann blickt auf, worauf Dürr ihm zunickt.)

Dürr. Es chreift doch sehr die Augen an.

Lachm. (Legt ebenfalls die Zeitung bei Seite.) Das ist die Fonge vom Gasnicht.

Dürr.	So, Sie finden das nicht? Freilich, Sie tragen auch keine Brille.
Lachm.	Im Gegentheil! ich hante es auch nicht nange aus.
Dürr.	Das muß ein Segen sein? Jawohl, es giebt doch immer viel zu lesen.
Lachm.	(Für sich) Der versteht Annes auf eigne Art, ich gnaube, ich muß nauter sprechen! (laut) In Bernin giebt es täguich vien zu nesen.
Dürr.	(Blickt ihn verwundert an.) Lediglich in Wien zu genesen? Aber ich bitte Sie, wir haben hier doch so viele Mittel und geschickte Aerzte.
Lachm.	(Für sich.) Nauter kann ich doch nicht sprechen, — meinetwegen verstehe er, was er winn. (laut.) Sie meinen wohn Petsch und den Hoffschen Manzextrackt?
Dürr.	(Lächelnd.) Mannsextrackt? Ei, ei, das ist spaßhaft! — He, he, wenn das zu kaufen wäre, — he, he!
Lachm.	(Lachend) Dann würde die Dipnomatie nicht so oft rathnos sein;
Dürr.	Rathnows Steine? Ja es ist schändlich! Also Sie haben es auch gelesen? Nun, der Mann verdient hart bestraft zu werden, er berechnet Rathenower und nimmt dann Ausschuß, — kein Wunder, wenn das Haus eingestürzt ist.
Lachm.	Gnücknicher Weise vernor Keiner das Neben.
Dürr.	Daneben?
Lachm.	Wie mans nehmen winn!
Dürr.	Da haben Sie Recht, — das ist Niemands Gewinn.
Lachm.	(Lächelnd) Neider verstanden Sie mich eigentnich fansch!
Dürr.	Ganz meine Ansicht.
Lachm.	Das bedarf wohn noch der Regunirung.
Dürr.	Natürlich! Die Regierung ist liberal, das sollte genügen, — wozu also dies Drängen?
Lachm.	(Für sich.) Ach so, — meinetwegen können wir auch davon sprechen (laut) Wenn aber Einer niberan ist, so sonn er auch niberan handen!
Dürr.	Nie mehr abhanden? Nein, die Verfassung gewiß nicht. Da können Sie ganz ruhig sein! Aber die alten Beamten auch nicht, und das ist gut. — Sehen Sie, ich bin auch ein alter Beamter, lieber Gott, man ist Kanzleirath und genießt sein Ansehn, — mit wem habe ich die Ehre? Auch Beamter?
Lachm.	Thut mir neid, ich bin bnos Rentier und heiße Nachmann.
Dürr.	Neid? O bewahre, das glaube ich auch nicht von Ihnen — Ihr werther Name?
Lachm.	(Sehr laut.) Ich sagte es naut genug! Ich bin Herr Nachmann!
Dürr.	(Verwundert.) Hernach wollen Sie es mir sagen? Warum denn nicht gleich?
Lachm.	(Noch lauter.) Nachmann heiße ich!
Dürr.	(Hält sich die Ohren zu.) Aber so schreien Sie doch nicht so! Sie halten mich wohl für taub? Nur beim Witterungswechsel höre ich auf diesem Ohre etwas schwerer, — heute aber geht es ganz gut, mein werther Herr Nachmann.

Lachm. Entschundigen Sie, ich heiße Nachmann!

Dürr. (etwas pikirt.) Ereifern Sie sich doch nicht, — ganz recht Nachmann, — o ich habe schon recht gehört, Herr Nachmann!

Lachm. (gereizt.) Sie wonnen mich wohn beneidigen?

Dürr. Versteht sich, ich ließ mich vereidigen! Wer sein Vaterland liebt, bleibt im Amt.

Lachm. (piquirt.) Ich weiß wirknich nicht, ob Sie mich nicht verstehen wonnen?

Dürr. (lächelnd.) Nu, das läßt sich halten, wir stehen auch nicht immer in Wonnen.

Lachm. (für sich.) Der Mensch ist langweinig, — sowie ich mein Bier aushabe, gehe ich!

Dürr. Wenn man nicht die Subalternen hätte zum Ausbaden, dann wäre es schlimm.

Lachm. Ernauben Sie, das ist ja eine niebniche Phinosophie!

Dürr. Wie so'n Vieh? O wer wird so etwas aussprechen, — es kann aber doch gewiß nicht anders sein, denn es war immer so.

Lachm. Ich sonnte meinen, in einer gebindeten Verwantung — es könnte doch neicht —

Dürr. Ich glaube nicht, daß es noch steigt, — Excellenz hat uns einmal für Ehrenmänner erklärt — also —

Lachm. Sprechen wir darüber erst nieber nicht —

Dürr. Der Stieber nicht? Erlauben Sie, ich bin Beamter, vermeiden wir solche Gespräche.

Lachm. Ich winns ja gar nicht, das ist ja noch donner!

Dürr. Aber warum fluchen Sie denn so entsetzlich!

Lachm. Ich fnuchen? nun hab' ich's satt anneweine!

Dürr. Eine Kanne Wein? Zu so später Stunde würde ich es Ihnen nicht anrathen.

Lachm. (trinkt wüthend sein Bier aus) Hon Sie der Geier! Neben Sie wohn!

Dürr. Sie wohnen neben mir! Ei, das ist hübsch, da können wir zusammen nach Hause gehn! lieber Herr Nachmann! (er trinkt ebenfalls sein Bier aus.)

Lachm. Himmen und Hönne! Die Ganne näuft mir über! Das ist zu vien! (er stürzt hinaus)

Dürr. (sieht ihm kopfschüttelnd nach.) Ein sehr ungebildeter Mensch! Erst drängt er sich Einem zur Unterhaltung auf, und wenn man sich mit seinem losen Sprechen herumgequält hat, dann läuft er davon, ohne gute Nacht zu sagen, — Kanzleirath! Du hast Dich heut weggeworfen! — (Er nimmt gravitätisch seinen Hut und geht hinaus.)

Der Gang nach dem Eisenhammer.

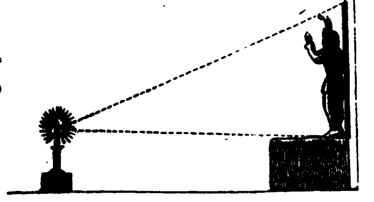
Ein Schattenspiel.

Um diese Darstellung zu ermöglichen, muß über einen großen hölzernen Rahme — dessen Stelle auch eine breite Thüröffnung vertreten darf — weißes Zeug, (Kattun) so gespannt werden, daß keine Falte sichtbar ist. Während nun der Zuschauerraum dunkel bleibt, wird hinter der Kattunwand in einer angemessenen Entfernung (ca 10—15 Fuß) eine sehr helle Lampe gesetzt, und zwar so tief, daß sie an die Füße der hinter der Wand agirenden Person reicht. Durch diese Beleuchtung erscheint die Kattunwand als eine hellerleuchtete weiße Fläche in dem dunkeln Zuschauerraum, auf welche die Schatten der hinter der Wand — also zwischen Lampe und Wand — handelnden Akteure in scharfen Umrissen erscheinen.

Die handelnden Personen haben stets im Profil zu agiren und die Bewegungen ihrer Glieder nur nach hinten oder vorn zu machen, da jede Bewegung nach der Seite sich nicht im Schattenbilde ausspricht.

Die Darsteller binden Pappmasken an die Seite des Kopfes und zwar so, daß die Maske über den Kopf und das Gesicht ragen, damit die in dieselbe eingeschnittenen Augen und Mund nicht durch das eigene Gesicht gedeckt werden. Gleichermaßen können einzelne Theile des Kostüms von Pappe ausgeschnitten und nur an die Seite angebunden werden. Gut ist es, die Maske so anzubinden, daß der Darsteller nach der Kattunwand schielend, sein eignes Schattenprofil sehen und dabei controlliren kann, ob er auch genau die Richtung festhalte, welche erforderlich ist, damit die Lampe das scharfe Profil auf die Kattunwand werfe. Zu diesem Zwecke ist es gut, die Scenerie so einzurichten, daß der Darsteller so viel als möglich stets von derselben Seite auftreten kann.

Die nebenstehende Zeichnung wird es verdeutlichen, wie sich Lampe, Wand und Darsteller zu einander verhalten.



Dicht hinter der Lampe sitzt der Vorleser, welcher das Gedicht strophenweise vorträgt und die einzelnen Scenen dadurch schließt, daß er einen Schirm vor die Lampe stellt, wodurch die sonst erhellte Kattunwand gleich dunkel erscheint. Beginnt die neue Scene, so wird einfach der Schirm vor der Lampe weggenommen.

Die Masken sind vermittelst eines Drathes beweglich, den der Agirende ungesehen von der Seite geschickt ziehen muß, um Auge oder Unterkiefer zu bewegen.

Jedes bekannte Gedicht eignet sich zu solcher Schattendarstellung, welches, wie der Gang nach dem Eisenhammer in einzelne Scenen abgetheilt werden muß.

Personen.

(Die Zeichnungen stellen die Masken der Darsteller vor.)

Der Graf.

Robert.

Das entmenschte Paar.

Die Gräfin.

Fridolin.

Erste Scene.

(Auf der rechten Seite ein Tisch und Stuhl.)

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Fridolin erscheint von links mit einem Besen und kehrt die Stube aus.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach Dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Dürft' er sich nicht im Dienste quälen.

Die Gräfin erscheint von rechts, setzt sich und strickt einen Strumpf: Fridolin bringt ihr Kaffee.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ihr Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Die Gräfin streichelt Fridolin; Fridolin wischt sich das Auge mit der Schürze oder Taschentuch.



Zweite Scene.

(Der Graf zur linken, Robert zur rechten Seite.)

Darob entbrannt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll —
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns
Samen:

Der Graf zieht ein Herz aus der Brust, Robert streut Samen in dasselbe.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,"
Hob er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn;
Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Braun:
„Was red'st du mir, Gesell'?
Werd' ich auf Weibertugend baun,
Beweglich wie die Well'?

Der Graf rollt die Augen, indem er an dem Draht zieht, welcher am Augapfel befestigt ist.

Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Versucher ferne."

Der Andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
„Was?" fällt ihm Jener ein und bebet,
„Red'st du von Einem, der da lebet?"—

„Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern" —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft Jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?"—
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden."

Hierbei muß der Graf gut agiren, seiner Eifersucht Ausdruck geben.

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit ArgList fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie.
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Euer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefesselt schmachtet?"

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Gluth gesteht" —
„Gesteht!" — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"

Robert zieht einen langen Zettel hervor. — Der Graf liest — vor Erstaunen reißt er den Mund immer weiter und weiter auf, (der wiederum durch Drath beweglich ist) und starrt schließlich eine Weile mit weitgeöffnetem Munde vor sich hin.

Dritte Scene.

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand:
Der Funke sprüht, die Bälge blasen
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Der Graf reitet auf einem Schaukelpferde (oder auch Steckenpferde) in sehr heftiger Bewegung.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er
Bedeutet sie und sagt:
„Den Ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„„Habt ihr befolgt des Herren Wort?"" "
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!"

Das entmenschte Paar tritt auf.

Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Sie ziehen an dem in die Maske eingeschnittenen verzerrt lachenden Mund die bis dahin verdeckte Zunge einige Male fort und schieben sie inzwischen wieder vor. Dies macht den Eindruck, als ob sie wiederholt den Mund lachend aufmachten.

Vierte Scene.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell', und säume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?"

Und Jener spricht: „Es soll geschehen!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"

Fridolin legt sinnend den Finger an die Stirn.

Fünfte Scene.

Auf der rechten Seite die Gräfin am Tisch; auf der Erde steht eine Wiege mit dem Kinde, vorläufig noch verdeckt. Von der linken Seite erscheint Fridolin.

Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn:
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und, denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

(Doch liegt mir krank der Sohn) hiebei nimmt die Gräfin die Decke von der Wiege des Kindes, daß es zu sehen ist.

Sechste Scene.

Auf der rechten Seite eine kleine Kapelle, mit einer Glocke über der Thür.

Und, froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Daß alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sacramente festlich ladet.

Fridolin tritt von der linken Seite auf und tritt bei den Worten: (Er spricht's und tritt) in die Kapelle.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!" —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus
Kein Laut ist hier noch reg':
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß;
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Während dieser Strophen bleibt die Scene leer.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sacristan;
„Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und kniet rechts und kniet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und, als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf, als der Priester fromm sich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,

Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an.
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er Jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt, in des Gewissens Ruh,
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Siebente Scene.



Auf der linken Seite eine Feueresse (von Pappe ausgeschnitten, mit rothem Zeuge der geöltem rothen Papier verklebt, hinter welchem ein Licht.) Dabei das ent-

menschte Paar mit Schürstangen. Von der linken Seite tritt Robert auf, macht eine fragende Bewegung, wird darauf von den beiden Knechten gepackt und in den Ofen geschoben; ab und zu zappeln noch seine Beine hervor, als wenn er herauswollte, dann wird derselbe von den Knechten mit der Schürstange wieder hineingestoßen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?“
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“

Und grinsend zerren sie den Mund: Lachen der Knechte, wie in Scene III. 14. und Deuten mit den Händen auf den Ofen.

Achte Scene.

Graf von der rechten, Fridolin von der linken Seite.

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick.
„Unglücklicher! wo kommst du her?“ —
„Vom Eisenhammer.“ — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?“ —
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.“

Erstaunende Geberde des Grafen; er schlägt die Hände über den Kopf zusammen.

„Denn, als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht,
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!“ —

„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben.“ —

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald.“ —
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur“ —
„Nun,“ ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Neunte Scene.

Gräfin von der rechten Seite, Fridolin, hinter ihm der Graf von der linken Seite kommen sich entgegen.

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.“

Fridolin bückt sich und küßt der Gräfin die Hand; über Fridolin beugen sich Graf und Gräfin und küssen sich.

Selbstgespräch eines Schnepfenjägers.

(Beckmann.)

Zur Darstellung hierzu bedarf es einer Flinte und eines Hundes. Der Schnepfenjäger ist ein ächter Berliner Spießbürger, welcher nur Sonntags zuweilen die Jagd besucht. Er hat sich durch langes Jagen einen Katarrh zugezogen und hustet stark.

(Hustend.) Det weeß'n Donnerwettrr, heut laur' ick nu schon den dritten Dag uf Schneppe, un keene eenzige sonne Krabbe kommt mir vor die Oogen. (Klopft auf die Flinte.) Frr! — frr! — (Mit dem Fuße nach seinem Hunde stoßend): Kusch dir, Juno, kujinire mir nicht ooch noch! Ick würde mir den Deibel wat aus Schneppe machen, wenn ick et nich meine Karline zu Hause hätte versprechen missen. Se sagt, höre mal Kasimir, sagt se zu mir, Du hast alleweil man eene scheene Jagd mit Revier un Allens, un fahrst alle Dage, die Jott werden leeßt, un dhust die Feldmarken beschießen, un wenn ick mal eenen Hasen essen will, denn muß ick mir'n koofen! Ick tröste ihr nu so gut ick kann, un sage: Karline, was nutzt Dir alle Strambulstrizität, mach mir nich eeklich, sonst wer ick wild un denn kannst Du mir empfinden. — Man Jeduld; ick habe vorgestern eene Hasen-Sie krank jeschossen, denn das weeß ick aus janz jute Quelle; der Schäfer versichert mir, des se keene vierzehn Dage mehr lebt, un so wie se dodt is, is se Deine. Damit de Dir aber janz beruhigst, will ick Dir noch eene Schneppe leisten. — (Hustend) Nu loofe ick schonst in des spottschlechte Wetter eene reene Ewigkeit hier rummer, habe mir'n Stockschnuppen, Husten un Allens jeholt, — nur keene Schneppe nich — (den Hund stoßend) Kusch Dir, Juno, oder Du kriegst Keile — Deine Dressur is ooch vor de Katze, ick habe nur die Töle uf Schneppe dressiren laaßen, un immer hat se falsche Witterung. — So lange ick noch Schinkenstullen in de Jagdtasche habe, is se nich von meine Seite zu bringen. Allons — Hund — vorwärts — such Schneppe — markir mir mal ne langschnäblichte, kriegst ooch nachher Wurschtpelle! (Auf die Flinte schlagend.) Frr! — frr! — frr! — Wat is denn det? — (Will schießen.) Herrje! was is denn det? weeß Jott, det is ne Schneppe! — (Die Flinte absetzend.) Ne! — 't is een Frosch: — Nu seh een Mensch, aber ooch so natürlich wie ne Schneppe sitzt er ufs Mummelitzkenblatt un sonnt sich; na Du kannst froh sind, Padde, des Du keene Schneppe bist, sonst hattest Du jetzt Deinen irdischen Wandel ausgehaucht! (Erschreckt sich umsehend.) Ach Herrje! det war eene; da jeht se hin, Dunnerwetter! jetzt is se mich schon aus'n Schuß — pfui! (Mit dem

Finger drohend.) Aber des schadt nischt, Du kommst mir schonst widder! Du sollst mir schonstens schmecken! — (Hustet.) Kusch Dir, Juno, oder Du sollst sehen (langt eine Knute heraus), wie ick Dir mit den rußschen Regierungsrath bekannt mache! — (Stutzt.) Aha, da säuselt eene ran, ja det is ne Schneppe, ja, det is se. Na, freu Dir, Karline, die is Deine! — (Will schießen.) Dunnerwetter! da is die Versicherung noch druf: na ick sage, mit de neue Einrichtnngen, — wat habe ick nu davon (sieht sich um), keene Schneppe! Aber det schadt nischt; Du kommst mir widder; Du sollst mir schonstens schmecken! Die hat ihr Leben blos de Versicherung zu verdanken, aber sei versichert, Du entjehst mir darum doch nich. — (Zum Hunde.) Kusch Dir! Ick sage et Dir zum letzten Mal. Nu seht der Racker widder die Jänse da drüben. Schneppen sollst Du in's Ooge haben und keene Jänse. Wenn de mir noch eenmal an'n Flintenriem zerrst, denn hau ick Dir, daß de 'nen Spitz vorn Bäckerjesellen halten sollst. — Frr! — frr! — frr! — Wat is denn det? Herrje, wat is denn det? Fritze jiebst de Feier oder nich? — (Hält sich unschlüssig die Hand vor die Augen.) — Herrje! 't is een Drache! — Nu seh ein Mensch, da muß de Strippe jerissen sind, sonst wißte ick nich, wie der so weit wech vom Dorf kommen sollte. (Erschreckt sich umsehend.) Da jeht se hin! det war eene! J, soll doch gleich een Dunnerwetter drin schlagen, wegen den lumpichten Drachen verpaß ick die scheensten Schneppen! (Nachsehend.) Det war 'ne Langschnäblichte! Aber det schadt nischt! Du kommst mir widder: Du sollst mir schonsten schmecken! — Frr! — (Zum Hunde.) Na, Juno — rin in'n Sump! vorwärts! buddle mir eene uf! — Aha, da kommt eene jestrichen. Richtig! Na wie fett un quicke sie is. Komm man ran, Kalitte! (Legt an.) Dir wer ick eens mang de Waden pusten, det de Dir wundern wirscht! (Setzt ab.) Na, so'n Dunnerwetter-Köter, jagt er mir se in de Sonne rin. Nu seh ick se nich mehr. Fort un weg is eens! (Hustend.) Nu bin ick so falsch, det ick zittre; nu treff ick ooch nischt mehr. Ick weeß, wat ick dhue, ick weer een paar Fund Rindfleesch koofen un des de Karline mitbringen, da hat se eene jute Suppe; et muß ja nich alle Dage Schneppe sind! (Hebt die Füße, indem er retirirt.) Na, somme verfluchtje Zucht, jerathe ick hier noch in'n Sump — nee, det Schneppensuchen hole der Deibel! (Er geht nach Hause.)



Don Carlos in Krähwinkel.

Humoristische Scene

nach Freimund Volkmann.

Theater-Director (sitzt am Tische und liest in Rechnungsbüchern).

Einmal hundert tausend Thaler: Einnahme 3 Thaler 16 Silbergroschen! O pfui, Kalau, ist das Dein Kunstsinn? Belohnst Du so die Bestrebungen, Dir die Meisterwerke classischer Dichtkunst vorzuführen? — Doch der heutige Tag scheint ein schöneres Schicksal zu haben. Es sind schon sechs Sperrsitze bestellt und die Einnahme verspricht, brillant zu werden. (Liest vom Theaterzettel) Kalau, den ten Januar 1861. Heute: Don Carlos, der Infant von Spanien, von Fr. Schiller. Mit einem Schlußtableau bei bengalischer Beleuchtung: Das Auto-da-fe oder die Ketzerverbrennung auf dem Marktplatze von Madrid von Gropius. Dies wird ein volles Haus machen und ich kann meine Schauspieler auf diese Einnahme vertrösten; vorher will ich Allen ihr Sündenregister vorhalten. Es ist schrecklich, wie die Summen schmelzen. Kaum, daß der Morgen begonnen hat, werden Rechnungen präsentirt, es kommennoch einige Mitglieder und holen Vorschuß — und da sind zwei Thaler weg, man weiß nicht wie! Wenn das so fortgeht, so muß das Unternehmen zu Grunde gehen. (Er memorirt seine Rolle, inzwischen treten nach und nach Mitglieder des Personals auf).

„Ich bin nicht gewohnt, in meiner Diener Schuld zu stehn,
„Erbittet Euch eine Gnade!"

Herr Tannzopf.

Ich bitte um meine Gage, Herr Director

Director.

Sie werden diesmal noch zuzuzahlen haben, Herr Tannzopf. Acht Vorstellungen, in jeder Vorstellung machten Sie 12 Pausen, jede Pause kostet 2¼ Sgr. —

Hr. Tannzopf.

Aber ich bitte Sie, Herr Director, das waren ja Kunstpausen!

Director.

Herr Tannzopf, ich bezahle die Gage nicht dafür, daß Sie Pausen machen, sondern daß Sie sprechen. Sie haben noch einen Thaler an die Strafkasse zu entrichten; für die Zukunft hoffe ich, daß Sie besser memoiren werden.

Hr. Tannzopf.

Aber Herr Director, wovon soll ich denn leben, wenn Sie so verfahren?

Director.

Von Ihrer Gage, Herr! — (Zu den andern Schauspielern). Meine Herren, die Theatergesetze werden täglich mit Füßen getreten; das kann nicht lange so fortdauern, sonst geht das Unternehmen zu Grunde. Sie Madame Krahn, haben den ersten dieses Monats den Anfang gemacht, die Gesetze meines Kunst-Instituts zu verhöhnen. Sie haben durch unmotivirtes Ausbleiben die Vorstellung der Jungfrau von Orleans verhindert.

Mad. Krahn.

Aber Herr Director, dafür kann ich doch nicht; ich kam ja in die . . . . . .

Director.

Ich doch noch weniger, Madame. Sie haben aus Eigensinn die Rolle nicht gespielt; Sie hätten ja ganz bequem einen andern Tag . . .

Mad. Krahn.

Ach, Herr Director, Sie sind ein Esel!

Director.

Sie haben es gehört, meine Herren. Sie können es bezeugen!

Ein Schauspieler.

Ja wohl, Herr Director, und ich kann es auch beweisen. (Allgemeines Gelächter.)

Director.

Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Bestätigung der Wahrheit. Sie, Madame, zahlen wegen Unehrerbietigkeit noch einen Thaler Strafe mehr.

Der Heldenspieler Vorlatsch. (brüllt)

Ich bitte mir meine Gage aus.

Director. (sehr erregt)

Sie Gage, Herr! Sie wollen Gage?! — Herr, Ihnen werd ich erst §. 12. aus den Gesetzen vorlesen, dann sprechen wir uns weiter. (Er wischt die Brille aus, welche er aufsetzt und liest mit feierlicher Stimme vor): §. 12. Anständigen Mitgliedern ist es nicht erlaubt, bei Proben oder Vorstellungen eine Schnapsflasche bei sich zu führen; jedoch ist bei starker Kälte ein kleines Schnäpschen gestattet."

Hr. Vorlatsch.

Und wie gehört das hieher?

Director.

Wie das hieher gehört, Herr? Sie haben zweimal dies Gebot übertreten. Sie führten als Wetter von Strahl eine Schnapsflasche bei sich.

Hr. Vorlatsch.

Das sollen Sie mir erst beweisen —

Director.

Madame Hagelkorn! haben Sie nicht als Käthchen von Heilbronn bei der Umarmung im 4. Akt sich an der in seinem Busen befindlichen Flasche zwei Zähne eingestoßen?

Mad. Hagelkorn.

Ja wohl, Herr Director, das ist auf Ehre wahr!

Director.

Nun, Herr Vorlatsch, wie vermögen Sie die Aussage dieser ehrenhaften Dame zu entkräften?

Hr. Vorlatsch. (ruhig)

Das beweist nichts! Madame Hagelkorn hätte sich auch die Zähne an meiner Watte eingestoßen, der Zahnarzt hat sie schlecht eingesetzt. (Gelächter)

Mad. Hagelkorn.

(schießt wüthende Blicke auf den Heldenspieler.)

Director. (feierlich)

Herr Vorlatsch, der Würde meines Kunst-Instituts gegenüber sind solche schlechte Witze unziemlich. Sie haben sich gegen den erwähnten §. 12. vergangen und zwei Thaler an die Strafkasse zu entrichten; außerdem müssen Sie der Madame Hagelkorn wieder zu ihren Zähnen verhelfen.

Hr. Vorlatsch. (sehr ruhig.)

Herr Director, ein Mann von meinem Talente, mit meinem Löwenorgan findet überall sein Engagement. Ich hätte längst am Berliner Hoftheater ein Engagement angenommen, wenn mir das Leben auf reisenden Bühnen nicht genialer vorkäme. Uebrigens wissen Sie, daß auch der große Devrient bisweilen — der Künstler muß sich ein Wenig begeistern. Aber Ihnen, Herr Director, will ich rathen, trinken Sie des Abends nicht — nicht einmal ein kleines Schnäpschen, sonst inspiciren Sie schlecht! Neulich stand ein sanfter Wind vorgeschrieben und Sie ließen einen gehörigen Donner los. Die ganze Scene wurde gestört! Ziehen Sie mir auch nur einen Pfennig ab, so verlasse ich Ihre Gesellschaft und Sie mögen dann meine Rollen allein spielen. (tritt zurück; der Director sieht ihm mit furchtbarem Blicke nach.)

Tenorist Püler.

(sehr süßlich) Herr Director, dürfte ich wohl um meine Gage bitten.

Director.

Sie kommen gerade zu rechter Zeit, Herr Püler. Ich lese eben die Theatergesetze vor; auch Sie haben sich gegen dieselben vergangen, da Sie vergangenen Dienstag den Lohengrin nicht singen wollten.

Hr. Püler.

Aber Herr Director, ich war ja krank, ich hatte eine katarrhalische Kehlkopf

Entzündung, wie das bei dem steten Singen Wagnerscher Opern nicht anders möglich ist; auch habe ich Ihnen ja ein Attest vom Arzte geschickt.

Director.

Das entschuldigt Sie nicht. Paragraph 24 besagt, (liest) §. 24. Kleine Unpäßlichkeiten, wie Heiserkeit, Husten, Schnupfen, Zahnschmerzen, Kehlkopfkrankheiten, Schlagfluß, wenn er nicht zu stark ist, dispensiren weder von der Probe, noch von der Vorstellung. Auch muß sich der Vorstand der Bühne selbst von der Krankheit des Mitgliedes überzeugen; das Attest des Arztes ist unzureichend.

Hr. Püler.

Aber Herr Director, ich konnte doch nicht singen —

Director.

Sie haben gefehlt, Sie zahlen eine halbe Monatsgage Strafe.

(Zur Soubrette Frl. Backhaus)

Sie aber, mein Fräulein, haben sich durch Widersetzlichkeiten gegen die Anordnungen der Regie der schwersten Strafe schuldig gemacht. Sie haben sich geweigert, eine in Ihr Fach einschlagende Rolle zu spielen. Ein Kunst-Institut kann nur dann bestehen, wenn Alles einträchtig zusammenwirkt. In einem guten Drama giebt es keine unbedeutenden Rollen; jede Figur ist nothwendig und ebenso nothwendig ist es, sie künstlerisch darzustellen. Sie mein Fräulein haben dreifach gefrevelt. Einmal gegen die Gesetze des Theaters; das andere Mal gegen die Kunst im Allgemeinen und zum dritten gegen den großen Goethe. Es hätte ihrem künstlerischen Ehrgeiz zur Befriedigung gereichen sollen, in dem Meister-Werke unseres unsterblichen Goethe mitzuwirken — Ich hatte grade auf glänzende Inscenirung der Hexenküche bedeutende Kosten verwandt —

Frl. Backhaus.

Es war ja lauter altes Gerümpel und Kochgeschirr aus Ihrer Wirthschaft —

Director.

(im Eifer fortfahrend) Sie hätten sich die Achtung des Publicums verdienen können, indem Sie zeigten, wie selbst die kleinste Rolle durch künstlerische Auffassung zu ihrer Geltung gelangen könne —

Frl. Backhaus.

Aber Herr Director, die Meerkatze —

Director.

Schlägt in ihr Fach, mein Fräulein und — ich lasse jedem Gerechtigkeit widerfahren — Sie sind recht brav in diesem Fache. Aber Sie waren böswillig, Sie mochten die Katze, oder vielmehr den Meerkater nicht, was um so weniger zu begreifen ist, da sich doch sonst die Damen so sehr um Männerrollen reißen. —

Frl. Backhaus

Aber Herr Director, ereifern Sie sich doch nicht so sehr um den lumpigten Meerkater —

Director.

Großer Göthe! Dein Meerkater lumpig! verzeihe der unbesonnenen Frevlerin — ich werde sie um eine halbe Monatsgage strafen —

Frl. Backhaus.

Aber Herr Director, wovon soll ich denn leben? —

Director.

Von Ihrer Gage, mein Fräulein.

(Die Soubrette kehrt sich weinend ab.) Und nun zu Ihnen, Herr Kreisler! Sie sind ein Theatermeister, daß sich Gott erbarm! Jeden Abend neue Unordnungen! — Wollte ich strenge mit Ihnen sein, sie müßten für einen Monat eine ganze Jahresgage Strafe zahlen. —

Hr. Kreisler (Theatermeister.)

(sehr ruhig) Wollen Sie mich erst mal sagen, was ich egentlich gebahn habe? —

Director.

Sie wollen es; gut. Neulich im Aschenbrödel kam statt der gemalten Genien das Nachtgevögel aus der Wolfsschlucht herab! Ist das erhört?

Hr. Kreisler.

J, mein Gott, Herr Drecter, daran sind Sie ja ganz alleene Schuld. Sie haben mich geholfen die Jeniusse aufzuhängen und haben sie an einen verkehrten Strick angebunden.

Director.

Abgesehen davon — gestern im Glöckner von Notre-Dame, welch eine Unordnung! alle Augenblicke blieb eine Decoration in der Luft hängen. Der Notre Dame fiel auf den Quasimodo. Statt des Kerkers kam die Bauernstube mit den herabhängenden Schinken und Würsten — gerade über dem Strohlager der Esmeralda hing eine große gemalte Gans.

Hr. Kreisler.

Na ich dachte, Herr Drecter, da wir die Bauernstube immer zu Tilly sein Zelt in die Grabesbraut nehmen —

Director.

Das ist ein ander Ding, Herr Kreisler. In Tilly's Zeit sind Schinken und Würste anwendbar; es läßt sich dabei annehmen, daß dieselben von Soldaten des dreißigjährigen Krieges in Dörfern erbeutet und ihren Feldherrn als Beweise der Liebe und Verehrung verehrt wurden. — Die schreckliche Gestalt, welche in der Wolfsschlucht über die Bühne gehn sollte, und auf welche das Publicum so gespannt war, fehlte in der letzten Aufführung des Freischütz gänzlich; ich mußte Herrn Hahnentritt statt derselben über die Bühne gehn lassen und das Publicum murrte; die wirkungsvollste Scene des Stücks wurde verdorben.

Theatermeister.

Daran sind Sie ganz alleene Schuld, Herr Director! Ihre Kinder hatten die Puppe zerbrochen und damit gespielt.

Director.

In dem letzten Akt des neuesten Trauerspiels Don Juan d'Austria sollte der Heldenspieler in einem Lehnstuhl sterben. Der Lehnstuhl fehlte. Er mußte auf der bloßen Erde sterben; ich hatte ihm ein neues seidnes Kostüm von braunem Futterkattun machen lassen; der Darsteller hat drei große Löcher hineingestorben, indem er in seinen Todeszuckungen sich an Nägeln riß. Ich werde Ihnen den

Anzug von Ihrem Gehalte abziehen; überdem verfallen Sie für alle vorgekommenen Unordnungen in eine Ordnungsstrafe von fünf Thalern.

Theatermeister.

I! das sollt mir fehlen. — Keinen Groschen lasse ich mir abziehen. Wenn ich an einem Abend sechs Rollen spielen muß, so kann ich meine Verwandlungen nicht besorgen. Ja! Herr Director, sechs Rollen habe ich spielen müssen. Neulich in der Esmeralda: Im ersten Akt mußt ich als Zigeunerhauptmann das kleine Kind rauben. Im zweiten Akt machte ich einen Pariser Bürger. Im vierten Akt machte ich den Jean Flöhtry, der zu sagen hatte: Seht mich mal den schönen Quasimodo an, klettert er nicht herum wie eine Katze, die man Nußschaalen unter die Füße geklebt hat. Im fünften Akt wurde ich Gänseräuber, im sechsten verfolgte ich die Esmeralda als Kriegsknecht und nachher ging ich wieder unter die Zigeuner! —

Director.

Als ich jung war, Herr Kreisler, spielt ich zwanzig Rollen an einem Abend, wenn es sein mußte. — Das ist alles keine Entschuldigung. —

Alle Schauspieler.

(durcheinander murrend!) Wir gehen Alle ab, — dann können Sie alle Rollen allein spielen. — Wir lassen uns nichts abziehen. — (Großer Lärm! —)

Director.

Stille, meine Herren! Lassen Sie allen Hader! Meine Herren, Sie haben eigentlich Alle diesmal keine Gage zu fordern. Doch will ich diesmal nicht so streng verfahren. Wir geben heute den Don Carlos. Wir werden vor einem ausverkauften Hause spielen. Befleißigen Sie sich, die heutige Vorstellung zu einer recht gediegenen zu machen und dann will ich morgen die Strafe streichen und die Gage zahlen. — (Murmel der Befriedigung.) Meine Herren, wer ein Paar neue weiße Tricots hat, kann den Don Carlos spielen!

Ein kleiner Verwachsener.

(Drängt sich triumphirend hervor, die Tricots in die Höhe haltend) Hier Herr Director! Ich werde Furore machen! —

Director.

Wohlan, Sie spielen den Don Carlos — ich werde den Don Philipp verkörpern. Sie, Herr Vorlatsch übernehmen den Maltheser Marquis Posa. Sie werden im vierten Akt durch einen Pistolenschuß getödtet und können demnach noch im letzten Akt den Großinquisitor übernehmen. Sie Herr Püler, spielen den Herzog Alba — Sie erscheinen ganz roth, um den blutdürstigen Charakter recht grell hervorzuheben. Sie können die Rolle in dem neu angefertigten Costüm des Prinzen von Arkadien spielen. Und jetzt, meine Herren, memoriren Sie fleißig Ihre Rollen und gehen heim mit dem Rufe: Auf, nach Valentia!

Alle: Auf nach Valentia!

Ob dies — ob das.

Der Werkführer Schmube und der Böttcher Daube sehen sich nach langer Zeit wieder.

Daube. Ei, juten Tag, wie jeht's Dich denn, altes Haus?

Schmube. Wie soll et jehn alleweile — so so lalla, ick weeß nich, ob ick auswandern soll oder hierbleiben.

Daube. Menschenkind, duh mich den Jefallen und — bleibe hier.

Schmube. Ne, seh' mal wozu soll ich det? Ick steh' janz alleene. Vermögen hab' ick just so ville, det ick mir in Amerika oder Australjen wat ankoofen kann. Da kriegt man vor acht Dhaler een janzes Grundstücke — Holz und Steene sind da — allens sehr billig.

Daube. Jut, denn hab' ick nischt darwieder, denn wandre Du aus.

Schmube. Eene zehn Jahre mißt ick man jünger sind — wenn man so alt is — denn — weeßte woll — denn —

Daube. Na, hör' mal, denn — denn weeßte was? denn bleibe hier.

Schmube. Ach nu, ick will Dir sagen, in Australjen, da is et warm. Ick hab'n Brief jelesen von Adelaide —

Daube. Was Deibel! also de Adelaide is jetzt ooch abjeseejelt nach de neue Welt?

Schmube. Nich doch, det is 'ne Stadt in Australjen, wo die meisten Auswandrer sich niederlassen; in dem Briefe stand, daß der Winter dort ja nich Mode is — hä, hä, hä — is det nich prächtig! und zweemal kann man ernten. Wat meenst'n nu?

Daube, Det is seltsam — aber hibsch — hör' mal, wenn ick in Deiner Stelle wär' — denn würd' ick doch auswandern.

Schmube. Es is freilich weit, een paar Dausend Meilen — denn man muß um janz Afrika rum. — —

Daube. (macht eine Bewegung mit der Hand.) So rum — so — ick versteh, so rumseejeln. Wenn ick denn als Freund rathen soll, denn — bleib' hier.

Schmube. Nach Amerika is et freilich ville näjer — een Katzensprung dajejen.

Daube. I na, wenn des der Fall is, freilich — denn würd' ick vor Amerika stimmen. Denn sag' ick ohne Besinnen: wandre aus.

Schmube. Ach, et is man so 'ne Wirthschaft da. De Noth is ooch da jroß bei de kleene Leite. Un übrigens hab' ick jehört, da is so ville Keilerei uf de Straße mit die Knofnothings un — bodige Pferde liejen frei rum.

Daube. Ae, pfuije Deibel! Ne, da is et doch hier ville reenlicher. Reenlichkeit is't halbe Leben. Ne, Du hör' mal, denn bleibe hier.

Schmude I ne, ick jeh nach Adelaide — man findt da allerdings nich so ville Jold wie in —

Daube. Wie in Kalfonium, meenste; da liegt et knippeldicke. Ick sage Dir — da wandre hin — ick jeh jleich mit.

Schmude Ne, man jo nich, da is Mord und Dodschlag.

Daube. Ja freilich, det is eens so ville, wie't andere. Um Himmelswillen, bleibe hier — ick sage Dir, bleibe hier.

Schmude. Ne, ne, ne, hier is meines Bleibens nich.

Daube. I nu, denn weeß ick Dir keenen andern Rath zu jeben, als wie — verstehste — ick setz' den Fall, Du bleibst nich hier -- jut, denn wanderst Du aus -- eijentlich meen' ich das aber so — verstehste — wenn Dich des Allens nich jefällt, denn bleibste hier.

Schmude. (will gehen).

Daube. (hält ihn zurück). Na, so bleib' doch hier, lieber Schmude!

Schmude. Ne, ick muß jehn, ick habe keene Zeit.

Daube. (stößt Schmude von sich). Na, denn wandre doch aus, Du Schaafkopp.

Der Leipziger Stadtsoldat und der Dieb.

(Im sächsischen Dialekt.)

Nann seid emohl ruhig, Freindchens, wenn ich Euch die Geschichte erzählen sull, als ich noch Laipziger Stadtsoldat woar.

Da seind mer moal auf die Wache kewesen und sitzen bei's Töpfchen Perner Lagerbiehr, so stürzt ein Mahn reinter auf uns zu und sagt: „Ach herjemersch Se müssen nicht vor ungut nehmen, es seind drei Spitzpuben peim Nachbar eingeprochen und Keener hat den Muth, sie anzufassen, kommen Se recht schnell hin, sunst mausen se Ahlens weg!" — Und da sagt denn unser Hauptmahn zu mir: „Hären Se, mei kuter Plitzmahn, ich schreibe mich nämlich mit e weichen P: P-l-i-t-z-m-a-n-n! — Plitzmann — nehmen Se sich noch rasch zwee Mahn mit und pringen Se de Mauserpuben her in die Wache, mer wullen se schon das Mausen abkewöhnen!!" —

Und nu hären Se mich e mol ahn! Ich nähme mer die peeden Laite mit und als mer an das Haus seind, wo die Spitzpuben drinne sain sullten, so sage ich zu dem einen Mahn: „hären Se — sage ich — mei Kuter! nu stellen Se sich mol hier an die Hausdhiere uf und loaßen Se Keinen gehen, dermit mer nich in schlechten Geruch kommen bei de Perger (Bürger), welche immer soagen: mer kriegten nischt heraus. Verstehen Sie?" sage ich. — Und so stellt sich der eine Mahn an de Dhiere und den ahnteren Mann stell ich an die ahntere Dhiere nach dem Hofe haußen; und ich selbst ziehe meinen Säbel und durchsuche das Haus. So hatten se richtig eingeprochen und ich fand drei Kärle, wie se eben schon Alles zusammengepackt hatten, und so rufe ich: „Es is kut, daß mer Eich endlich hoben, Ihr entwischt uns nicht wieter!"

Und so sagt uf eenmohl der alte Mauserpube: „Ach herjemersch, — soagt er — mei kuter Herr Plitzmahn! wie kommen Sie denn hierher?" — Nu hären Se moal, nu sehen Se moal! So soag ich! „Wissen Se, mei Kuter, ich kenne Se nicht und nu machen Se keene Keschichten und kommen Se mit." — „Mer wollen nur noch erscht zuschnüren — soagt druf der Mauserpube — und die Sachen runter broagen, damit Sie sich nicht zu sähre dermit schleppen." —

Nu ließ ich sie also ruhig zusammenpacken und alle Drei tragen das Paköt nunter und wie mehr peinah an die Hausdhiere seind, so will der Hauptmauser, der mich mit Noamen „Plitzmann" angesprochen hatte, zur Hinterthür haußen

raus; aber ich fasse ihn und rufe die peiten ahntern Laite mer zu Hülfe und die kommen auch und mer halten die Kärle feste. Der währt sich oaber eine Waile und wie mer ihn entlich feste hatten, doa sagt er: „Loassen Se mich los, mei Kutster! ich will noch sähen, op die Ahntern werden oach das kemauste Pakät richtig nach haußen kepracht hoaben.“ Und so sähen mer denn alle Viere nach, nämlich der Mauser und mer drei Stadtsoldahten, und so waren die zwei Spitzpuben weg und hatten das Pakät auch mitgenommen. „Ach herjemersch!“ schrai ich, „das is eine kute Keschichte, nu hoaben mer plos den Kerl gekriegt, oaber die kemaussen Sachen hoaben se uns vor de Nase wegstibitzt!“ —

Und nu hären Se moal, meine Kuten! nu sähen Se moal!

So wärt ich denn sehr uffkepracht und soage zu die peiden Kammerathen: „Hären Se,“ soage ich, „nu dhun Se mer nur den Kefallen und sähen Se zu, daß Se die kemausten Sachen wieder kriegen, die Diebe wärten Se woll haite nich nach de Wache pringen, das eilt auch nicht so, die wärten wir schon noch wo ahndersch fassen.“

Und so gähen nu die Peiden weg nach de Sachen und ich nähme mir den Hauptmauser peim Arm und mer gehen durch die Grimmasche Gasse, um zur Wache zu kelangen, und so soagt uf einmoal der Hauptmauser zu mir: „Hären Se, — soagt er — mei kuter, lieber Plitzmann! mer seind alle Peede hungrig keworden, wissen Se woas, Se thun wer moal den Kefallen und erlauben mer, daß ich zu dem Päcker gehe und mer ein Bemmechen kaufe?“ — „Ne,“ soage ich, „mei Kutster, Sie traue ich nich, Sie seint en verschlagener Mensch, seint Sie!“

„Ach, mei guter Herr Plitzmahn!“ soagt nu der Spitzpube, „ich bin e kanz kuter Mensch, plos haite warsch bei mer so wie eine Krankheit: ich hatte das Mausen, — bei de Vornähmen da geht's auch so!“ — „Na — soage ich — denn gehn Se nur reinter und kaufen sich ein Bemmechen, ich warte haußen!“ —

Nu hären Se moal, nu sehen Se moal!

So wart ich eine, zwei, drei, viere, fünf Minuten haußen und es kommt der Mensch nicht wieter. Ich gehe also zum Päcker und soage: „mei Kutster, is der Herr vielleicht noch bei Sie, der sich vorhin ein Bemmechen von Sie kaufen wollte?“

„Ne,“ soagt der Päcker, „där wird nur blos turchgegangen seint, das Haus hat hier nämlich 'nen Turchgang nach der ahntren Gasse und gleich hieben, wenn man rausgekommen ist, wohnt noch en Päcker, und zu däm wird er wohl kelangen seint.“ —

So können Sie sich wohl denken, was für ein Schreck auf mich kam, denn nu war der Mauser zum Daifel. — Und wie ich nach de Wache komme und erzähle doas, so meent der Hauptmahn: „Ach herjemersch! doas is ja eine fatale Sache, nu hoaben mer goar nischt gekriegt; denn die ahntren Peiden, die Sie mei kuter Plitzmahn, nach die kemausten Sachen schickten, die seint auch wieder hier und hoaben weder das Pakätchen, noch die Spitzbuben eingefangen!“ — „Na — soag ich — mei kuter Herr Hauptmahn, das will ich Sie soagen, wenn ich dähn Kerl emoahl wieter bekleiten sull, der soll sich kain Bemmechen mehr holen!“

Und es vergehen kaine trei Wochen, so pringen se des Abends einen Tieb in unsre Wache, und wie ich ihn kenauer ansähe, so sähe ich, daß es derselbe ist, där mir davongelaufen. So soage ich zum Hauptmahn: „Hären Se, mei Kutester," dähu wärt ich nu ins Kefängniß pringen!" —

So sagt der Hauptmahn: „Na scheene, mei kuter Plitzmahn, denn pringen Sie ihn nur hin und halten ihn recht feste, dermit er nicht davon laufen kann." — Und so nehm ich mir den Manserdieb und gehe mit ihm haußen nach der Straße. Kaum seind mer hundert Schritte zusammen kekangen, so soagt der Tieb: „Mein guter Herr Plitzmahn, mer wird hungrig, Sie erlauben mir wohl, daß ich mir wieter ein Bemmechen kaufe?" —

„Ich wärt Sie bei Bemmechen — soag ich — Sie wollen mer wohl wieter dervon laufen? daraus wird nichts! — soag ich — Se sollen nu sitzen, daß Se schwarz werten. Was hoaben Se denn haite wieter kemaust?" — „Ach, mei Kutester! — soagt er nun — ich hoabe goar nichts nich kemaust, ich hoabe blos ein Hufeisen gefunden, und wie ich nach Hehme dadermit gekommen bin, hoben se mich festgenommen und das war sähre Unrecht von sie." —

So soage ich: „Das verstäh ich nicht, denn Se sullen ja en Pfärt kemaust haben?" — So soagt der Spitzpub; dadervor kounte ich nicht, ich fand blos das Hufeisen und wie ich derheeme kam, da war ein Pfärt darahn; — das habe ich aber nicht stehlen wollen, das war blos dapei kewesen! —

Und nach der Weile fängt er wieder dervon ahn, er müsse sich ein Bemmechen kaufen, er sei sähre hungrig und hätte seit trei Tagen nichts gegessen. So thut mir das sähre Leid, denn wenn man hungrig ist, da ißt mer auch gerne ein Bemmechen.

„Na, mei Kutester!" soage ich nu zu dem Menschen, „ich will Se woas sagen: Sie trau ich nicht mehr! Das Bemmechen sollen Se hoaben, aber ich selbst wärt es holen und Sie warten haußen; denn wenn ich Sie wieder reinter lasse, kneifen Se mer doch aus!" — Und so geh ich in den Päckerladen und der Tieb pleibt haußen; — wie ich aber mit dem Bemmechen haußen komme, so war er wieder dervon kelaufen!!

Nu hären Se moal, nu sehen Se moal!

So komme ich zum Hauptmahn und erzähle ihm die Keschichte. So soagt der Hauptmahn: „Mei kuter Plitzmahn! das is mir ja sähre unankenehm, daß er wieder entwischt ist: doch Sie seint unschuldig derbei! Wenn wir das Luter aber wieter kriegen und Sie bekleiten ihn, dann kriegt er kein Bemmechen, denn soll er hungern, der kemeine Mensch!"

Nu hären Se moal, nu sähen Se moal!

Das Luter is nich wieter kekommen; aber wenn Er wieter gefaßt werd: ich loaße ihn nicht dervon und kaine Bemme kriegt er auch nicht!

Die Auction.

(Im jüdischen Dialekt.)

Lämmle Neustädter in Meseritz hat öfters bei 'nem Affezier — als man es haißt einen Leitnant — Geschäftchens gemacht unn dabei graußen Gewinn gehabt, aach durch hohe Prozentchens und Schtümmeleien viel verdient.

Dadrüber hat sich der Affezier geärgert, aber noch mehr sein Bursche, en gemainer Soldat, der bei ihm Dienst gehabt hat. — Nu, hats ihm doch nischt angegangen? — Is er doch nischt beschümmelt geworden! — Hat er gesagt: ich werde den verfluchten Jüd aach eenmal beschümmeln, Wurscht wider Wurscht! — Unn hat raffinirt, wie er's wohl kann anfangen; is ihm aber nich gleich was eingefallen, unn der Lämmle Neustädter war en schlaner Schacherjüd, der sich nicht leicht beschümmeln läßt, unn sich immer heimliche Sümmchens machte.

Eenmol hat der Affezier seinem Burschen eine alte abgetragene Uniform geschenkt, daß er sich soll 'ne neie Jacke draus machen lassen. Hat sich aber der Bursche de alte Uniform aufgehoben unn dabei gedacht: mit der werd' ich mal den Lämmle, Neustädter foppen, daß er dran denken soll.

Dauerts nischt lange, is bei's Regiment 'ne Auktion ausgeschrieben geworden von alten Klaidern, die aus dem russischen un französischen Krieg waren übrig geblieben unn mit verkauft werden sollten. Hat man es aach bei de hochlöbliche Jüdenschaft angezeigt unn in der Stadt bekannt gemacht. Haben alle Jüden, die mit Klaider gehandelt, sich zusammengethan unn ausgemacht, uf de Auktion zu gehen unn zu kaufen die alten Klaider.

Sagt der Bursche zu seinem Affezier unn fragt: ob er's wohl erlauben will, de alte Uniform, die er ihm geschenkt hat, aach uf de Auktion zu geben und ausstellen zu lassen; er wolle noch zwei goldene Streifchens drauf nähen, daß mer denkt, sie habe dem Hauptmann gehört.

Sagt der Affezier: Jau, Du darfst es thün, wenn Du dermit die Jüden beschümmeln kannst.

Geht der Bursche zu de Kommission, wo die Auktion gehalten wird, unn wird ihm ach erlaubt.

Drauf näht sich der Bursche uf den Kragen noch zwei gold'ne Streifchens drüff, unn näht zugleich in den Kragen, Aufschlag unn die Brust hinein vierzig grauße kupferne Dreier unn Pfennige, dermit daß man meinen soll, es wäre ei-

tel Gold, Lujedore, Doppel-Lujedore unn Dukatens hineingenäht, wie's ja oft im Kriege zu geschehen pflegt.

Drüff geht er zu 'nem Kamerad, en alten Kriegsmensch, unn soagt: Du gehst aach mit üf de Auktion, unn wenn die Uniform kümmt zu gehen, werd' ich Dich stoßen, bietst Du an fünf Tholer, — worüm? dorüm! — unn wenn Du mir das thust, kriegst De von mir fünf Tholer vor goar nischt.

Sagt der alte Solbat zu sein Kamerad: Jo, Jo, um fünf Tholer thu ich's.

Werd de Uniform an de Kommission abgeben unn zu die andern Klaider gelegt.

Kümmt der Tag, wo Auktion is. Sind zugegen de Kommission, viele Affeziere unn Unteraffeziere, viel Jüden; unn aach der alte Kriegsmann unn sein Kamerad kümmen an zu gehen.

Werd angefangen zu auktioniren, befassen alle Jüden de Uniformen, Hosen, Kamaschen, aach de alte Patrontaschen un Sabelkoppen.

Kümmt uf eenmol 'ne Affeziers-Uniform mit drei Strich, schofel unn alt, doch mit goldige Borden.

Stoßt der alte Soldat sein Kameraden mit de Hand in de Seite hinein schreit dann: Gott, Gerechter! das is de Uneform vun mein seelgen Herrn Hauptmann, wo in Rußland geblieben is; die laß ich nischt weg!

Sehens all die Jüden, unn Feibel Wolf schlagt gleich en halben Tholer an.

Der alte Solbat. Ich biet' fünf Tholer.

Lämmle Neustädter.

Wie heißt fünf Tholer? Is doch nur e abgeschabtes Röckche. Loßt mers sehen!

Der alte Solbat.

Worüm brauchen Se's zu sehen? Ich laß enmol nischt de Uniform weg, worüm? weil se vun meinen verstorbenen Hauptmann is.

Lämmle Neustädter.

Nü! will ich doch sehen!

Derbei langts Lämmle 'rüber unn reißt dem Soldaten die Uniform aus de Hand, breitet se aus nnd betrachtet se. Die andern Jüden betrachtens aach. Greift Lämmle Neustädter üf eenmal in den Kragen, Brust unn Aufschlag, und fühlt daß eppes Geld hinein genäht is. Denkt er, daß es Gold is, packt Alles geschwind zusammen, steckt de Uniform untern Arm ganz fest, unn bietet noch 'nen Groschen.

Ausrufer.

Fünf Tholer unn een Groschen!

Der alte Solbat.

Sechs Tholer.

Lämmle Neustädter.

Jo, ich geb' noch 'nen Groschen. Worüm? Ich kümm sonst hahm unn habe nischt gebracht.

Der alte Solbat.

Acht Tholer!

Lämmle Neustädter.

Jo, ich laß, Gott straf mich, de Uniform weg! — Kunnte ich se nischt gebrauchen vor meinen Sohn, der zur Landwehr geht, gebe ich nischt mehr. — Biet ich noch 'nen Groschen!

Ausrufer.

Acht Tholer unn en Groschen!

Der alte Soldat.

Nein Tholer!

Lämmle Neustädter.

Dermit Ihr seht, daß ich aach was bieten kann, sag ich zehn Tholer.

Der alte Soldat.

Zwölf Tholer!

Lämmle Neustädter.

Will ich Eich kriegen, daß Ihr stille sein wert. Worüm? Ich lasse de Uniform nich weg, ich brauch se vor meinen Sohn zu de Landwehr. Sag ich funfzehn Tholer.

Der alte Soldat.

Dreißig Tholer!

Simon Wolf, Heinrich Rosenzweig, Itzig Rosengarten, Saul Mowinkel, Feibel Wolf. Nü mer wollns aach sehen!

Isaac Knoblich, Salomo Groschenmacher. Wir aach!

Lämmle Neustädter.

Nü, was seht Ihr dran! Is es doch en altes schofles Kleid.

Alle Jüden.

Jo, mer wollens sehen.

Langt Heinrich Rosenzweig unn Saul Mowinkel zu, unn wollen de Uneform nehmen! Lämmle Neustädter läßt se aber nischt aus de Hände. Isaac Knoblich unn Simon Wolf ziehen aach dran: Lämmle Neustädter reißt's wieder zurück.

Alle Jüden.

Nü, was heißt, daß man üf de Auktion nischt sehen darf? Mer wollens doch sehen! Mer sagen es sonst den Herrn Affezier! —

Lämmle Neustädter.

Nü, was seht Ihr? — Ihr seht 'ne alte Uneform. Ich brauch se doch nothwendig vor meinen Sohn. Da kennt Ihr se sehen!

Derbei breitet Lämmle de Uneform auseinander, hält aber Kragen und Brust mit beide Hände fest.

Saul Mowinkel unn Salomo Groschenmacher sind zunächst dran, greifen unn spüren aach, daß Geld eingenäht is, unn sagen dem Lämmle Neustädter in's Ohr: Machen wir Gemeinschaft! — Das Lämmle sagt: Nein, ich brauchs allein!

Der alte Soldat.

Vierzig Tholer!

Lämmle Neustädter.

Kennt Ihr vierzig geben, kann ich mehr thün unn gebe Fünf unn Vierzig!

Der alte Solbat.

Un noch en halben Tholer zu!

Lämmle Neustädter.

Acht unn Vierzig!

Der alte Solbat.

Nein unn Vierzig!

Lämmle Neustädter.

Daß es grade Rechnung macht, sage ich: Fufzig Tholer C'rant!

Der alte Solbat.

Unn en halben!

Lämmle Neustädter.

Ein unn Fufzig!

Der alte Solbat.

Zwei unn Fufzig!

Lämmle Neustädter.

Jo, Ihr sollts nu grade nischt haben Ich geb noch en Groschen, dann is's alle!

Jetzt stößt der Affezier-Bursche den alten Solbaten in die Seite.

Der alte Solbat.

Nü, jetzt hör ich üf!

Ausrufer.

Zwei unn Fufzig Tholer un en Groschen! Zwei unn Fufzig Tholer unn en Groschen zum Erschten! Zum Zweiten! — Zwei unn Fufzig Tholer unn en Groschen zum Dritten! — Niemand mehr? — Zum Dritten!! — —

Lämmle Neustädter.

Jo, jo, 's gehört mein. Do is das Geld! —

Zählt nü das Lämmle Neustädter die Sümme üf, Zwei unn Fufzig Tholer unn en Groschen, packt de Uneform zesammen unn laaft weg, so geschwind, als er laafen kann.

Saul Mowinkel unn Salomo Groschenmacher laafen nach, haltens Lämmle fest beim Arm unn sagen: Wir haben gemeinschaftlich gekauft!

Sagt's Lämmle! Geht mer vom Leib! Ich will keine Gemeinschaft mit Eich haben unn weiß nischt dervon Laßt mich gehen, ich schrei sonst um Hülfe!

Laaft jetzt schnell das Lämmle Neustädter nach Hause, voll großer Freid, daß er so großen Profit gemacht hat mit eingenähte Lujedore unn Dukaten.

Wie er heim kümmt, ruft er gleich seine Frau unn sagt: Frauche! Frauche! Frei Dich! Spring unn tanze! Ich hab en Rebbach gemacht, der alle hündert Joahre nur eenmal vorkümmt!

Sagt die Frau: Gott soll bewahren! Wo is er?

Sagt's Lämmle, indem er de Uneform auspackt? Da is der Rebbach! —

Sagt de Frau: Wie heißt? is se doch alt unn schofel. Was kost es?

Sagt's Lämmle: 's kost viel, rath emol, Frauche!

Sagt de Frau: Nü, was kann's kosten! — Zwei Tholer? —

Sagt's Lämmle: Zwei unn Fufzig Tholer unn en Groschen.

Schreit de Frau: Moses unn Propheten! Bist De verrückt, bist De dämlich!

Sagt's Lämmle: Jo, ich war dämlich gewesen, wenn ich's nischt gekauft hätte. Da, greif moal her, Frauche da greif nun da auch! — Lauter Lujedore, Doppel-Lujedore unn Dukatens seint eingenäht, worüm? es is vom hohen Affezier, von en Hauptmann, der in Rußland kapores gegangen is worden. Hat er sein Summen eingenäht gehabt.

Greift de Frau zu, spürt nach, fühlt de Lujedore unn fängt an zu tanzen unn zu springen, fällt ihrem Lämmle um'n Hals, unn sagt: „Gott! mer seint glücklich! — Lämmle, schneit's üf, schneit's üf, daß mer de Lujedore unn Dukaten kriegen. Lämmle, liebstes Lämmle, gelt! Du schenkst mer aach Zeug zum neien Kleid unn Hut? — Soags, Lämme: soags!

Sagt's Lämmle: Jo, Du süllst's kriegen, weil wir den Rebbach gemacht.

Nimmt's Lämmle sein Messer unn fangt an üfzuschneiden unn üfzutrennen. Fallen üf eenmol lauter Dreier unn Pfennige 'raus.

Schreit's Lämmle: Au waih! Un seine Frau noch viel ärger: Waih geschrieen! Waih geschrieen!

Wird's Lämmle wie en Stein so weiß unn schreit: Au waih, se haben mich betrogen! Au waih, ich bin ein geschlog'ner Mann!

Frau.

E Schaute biste! E Hünd biste! Gott, Gerechter! Unser schönes Geld — Du Schafsjüd! — Gleich tragstes wieder hin.

Lämmle Neustädter.

De Schockschwere Nauth üf se Alle! Das Uffplatzen süll'n se kriegen, üfplatzen soll'n se wie 'ne gesottene Blutwurscht! Gleich trag ich's wieder hin.

Eilig rafft's Lämmle de Uneform zusammen, rennt wieder uf de Auktion, werft's übern Tisch un schreit: Jo, ich will mein Geld wieder hoben! Ich bin beschümmelt. Ich hob Lujedors gekauft un's war nur Kupfer eingenäht. Geben Se mir's Geld wieder 'raus. Ich will mein Geld haben, Se müssen mir's geben! —

Hat man zum Lämmle gesagt: daß man keine Lujedores verkauft hat, nun aach kein Kupfer, sondern blos de alte Uneform, unn es nutzt nischt, er müsse se behalten. Hat man ihm das Geld nischt wieder gegeben.

Hat das Lämmle arg gelamentirt unn geschimpft, hat man's rausgeschmissen noch obenein.

Hat er zu Saul Mowinkel unn zu Salomo Groschenmacher gesagt: Ihr habt Gemeinschaft mit mir gemacht; jetzt müßt Ihr mir den Schaden mittragen helfen.

Haben die aber gesagt: Jo, Du hast kein Gemeinschaft nischt haben gewollt geben wir Dir aach nischt.

Hat's Lämmle den Schaden allein tragen müssen.

Der Affezierbursche hat's Geld gekriegt unn seinen alten Kammeraden fünf Tholer abgegeben, unn alles hat sich gefreit, daß das Lämmle Neustädter is beschümmlet geworden. Jo, jo, er hat sich selber beschümmelt.

Ritter Toggenburg

oder

Rittertreue und Schwesterliebe

oder

Sie geht in's Kloster.

Romantisches Trauerspiel in 4 Akten.

Mit Benutzung einer älteren, sehr unvollständigen Ballade für Hofbühnen eingerichtet.
(Den Bühnen gegenüber Maculatur.)
Sämmtliche Dekorationen, sowie viele Redensarten sind neu.

Personen.*)

Frau v. Issnich. Hinterlassene Wittwe eines abgelebten Standesherrn. Hat wenig persönliche Bedürfnisse, und nur den einen Wunsch, ihre Tochter zu verheirathen.

Ellfriede, ihre Tochter, eine deutsche Jungfräulichkeit. Hat eine blonde Gestalt und schlanke Haare. Durch zu frühe Romanlektüre verdorben gefällt ihr kein Bewerber, und sie beschäftigt sich mit Korbmacherarbeit. Später wird sie tückisch, und obgleich sie früher einmal blühte, trägt sie keine Früchte.

Ihre Zofe, ein uninteressantes Wesen. In Gemäßheit polizeilicher Vorschriften mit den An- und Abmeldungen beauftragt.

Ritter Toggenburg, Raubritter, Repräsentant des befestigten Grundbesitzes auf Lebenszeit, Abonnent der Kreuzzeitung, entschiedener Feind des Freihandels, der Grundsteuer, Civilehe und Aufhebung der Wuchergesetze und der Juden; die Letzteren will er im Staate nur dann hochgestellt sehen wenn sie hängen: auch beschäftigt er sich gern mit dem Sprengen ihrer Kisten und Kasten, weil er der Ueberzeugung lebt, daß der Kastengeist ein Erbtheil seines Standes ist. Geräth oft in

* Sämmtliche, die weiblichen Rollen eingerechnet, müssen von Herren dargestellt werden.

Harnisch. Er unterliegt einer thörichten Neigung, welche ihn in eine so schiefe Lage bringt, daß er fallen muß.

Seine Knappen, biedere Leute mit wenig ausgedehnter Intelligenz, sondern mit nur knappen Verstand. —

Der Hauskaplan, ein studirter Mann, aus dem Wupperthale, ehrwürdiger Vater mit einer Glatze. Er vergiebt Andern leichter Sünden, als daß er sich selber frei davon hält. Beim Reden blickt er aufwärts, weil er für „höhere Zwecke" arbeitet, was sich auch im Verlauf des Stückes zeigt. Eigentlich lebt er in Rom.

Der Burggraf Meier, ein Millionair, der noch reicher werden will. Die Unbill, welche seine Väter vom Adel erdulden mußten, rächt er an demselben dadurch, daß er ohne Geld leiht, und die für Nichterscheiner auf dem Kreistag gebotenen 5 Thaler ausschlägt, und seinen Sitz in demselben einnimmt. —

Sonstige Vorkommnisse; ein Spinnrad.

Zeit der Handlung, nach der Zerstörung Jerusalems.

---

1. Akt.

Erste Scene.

(Ein Erkerzimmer.)

Ellfriede von Issnich am Spinnrade.

Zehn Jahre sitz' ich schon und hasple häuslich,
— Wie's ziemend ist der Jungfrau und erspreußlich. —
Dies weiße Linnen für den weißen Leib,
Aus Tugend theils und theils aus Zeitvertreib!
Schon überzählig ist, was als Aussteuer
Wohl wollend machen könnte manchen Freier, —
Doch ist zur Heirath mir die Lust verdorben,
Denn noch kam Keiner, den ich nicht beklorben
Gemußt um Körper- und Charakterschwächen,
Die doch bei diesem Bunde auch mitsprechen!
Die graue Mutter möchte gern, ich wählte,
Weil sie vor'm Tode gern die Enkel zählte,
Und jährlich gern hier hielte eine Taufe, —
Doch spricht mein Herz: „Was ich mir dafür kaufe!

Zweite Scene.

(Eine Kammerzofe tritt ein.)

Zofe.

Die gnäd'ge Frau von Issnich, Hochgeboren,
Mit Ihnen wünscht im Schloßpark zu spazoren.

Ellfriede.

Sag, meiner Mutter, daß ich leide!

Zofe.

Ganz zu Befehl, — ich mach' ihr diese Freude. — (ab.)

Dritte Scene.

(Ellfriede allein.)

Ich hab' es satt, dies durch den Park hinbummeln,
Den Vormittag so unnütz zu verstümmeln; —
Könnt man noch Jemand zu begegnen hoffen, —
Man sieht den Gärtner nur, — und den — besoffen!

Vierte Scene.

(Frau v. Issnich kommt.)

Mutter.

O zarte Tochter, dieses viele Sitzen,
Unmöglich kann es der Verdauung nützen, —

Ellfriede.

Ich übe mich, weil ich doch sitzen bleibe —

Mutter.

O Tochter, nicht so üble Scherze treibe!

Ellfriede.

Was hilft es mir, so viel Mitgift zu haben, —
Mir bleibt das Gift, doch mit ist nichts zu haben!

Mutter.

Ein Weilchen warte noch, schon kommt der Rechte, —

Ellfriede.

Die höchste Zeit wär's, Mutter, wie ich dächte!

Mutter.

Der Herr von Toggenburg hat angehalten:
O laß durch ihn das Eis des Herzens spalten!

Ellfriede.

Erst sehn', ob er der Seele auch sympathisch —

Mutter.

Er ist ein Mann und auch aristokratisch —

Ellfriede.

Willst Du, ich soll das Leben mir verbittern?

Mutter.

Nicht gern säh' ich als Jungfer Dich verwittern!

Ellfriede.

Die Jungfrauschaft will selbst der Himmel kränzen —

Mutter.

Im Himmel wohl, doch hier hat's seine Gränzen!

Fünfte Scene.

(Die Zofe tritt ein.)

Zofe.

Der Herr v. Toggenburg ist durchgeritten —

Mutter.

Der Arme, o! — Ich laß ihn bitten —

Zofe.

Ich mein: durch's Thor ist er zu Roß gegangen —

Mutter.

Du bist 'ne Gans! — Wir werden ihn empfangen! (Zofe ab)
Und nun, o Tochter, sei ein Wenig niedlich —

Ellfriede

Ich wundre mich, daß du so unermüdlich. (Mutter ab)

Sechste Scene.

(Ellfriede allein, sie tritt vor den Spiegel.)

Ich bin in Wahrheit doch durchaus nicht häßlich,
Im Gegentheil etwas poetisch — bläßlich, —
Und säh ein Minnesänger mich im Ganzen,
Er weihte sicher mir die besten Stanzen, —
Doch ohne Lieb müßt ich durch's Leben schiffen,
's hat Niemand in die Saiten mir gegriffen!
Nutzlos vielleicht muß in die Gruft ich sinken,
Bis Glanz und Schiller mir einst später winken!

(sie setzt sich ans Spinnrad.)

Nach einer Pause:

Wahrscheinlich kommt der Toggenburg, mich zu freien,
Doch der will mir als Gatte gar nicht scheinen,
In meiner Nähe säh' ich ihn nicht gerne,
Ich lieb ihn wohl, — doch nur in weit'ster Ferne;
Hoch thut mich seine Lieb beglücken,
Wenn er mir wendet seinen Rücken,
Doch Aergerniß mein Herz beschleichet
Sobald er sich bei mir nur zeiget. —

Siebente Scene.

(Toggenburg tritt ein und kniet gleich an der Thüre nieder)

Man sagte mir, o Holdeste der Holden,
Du wolltest mich in Deiner Nähe dolden
Drum knie ich plötzlich hier an Deiner Thüre;
Mit Permission, verzückt und phantastre!

Du schweigst? — O schlage auf zu mir Dein Auge,
O prüfe mich, ob ich zum Gatten tauge, —
Ein Wort von Dir, — gleich will ich mich erdreisten,
Dir zeigen, was ich fähig bin zu leisten!
Im Paradies mein Stammbaum ist entkeimt,
Mit tausend Ahnen Vollblut er sich bäumt; —
Wohl pleite ging schon manche Heldenlanze,
Doch noch kein Beispiel gab's von Messalliance!

Du schweigst noch immer still? — O überlege,
Bei meiner Burg vorbei zieh'n drei der Wege,
Auf die der Kaufmann fährt zu fernen Städten,
Viel Knappen hab' ich, wie es ist von Nöthen,
Will man den Schuften ihre Kisten brechen,
Von Lösegeld ein Wort mit ihnen sprechen, —
Bedenk', Dein werden, ohne viel Beschwerde,
Die neusten Moden auf der ganzen Erde.

Du schweigst? — Auch hab' ich, weil's einmal so Brauch,
'Nen Hauskaplan mit wohlgemäst'tem Bauch:
Der Kerl muß fleißig für uns Alle beten,
Und absolviren, wenn es just von Nöthen, —
In der Kapelle ist er schon zu schauen,
Er, der sonst Keinem traut, er will uns trauen!

Du schweigst? — S' ist Frühling, wie mir scheint die Zeit,
In der am besten es sich minnt und freit, —
Es paart jetzt grade in des Waldes Lauben
Sich Alles, dem die Mittel es erlauben, —
O laß uns ebenfalls ein Paar nun werden,
Groß sind die Freuden, klein nur die Beschwerden!

(Ellfriede, steht langsam vom Stuhle auf, blickt ihn an und sagt mit Pathos.)

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet Euch dies Herz!
„Forbert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz!"

(geht langsam und feierlich ab.)

Achte Scene.

(Toggenburg allein.)

Weh mir! so wenig wußt' ich Dich zu rühren,
Daß Du so hart, die Stelle zu citiren!

Was hilft's, daß sie so klassisch ist belesen, —
Ich bin und bleib' einfältig nun als Wesen,
Statt mich zu doppeln durch der Ehe Kette,
Und fließ', als Strom zurück nun in mein Bette.

Doch wie, — vielleicht nur war's ein züchtig Schämen,
Dem ihre Gegenred' sich mußt' bequemen, —
Vielleicht ist doch zur Liebe sie erbötig,
Und hat zu sperren etwas nur sich nöthig!
Zu viel verlangen, zeigt von schlechtem Takte:
Sie thauet auf vielleicht im nächsten Akte! — (ab.)

---

2. Akt.

Erste Scene.

(Burghof beim Ritter Toggenburg.)
2 Knappen begegnen sich.

Erster.
St! Kamerad, wie steht es mit dem Herrn?
Zweiter.
Er sitzt noch stumm, das Auge roth von Weinen —
Erster.
Hat er schon wieder mal zuviel getrunken?
Zweiter.
O Du verstehst mich miß, — ich meine Thränen!
Erster.
Na, na! 's ist unerhört! —
Zweiter.
— — Ich sah noch nie
Hochadlem Aug' entlaufen solches Wasser!
Erster.
Er konnte sonst doch sich und Andre fassen, —
Zweiter.
Von Seelenangst gefaßt will er erbeben.
Erster.
Dann fahre wohl du süßes Raubritterleben —
Zweiter.
Er ist behext, — das Ende wird es lehren, —
Erster.
Der Pater muß den bösen Geist beschwören! —

Zweite Scene.

(Toggenburg kommt die Treppe herunter.)

Ihr schnöden Schufte, packt Euch in den Stall!
Sonst reizt Ihr meinen Zorn in jedem Fall!
Was habt Ihr hier zu stehen und zu raunen,
Seht Ihr's denn nicht, — ich runzle meine Braunen!

Die Knappen.

Ach, — gnäd'ger Herr! wir meinten o, wir dachten —

Toggenburg.

Was, Lumpenvolk! Ihr habt hier frech gedacht?
Und Meinung habt Ihr öffentlich gemacht?
Verruchter Plebs! wollt's nicht noch einmal wagen,
Sonst soll der Schloßvogt Euch zur Demuth schlagen! —
Die Rosse sattelt, — wappnet mich im Saal, —
Ein Ritter bin ich und ein Freund von Stahl,
Mich lüstet's ein'ge Juden durchzubläuen, —
Wir zieh'n hinaus, — ich muß mich heut zerstreuen! (ab)

Dritte Scene.

(Verwandlung. Eine Lichtung im Walde, den man vor lauter Bäumen nicht sieht. Mehrere Frachtwagen mit Fuhrleuten und Krämern kommen herbei.)

Die Fuhrleute singen.

Der Peitsche lustig Knallen,
Das kann mir wohlgefallen, —
Bei Peitschenknall und Lied
Der Gaul viel besser zieht, —
Lustig Leben,
Fuhrmannsleben!
Ach, wären wir nur erst durch,
Beim Herrn von Toggenburg!

Die Wirthin mit dem Becher,
Sie kennt die besten Zecher; —
Sie giebt das duft'ge Heu
Dem Fuhrmann hin zur Streu;
Lustig Leben,
Fuhrmanns Leben!
Ach, wären wir nur erst durch,
Beim Herrn von Toggenburg!

Krämer.

Gott soll mer leben lassen! Was singt Ihr da for ä närrisch Couplet! Warum der Schluß so unheimlich?

Fuhrmann.

I nu, weil ers auch in natura ist!

Krämer.

Wieso? Der Schlußvers?

Fuhrmann.

Nee! Der Toggenburg!

Krämer.

Weih geschrien! Mir klappern de Zähne!

Fuhrmann

Die werden Euch vielleicht bald ausgeschlagen werden!

Krämer.

Mir sträuben sich die Haare!

Fuhrmann.

Weil Ihr sie bald lassen müßt!

Krämer.

Mensch, — Seid Ihr meschugge! Hört auf mit's ferchterliche Geseire!

Fuhrmann.

(erblickt plötzlich den aus dem Wald hervorbrechenden Toggenburg mit seinen Knappen.)

Himmel nnd Hölle! Wenn man vom Teufel spricht, denn sieht man auch bald den abligen Herrn mit seinem Schwanz. Schneidet die Stränge entzwei! Auf die Pferde! Schnell, auf und davon!

(Die Fuhrleute springen auf die Gäule und jagen fort.)

Vierte Scene.

(Die Knappen fallen über die Krämer her und knebeln sie; einige machen sich an die Kisten und schlagen dieselben auf.)

Die Krämer.

Gott gerechter! — Erbarmen! Gnade! Gnade! Gnade!

Toggenburg.

Spitzbärt'ge Schufte, höret auf zu schrei'n,
Sonst dieser Tag wird Euer letzter sein!
Ihr Zwiebelfresser, Ihr, mit Hackennasen,
Verhaltet jetzo still Euch auf dem Rasen!
Viel Ehr' für Euch, daß ich, ein Edelmann,
Mir schaue Eure lump'gen Waaren an!

Ein Krämer.

Hilf Moses! Herr! Ihr wollt uns doch nicht plündern?

Toggenburg.

Ein wenig Hanf soll Deinen Athem mindern!

(er winkt einigen Knappen, diese ergreifen ihn und hängen ihn an einen Baum)

Der Krämer.

Ich hänge? — O! in Wahrheit ein Verhängniß! (er stirbt.)

Andrer Krämer.

Ich bin ein reicher Handelsmann aus Zürich,

Ihr liebt das Gold, Herr Ritter, oder irr' ich,
Laßt mich am Leben, und beim Licht der Welt,
Ich zahl' 'ne Tonne Gold als Lösegeld! —

Toggenburg.

Heißa, Bourgeois! Bei Ellfrieds Augenstrahl!
Du also bist ein wahres Capital!
O warte nur, will Dich auf Zinsen legen,
Und wie ein Werthpapier Dich sorglich hegen;
Brauch' ich dann Gold, kann ich mit stillen Freuden
Aus Deinem Wanst ein klein Couponchen schneiden!

(Der Krämer wird auf ein Pferd gehoben.)

Nun Knappen, schnürt den ganzen Schwamm zusammen,
Wir wollen heim! — Doch, Gott soll mich verdammen,
Fast hätt' die andern Kerle ich vergessen,
Hängt jenem zur Gesellschaft sie, indessen,
In hübscher Ordnung mir placirt sie,
Denn nichts hab' lieber ich als Symnetrie! —

(Die Krämer werden gehenkt, dann verschwindet der ganze Zug wieder im Walde.)

Fünfte Scene.

(Verwandlung. Das Erkerzimmer. Ellfriede spinnt.)

Ellfriede.

Noch immer sitz' im Erker ich und spinne,
Als läst'ge Zugabe ich sinne, sinne; —
Schon ein Quartal ist schnell dahingegangen,
Seit Ritter Toggenburg hier angefangen.
Und o, vielleicht war's doch nicht ganz verständig,
Daß einen Korb ich gab ihm eigenhändig!
Die Zeit vergeht, — man wird nicht immer jünger,
Man altert schnell so ohne Ring am Finger! —
Doch gar zu tölpelhaft ist dieser Ritter, —
Und seine Gattin sein, das wäre bitter!
Wie schwob mein Traum auf idealen Bahnen, — ?
O anders war'n die Helden in Romanen!

Sechste Scene.

(Toggenburg tritt ein und bleibt schwermüthig an der Thüre stehen.)

O sie nun Holde, wie Du mich verwandelt,
Weil meine Liebe Du so kühl behandelt, —
Aus meines Lebens Gleis hast mich gestoßen, —
Und liebt' ich nicht so toll, ich würd' mich boßen!
Waschwasser meid ich, als den klaren Spiegel,
Der mir mein Antlitz zeigt, des Grames Siegel, —

Die Seife floh ich, wie ein falsches Träumen,
Nur meine Liebeswuth darf jetzt noch schäumen, —
Auch Kamm und Bürste meid ich, — das Verwildern,
Von Bart, Gemüth und Haar soll nichts mehr mildern!
Ingleichen, wie Du siehst, hab' ich vergessen
Das Putzen meiner Rüstung, Rostzerfressen
Ist Helm und Harnisch, selbst die großen Sporen, —
Auch meine Zähn', — o! wär' ich nie geboren!

Ellfriede, erhebt sich langsam, mit Würde
„Ruhig mag ich Euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn!" —

Toggenburg.

Nun wohl, mein Schmerz, so nehme überhand!
Zeigt nun, Ihr Augen, ob Ihr ausgebrannt!
Hervor, Du flüssig Salz aus Thränendrüsen,
Mit Deiner bittern Flut den Tag zu grüßen!
O sieh! Grausame, wie der Augenquelle
Hastig entquillt des wilden Schmerzes Welle;
O rinn, — sollst der Wangen Furch' enttraufen,
Mich und die Welt und Alles zu ersäufen,

(er weint so stark, daß er in einem großem Pfühle steht.)

Ellfriede.

„Euer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht versteh'n!" — (geht hinaus.)

Toggenburg.

Und das ist Alles, was sie mag erwiedern?!
Schicksalstragödisch liegt mir's in den Gliedern, —
Wenn dies mir schon im zweiten Akt geschah,
Was bleibt noch für den Rest des Dramas da?! (geht händeringend ab.)

---

3. Akt.

Erste Scene.

(Ahnensaal bei Toggenburg.)

Der Hauscaplan und Toggenburg.

Toggenburg.

(hat in der Kreuzzeitung gelesen, er wirft sie bei Seite.)
O ich bin krank und will sie nicht mehr halten,
Die Zeitung hier, — in deren holden Spalten
Mein Ritterherz sonst seine Freude fand,
So lang der Zuschauer in Blüthe stand;

Oder ich, seitdem ich schmacht in Liebesbanden?!
Ward sie so faul und schaal und abgestanden.

Caplan.

Bei allen Heil'gen, Herr, Ihr seid sehr runter, —
Ein Mittel nur, das macht Euch wieder munter,
Weitläuftig ist es zwar, ohn' allen Zweifel, —

Toggenburg.

Raus, Glatzkopf, mit der Sprach', — bei allen Teufeln!
Und sollt' aussaufen ich den Bodensee,
Hernach verschlingen Gletscher Panacee,
Vielleicht die Jungfrau Giesel selbst besteigen,
Aufs Wetterhorn frech blasen einen Reigen,
Mit meinen Händen dämmen ab die Schöne,
Und sonst noch Thaten, die nicht so ganz ohne,
Bei meinem Bart! ich wählte die Beschäft'gung
Zu meines lendenlahmen Herzens Kräft'gung!

Caplan.

Ich seh', o Herr! Ihr habt den guten Willen
Den Thatendurst mit einem Schluck zu stillen, —
Drum möcht' ich einen Vorschlag mir erlauben,
Zu sehr viel Todtschlag mit 'nem bischen Glauben,
Und zwar im Orient, wo die Maroniten
In's schöne Jenseits allzufrüh geriethen,
Weil Muselmänner mit dem Namen: „Drusen"
Mit Messern stachen in der Christen Busen.

Toggenburg.

Das ist mir neu, — ich schwör' es bei Sct. Nickel!

Caplan.

So las't Ihr nicht den letzten Leitartikel?
Nun! zum Kreuzritter soll't Ihr avanciren,
Zum Libanon mög't Ihr die Knappen führen,
Und dort ein Wenig schinden oder hängen,
Das leitet ab Euch von der Liebe Drängen!

Toggenburg.

So sei's! — Doch wer bleibt dann hier Kastellan?

Caplan.

O Herr, schon Schwereres hab' ich gethan,
Ich will sehr gern zur Ordnung täglich hinsehen,
Und für Euch einkassir'n, was kommt an Zinsen!

Toggenburg.

O heil'ger Wanst! so gieb mir Deinen Segen!
Trompeten blast! Weh' Euch Ihr Drusenbrängen!
(Unter Kriegsfanfaren zieht Ritter Toggenburg mit seinen Knappen nach Syrien! der Kaplan liegt im Fenster und lacht.)

Zweite Scene.

Verwandlung. Erster bei Ellfriede.

Frau v. Ißnich und Ellfriede.

Mutter.

O dumme Liese! was hab' ich gerathen?
Nun ist er fort, und Du bestehst den Schaden!

Ellfriede.

Weh' mir! Ja Mutter, Du hast recht orakelt!
Ich gleiche nun dem Schiff, das abgetakelt,
Und unbemannt im Hafen still verwittert!
Warum hat mein Empfinden sich zersplittert?
Jetzo, wo ich schon tragen könnt die Haube,
Quält mich der bittren Reue ewige Schraube!

Mutter.

Nun fall' auch wiederum nicht ins Extrem —

Ellfriede.

O Mutter, laß, mir ist's mal so bequem!
Bald wird ein Meer mich von ihm scheiden,
Da doch ein Wenig gab das Glück uns Beiden!
Ach Mutter, ich muß schon sehr schwach mich fühlen,
Da ich verzweifelnd kann mit Worten spielen!

Mutter.

Spiel' nicht mit Schießgewehr! Denk' an Ophelioen!

Ellfriede.

O fürchte nicht, ich werde mich entseel'gen!
Nein, erst will ich den Himmel mir verdienern:
Ich geh' ins Kloster zu den Kapuzinern.

Mutter.

Du wolltest ganz der Mutterfreund' entsagen?

Ellfriede.

Verschon' mich mit so indiskreten Fragen! —
In Klostermauern begrab ich meine Jugend

Mutter.

Bedenk' o Kind, wie sauer wird die Tugend —
Hat Dich die Liebeswuth so weit gebracht?

Ellfriede.

Ich bleib bei dem Entschluß — nun Mutter gute Nacht! —

Mutter.

Nun schön! So will ich kurz Dir denn begründen,
Warum ich aus dem Leben nun muß schwinden:

Zu alt zur **Mutter** blos, — das mußt Du wissen,
Hätt' mich's **Großmutter** sein noch rausgerissen, —
Doch die Blamage trag' ich nicht mehr stündlich, —
Ich sterb! In diesem Punkt bin ich empfindlich!
(sie stürzt sich zum Fenster hinaus in den Abgrund.)

Ellfriede.

Da sieht man's: „Alter schützt vor Thorheit nicht"!
Viel schneller man den Hals, als meinen Willen bricht!
Was Einem billig, kommt dem Andern theuer, —
In's Kloster gehts, — ich kauf mir einen Schleier! (ab.)

---

4. Akt.

Erste Scene.

Vorm Schlosse des Toggenburg.

Toggenburg im Gewande eines **Pilgers**.

Vom Kreuzzug bin ich hehr **zurückgekommen**,
Von Joppe's Strand zurück nach hier geschwommen.
's war in der That ein allerliebstes Balgen:
Es wurden ruinirt viel Rittertaillen,
Doch auch viel Knappen wurden kalt gemacht, —
Ich komm' allein zurück, — wer hätts gedacht?!
An meinem Leib ist nicht 'nes Zolles Strecke,
Die ohne Beulen, ohne blaue Flecke,
Doch ach, am Schlimmsten schmerzt des Herzens Wunde:
Denn noch wie damals brennt mich Lieb' zur Stunde!
(er klopft ans Thor.)
He, Holla! macht auf dem Toggenburg!
Wer ist der Pförtner denn, der faule Schurk! ?!

Portier.

(öffnet eine Nebenthüre)
Was lärmen Sie hier so, der Herr Burggraf Meier ist nicht zu sprechen!

Toggenburg.

Wer nennt sich Herr, wo meine Ahnen hängen,
Soll ich mir Durchgang hier mit Fäusten zwängen?

Auf dem Söllner erscheint der **Burggraf Meier** ein feingekleideter, ältlicher Herr mit orientalischer Nase, das Haupt mit einem türkischen Feß bedeckt.

Burggraf Meier.

Portier, machen Se zu de Thür, es wird nur gegeben des Sonnabends etwas an die Bettler. (Portier schlägt die Thür zu.)

Toggenburg.

Bei meinem Barte! will ein Traum mich zwicken?
Vor meinem Schlosse höhnt man mich mit Blicken!
Giebts hier am hellen Tage schon Gespenster, —
Was spuk'st Du da an meinem Erkerfenster?

Kommerzienrath.

Sie sind wohl der Prophet von unserm großen Meyerbeer?
Ich bin der Burggraf Kommerzienrath Meier,
dieses frühere Schloß habe ich vom Bischöflichen Kapitel gekauft, und eine chemische Fabrik mit großem Kapital darin eingerichtet, der Besuch der Werkstätten ist nicht erlaubt. — Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst schicke ich Ihnen die Hausknechte über den Hals! (er schließt das Fenster.)

Toggenburg.

Weh! meine Knappen faulen fern in Syrien, —
Ich muß es leiden, sagt man mir Injurien!
Die Juden, die ich sonst ad libitum besteuert,
Sind obenauf, — Weh mir! Ich bin ge — Meiert!
Ich sah' schon, — zu des Publikums Genuße
Des Ritterstücks Romantik neigt zum Schluße;
Der Lieb' noch nachzufragen nicht vergeß' ich,
Ob's damit auch, wie mit dem Andern: „Essig"! (geht ab.)

Zweite Scene.

Verwandlung. Im Kloster.

Der Regisseur tritt mit einer tiefen Verbeugung auf:

„Ich erlaube mir einem hochgeehrten Publikum anzuzeigen, daß wegen plötzlicher Heiserkeit des Frl. Reclamosani der letzte Monolog der Ellfriede v. Iffnich ausfallen muß." (Neue Verbeugung. Das Publikum zischt und lacht.)

Dritte Scene.

(Verwandlung Vor dem Kloster.)

Toggenburg tritt auf.

Ich dacht's mir gleich, — ein Weib bedarf des Trösters,
Drum suchte sie das Dunkel auf des Klösters (er setzt sich auf einen Stein.)
Hier sitze ich, wird auch die Zeit mir lang, —
Weil ich so muß, bis dort das Fenster klang!

Vierte Scene.

(Das Fenster klingt. Ellfriede erscheint stumm an demselben; das Publikum bemerkt sogleich, daß sie wirklich sehr heiser ist.)

Toggenburg.

O Holde, sieh! nun sind wir bald am Ende,

Ich sitze vor, Du hinter Klosterwände!

(Ellfriede deutet auf ihren Hals, zum Zeichen ihrer Heiserkeit, dann nickt sie bejahend.)

Ja, Holde, schweig'! ich weiß ja, was Dir fehlt,
Der Regisseur hat eben mir erzählt!
Ich bin schon froh, wenn Du Dich mir willst zeigen,
Wenn sich die Liebliche ins Thal will neigen!

(Ellfriede wirft ihm einen Kußfinger zu und lächelt geschmeichelt.)

Warum so schnell den Schleier denn genommen?
Du wußtest doch, ich würde wieder kommen.

(Ellfriede zuckt mit den Achseln.)

Nun müssen Beide wir als Jungfrau'n sterben,
'S liegt keine Ursach' vor zu einem Erben!

(Ellfriede weint.)

Die Ritter sterben aus und auch die Nonnen, —
Ich fürcht' 'ne neue Zeit hat nun begonnen!

(Furchtbarer Applaus des Publikums der lange anhält.)

Ich glaube fast, zum Schluß wir nichts mehr brauchen,
Als anzuschau'n uns, und dann auszuhauchen! —

(Lange Pause Ellfriede verschwindet vom Fenster, zu dem Toggenburg hinaufblickt, wobei er immer blasser wird. Man hört Glockengeläute. Die Bergspitzen des Hintergrundes leuchten im Sonnenaufgang.)

Schlußscene.

(Der Regisseur tritt vor, indem er auf Toggenburg deutet.)
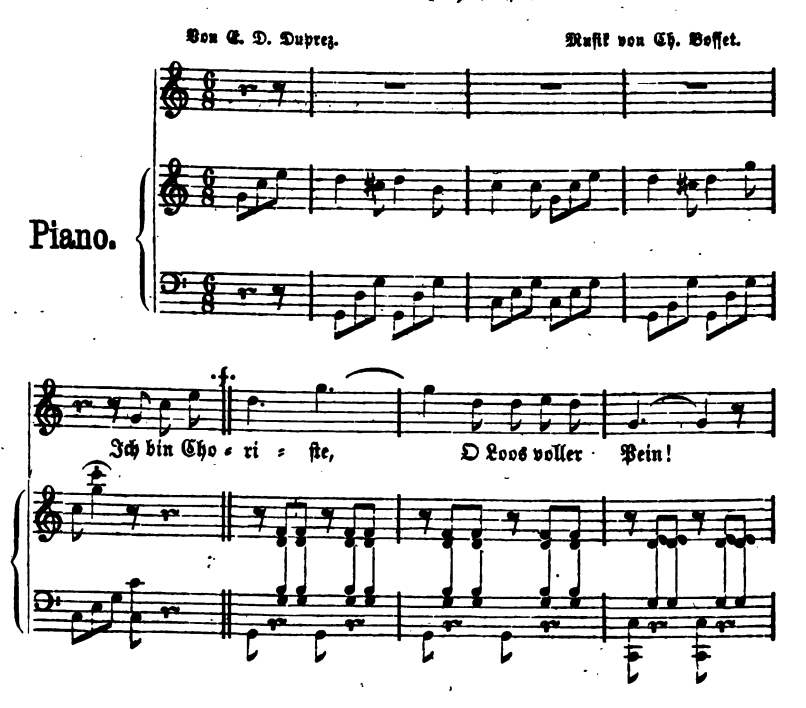
Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah! — (tiefe Verbeugung.)
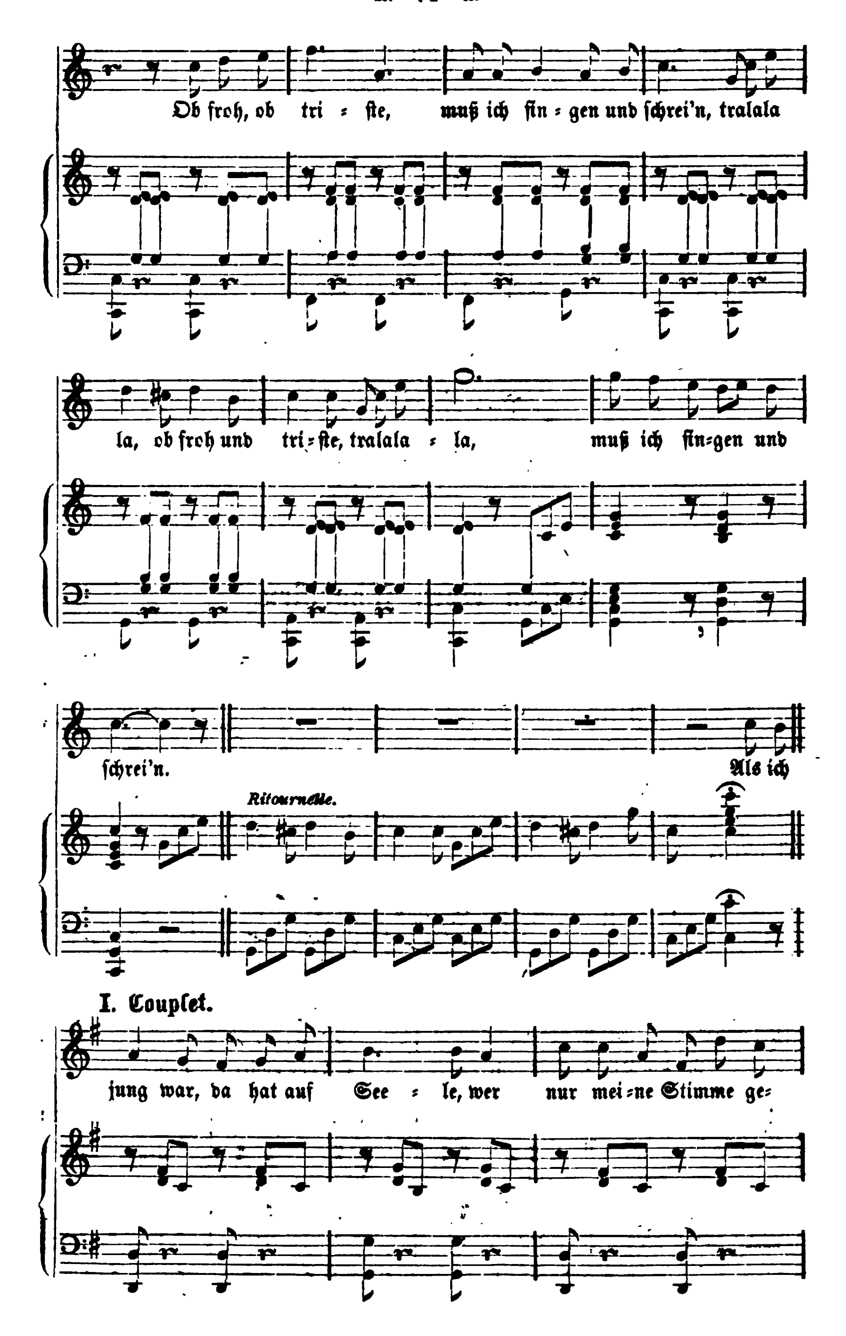
Anhaltender Beifall. Der Dekorationsmaler wird hervorgerufen.

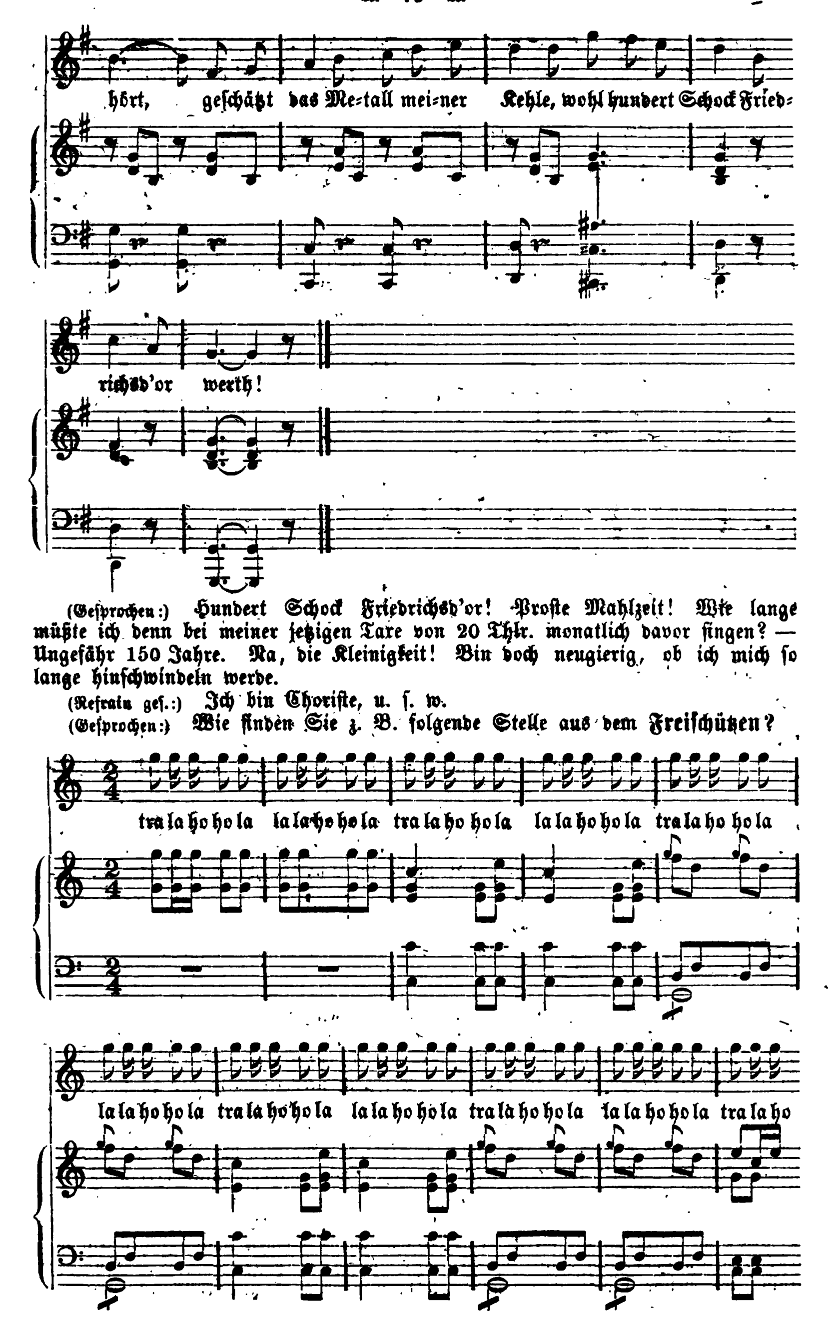
Vorhang fällt.



Leiden eines Choristen.
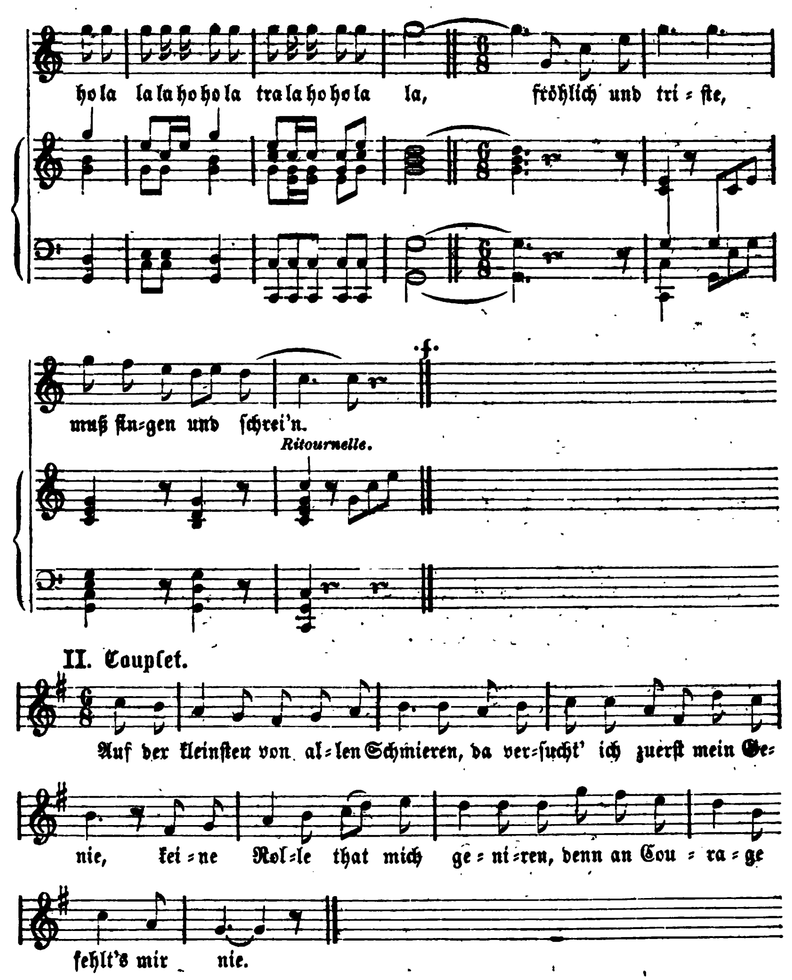



Ob froh, ob tri = ste, muß ich sin = gen und schrei'n, tralala
la, ob froh und tri = ste, tralala = la, muß ich sin=gen und
schrei'n. Als ich
Ritournelle.
I. Couplet.
jung war, da hat auf See = le, wer nur mei=ne Stimme ge=



(Gesprochen:) Hundert Schock Friedrichsd'or! Proste Mahlzeit! Wie lange müßte ich denn bei meiner jetzigen Taxe von 20 Thlr. monatlich davor singen? — Ungefähr 150 Jahre. Na, die Kleinigkeit! Bin doch neugierig, ob ich mich so lange hinschwindeln werde.

(Refrain ges.:) Ich bin Choriste, u. s. w.

(Gesprochen:) Wie finden Sie z. B. folgende Stelle aus dem **Freischützen**?
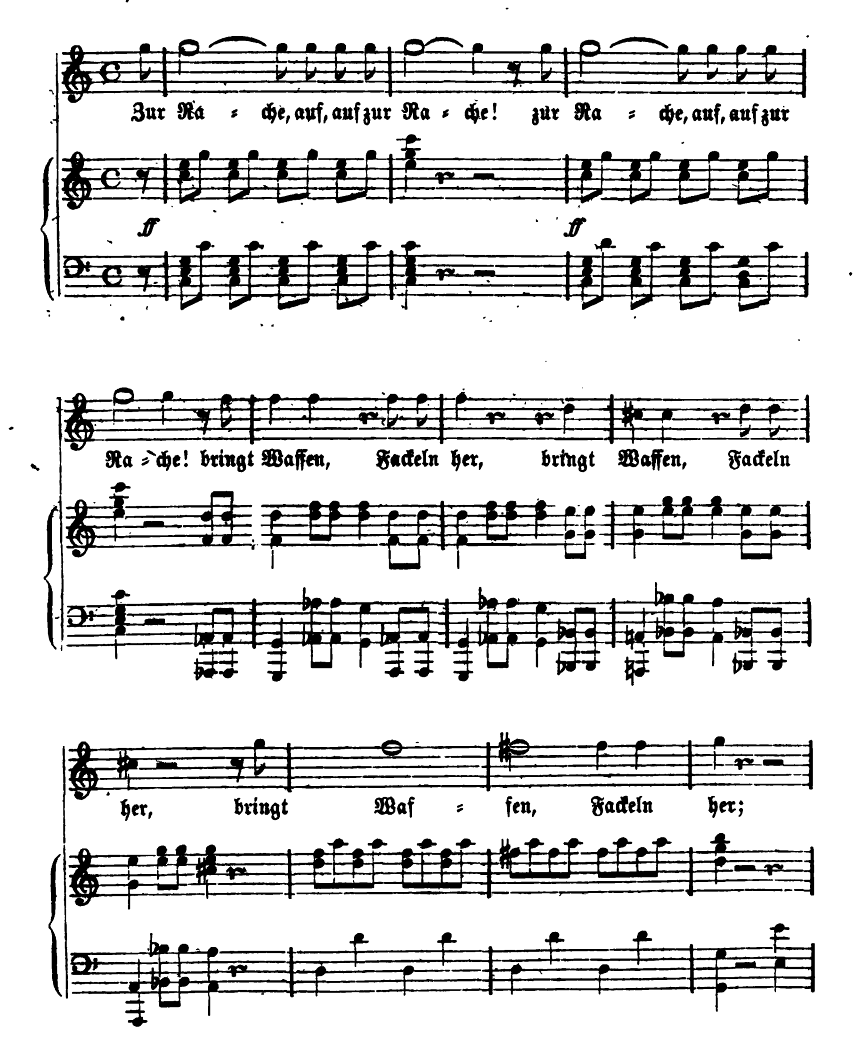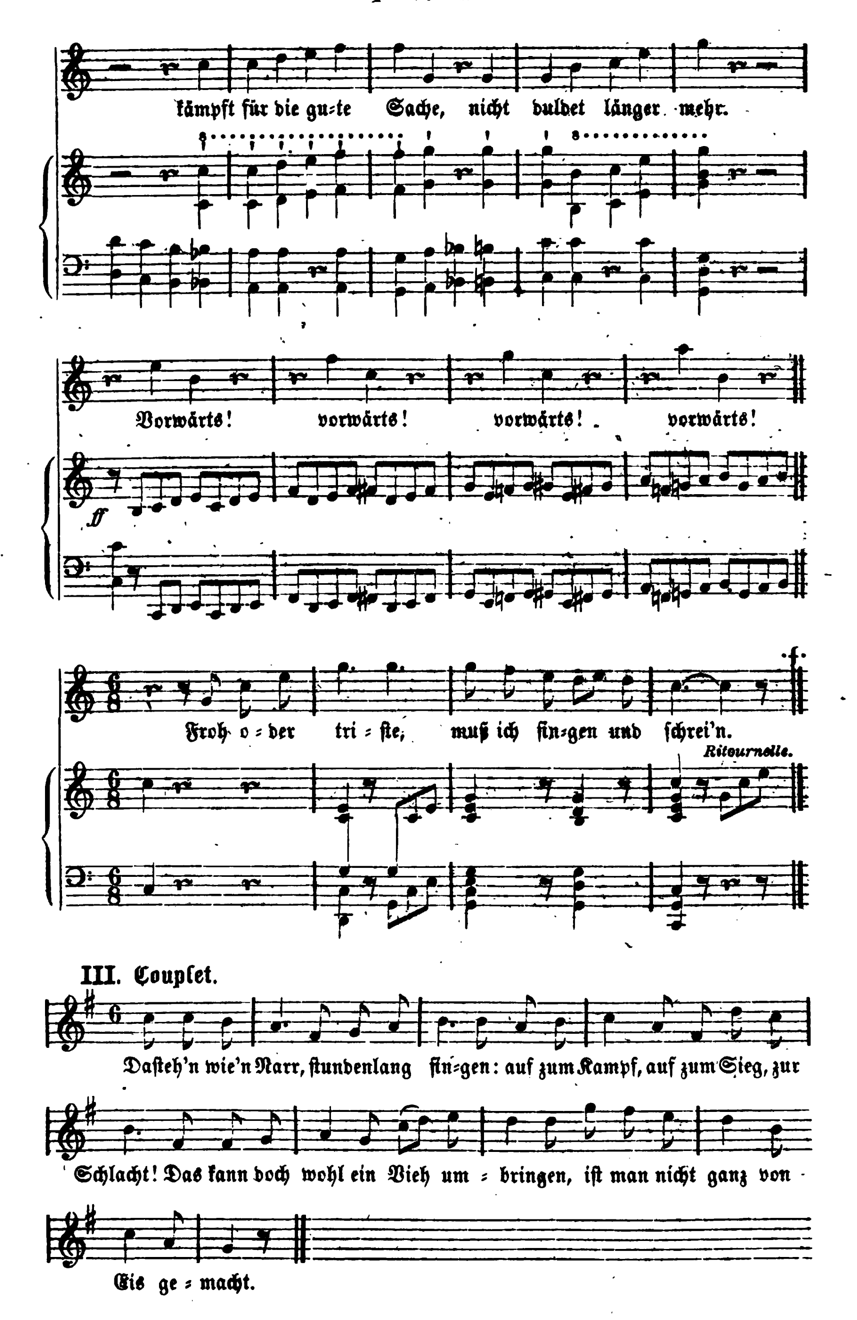


(Gesprochen:) Hier mußte ich Alles spielen! Kleine Tenorparthien singen, im Chor mitwirken; Gefechte mitmachen, Helden im Melodrama geben, Vertraute in der Tragödie, segnende Greise im Schauspiel, und Bediente im Lustspiel. — Heute edel bis zur Niederträchtigkeit, — Morgen niederträchtig bis zu strahlender Größe. — Eines Tages erhalte ich die Rolle des Narziß im Britannikus. — Devrient gastirte in der Hauptrolle. Narziß, sagte ich mir, das ist eine Rolle für dich, da wirst du dir eine Maske machen, die sich gewaschen hat. Ich trete auf! — allgemeine und anhaltende Heiterkeit! Ich lasse mich dadurch nicht verblüffen, sondern sage meine Rolle in einem Athem her, — Allgemeines Bravo! Dacapo, schreien Einige aus dem Parterre, — da hat so ein neidischer College einen Hund in's Parterre sich mitgebracht, welcher in diesem Moment so einen jämmerlichen Schmerzensschrei ausstößt, ungefähr wie Formes, wenn er heiser ist. Das Publikum zischt, ich weiche nicht; Devrient wird blaß vor Zorn und rollt mir wüthende

Blicke zu, — er dachte mir zu imponiren; — ich lasse mir aber nicht imponiren, sondern rolle wieder: Haben Sie keine Angst, ruf ich ihm zu, das Zischen gilt nicht Ihnen! — die da kenne ich, — mit denen lassen Sie mich nur machen; und an das Publikum mich wendend, trete ich vor die Lampen und sage: Verzeihen Sie, meine Herrschaften, aber die Tragödie ist nicht mein Fach,

(Refrain ges.:) denn, Ich bin Choriste, u. s. w.

(Gesprochen:) Hören Sie z. B. mal, aus der **Stumme von Portorico** von Meyerbeer.
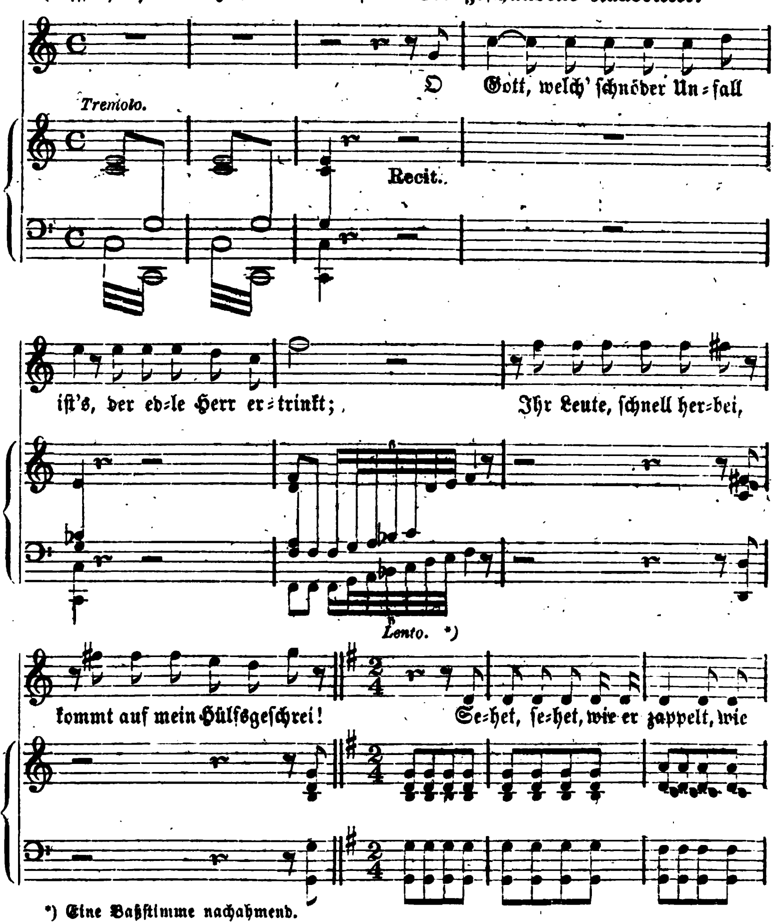



kämpft für die gu=te Sache, nicht duldet länger mehr.
Vorwärts! vorwärts! vorwärts! vorwärts!
ff
Froh o=der tri=ste, muß ich sin=gen und schrei'n.
Ritournelle.
III. Couplet.
Dasteh'n wie'n Narr, stundenlang sin=gen: auf zum Kampf, auf zum Sieg, zur
Schlacht! Das kann doch wohl ein Vieh um=bringen, ist man nicht ganz von
Eis ge=macht.
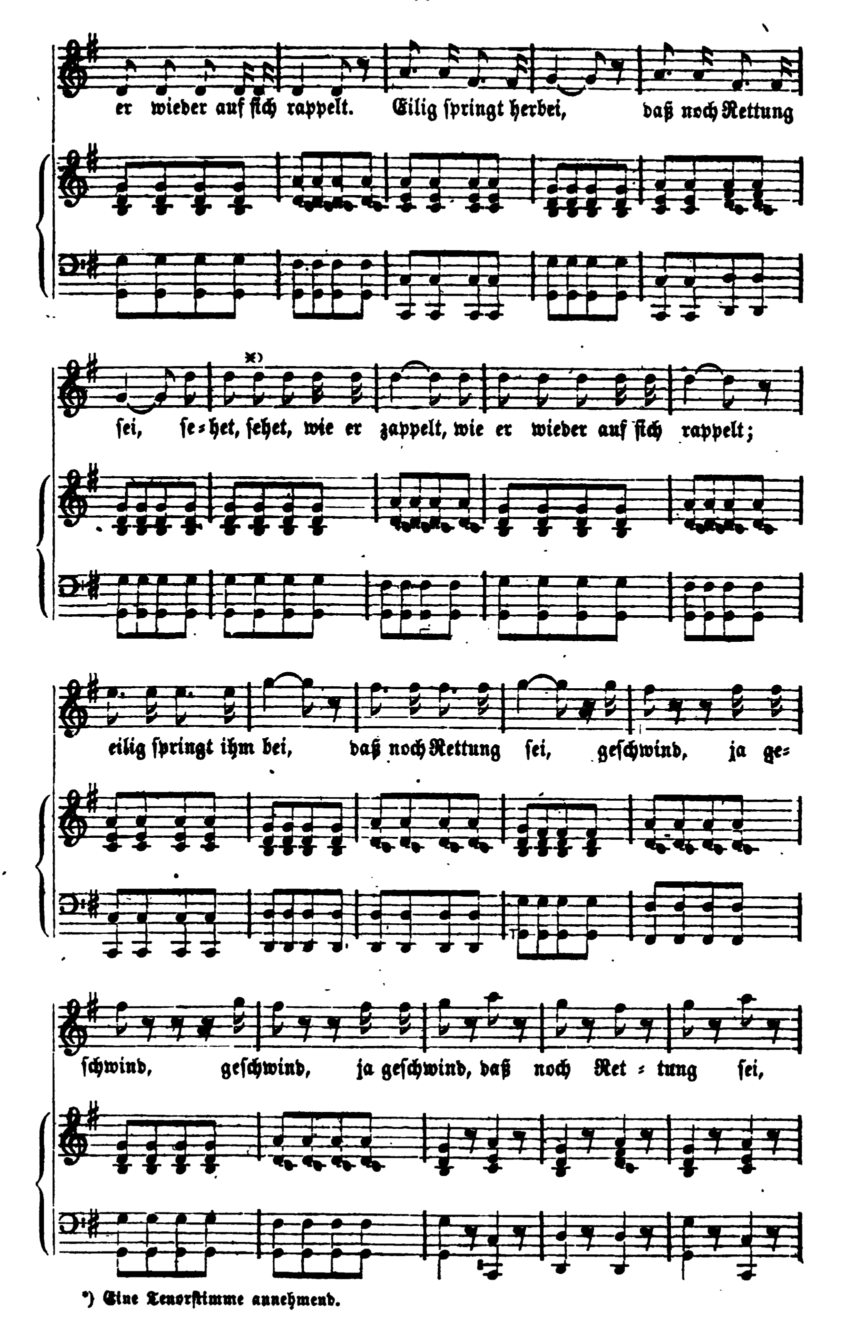
(Gesprochen:) Wie finden Sie z. B. einen Zustand, in welchem man immer das Gegentheil davon singen oder sagen soll, als man denkt. Hat man Lust zum schlafen: Hurrah! Hurrah! Hurrah! Laßt uns lustig sein! Ist man feige: Fort, zum Tode oder Sieg. Ist man 60 Jahre alt: Laßt uns von Liebe und den Schönen singen. Hat Jemand seine Frau verloren: Laßt uns das harte Schicksal dieses Freundes beweinen. Und so zu lügen, für monatlich 20 Rthlr.!! Und nun der Contrakt!! Sie haben wahrscheinlich noch nie den Contrakt eines Choristen gesehen; — ich will Ihnen nur einige Proben davon geben. §. I. Der Chorist ist verpflichtet zu jeder Tages- oder Nachtzeit zu singen, dagegen ist er nicht verpflichtet, richtig zu singen. §. II. Jede Unpäßlichkeit, Heiserkeit, Zahnschmerzen, Halsschmerzen, Kehlkopfskrankheiten, welche den großen Sänger dispensiren, sind dem Choristen streng untersagt; ist er krank, muß er singen, ist er verschnupft, er muß singen, ist er todt, muß er — doch nein, da braucht er nicht zu singen; — Und das Alles für 20 Rthlr., eine Stimme, die das C mit der Brust singt!

(Refrain ges.:) denn, Ich bin Choriste, u. s. w.

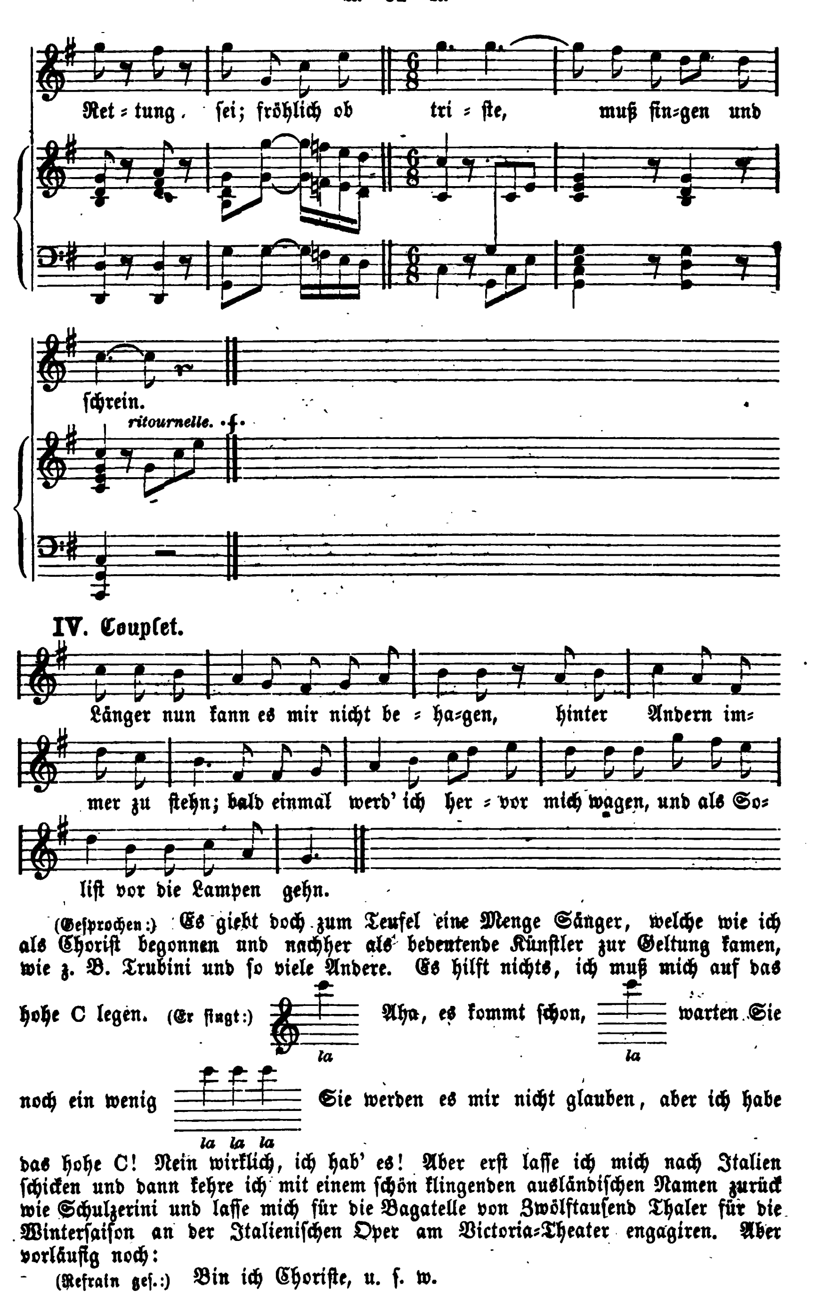
(Gesprochen:) Wie z. B. in der Oper: **Der geschundene Raubritter.**



*) Eine Baßstimme nachahmend.



*) Eine Tenorstimme annehmend.

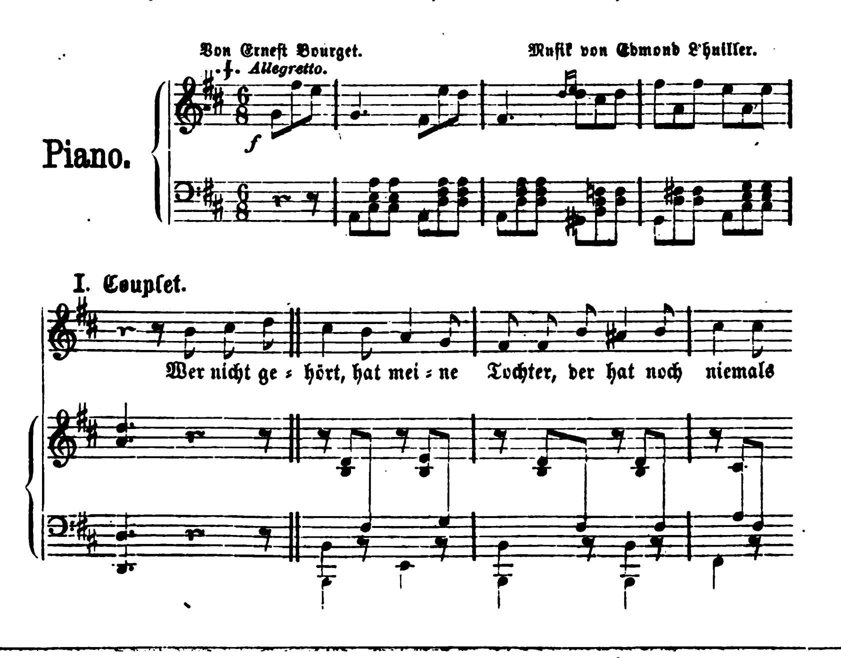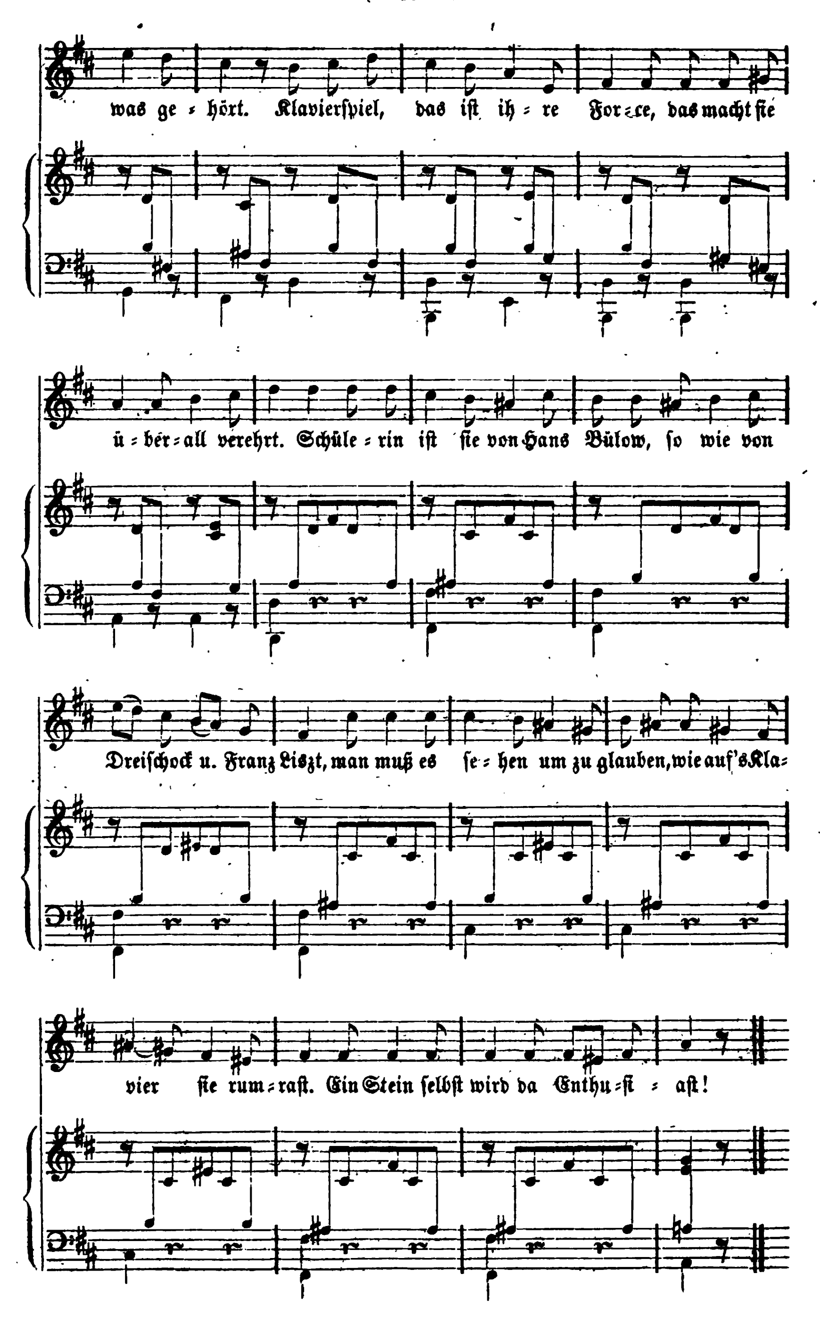


(Gesprochen:) Es giebt doch zum Teufel eine Menge Sänger, welche wie ich als Chorist begonnen und nachher als bedeutende Künstler zur Geltung kamen, wie z. B. Trubini und so viele Andere. Es hilft nichts, ich muß mich auf das hohe C legen. (Er singt:) la Aha, es kommt schon, la warten Sie noch ein wenig la la la Sie werden es mir nicht glauben, aber ich habe das hohe C! Nein wirklich, ich hab' es! Aber erst lasse ich mich nach Italien schicken und dann kehre ich mit einem schön klingenden ausländischen Namen zurück wie Schulzerini und lasse mich für die Bagatelle von Zwölftausend Thaler für die Wintersaison an der Italienischen Oper am Victoria=Theater engagiren. Aber vorläufig noch:

(Refrain gef.:) Bin ich Choriste, u. s. w.
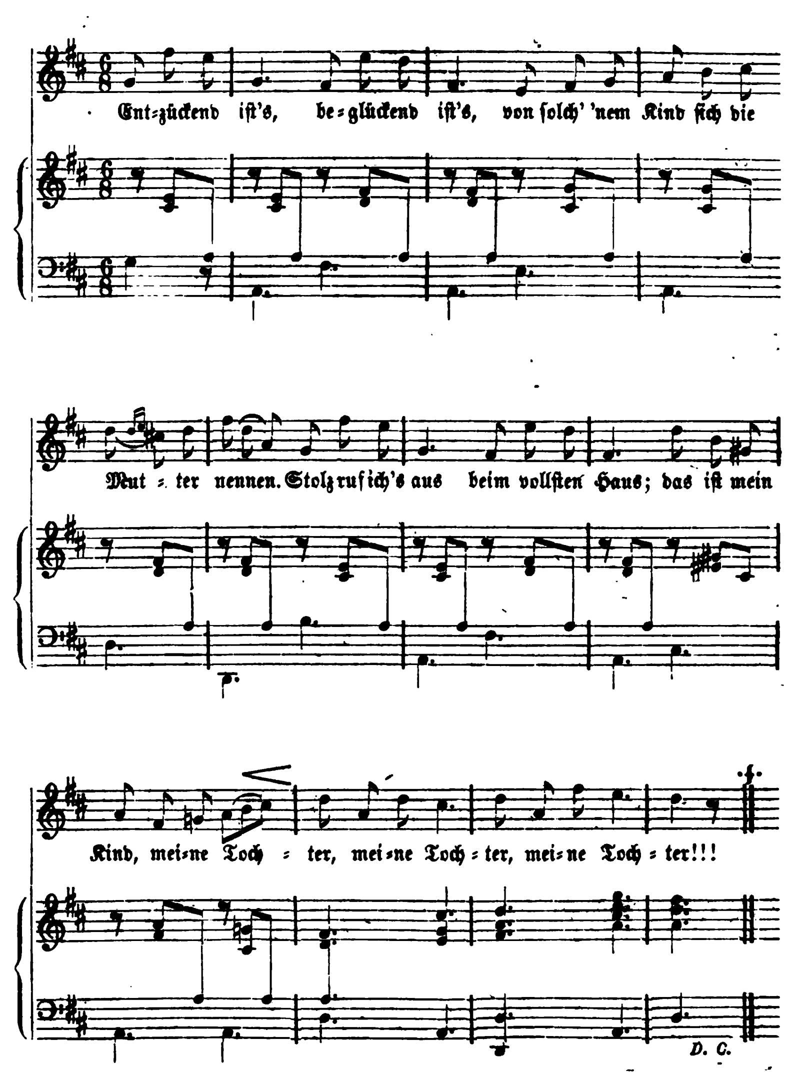


Pamela oder: das ist meine Tochter!
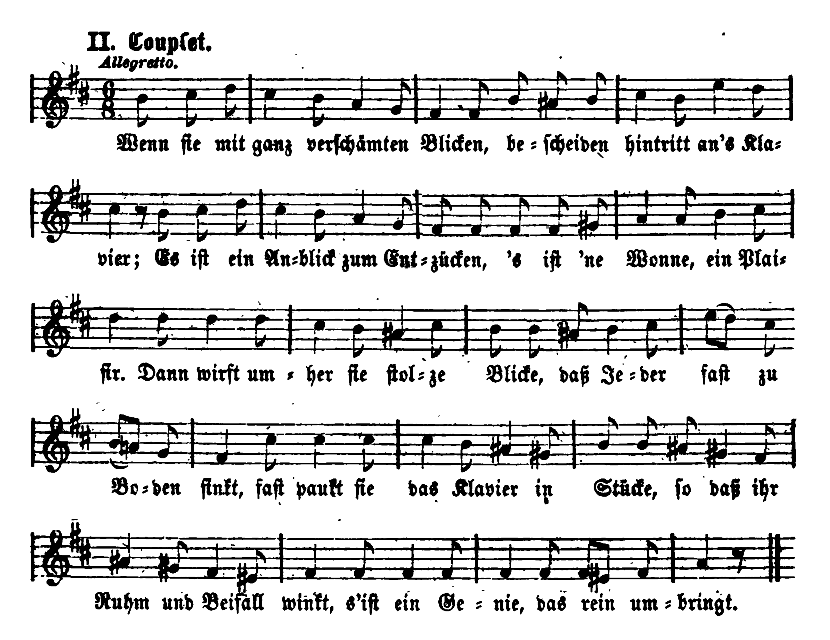



was ge = hört. Klavierspiel, das ist ih = re For = ce, das macht sie
ü = ber = all verehrt. Schüle = rin ist sie von Hans Bülow, so wie von
Dreischock u. Franz Liszt, man muß es se = hen um zu glauben, wie auf's Kla =
vier sie rum = rast. Ein Stein selbst wird da Enthu = si = ast!

(Gesprochen:) Zuerst ist Alles mäuschenstill, man könnte eine Fliege an der Wand seufzen hören. — Aber je länger sie spielt, desto mehr wächst die Bewunderung und steigt mit jeder Variation. Ihre Hände und das Clavier sind gleichsam eine Batterie, die elektrische Schläge nach allen Seiten austheilt. Und nun beim Allegro und beim Crescendo finale, da macht sie Ihnen Arpeggien und Accorde mit einer Kraft, daß es den Zuhörern wie ein Sturm um die Ohren saust, der Blitz schlägt ein in einem donnernden Applaudissement: Bravo, Bravo, Bravo!

Refrain mit Enthusiasmus.



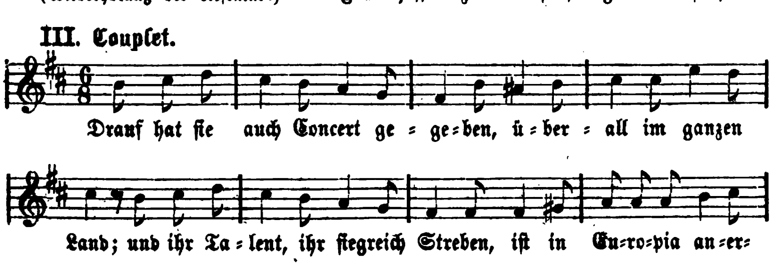
II. Couplet.
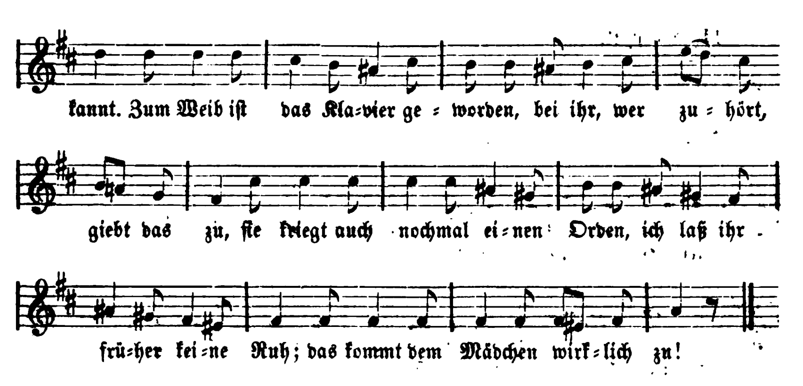


(Gesprochen:) Ach, wenn Sie sie gesehen hätten, wie sie in der großen Preis-Bewerbung das Conzert von Herrn Freischütz spielte, — Sie wissen wohl, von dem berühmten Componisten, diesen Triumpf; Da waren wohl mehr als funfzig Mitbewerber, eine Menge von kleinen Klapperliesen und Klimperjöhren — das klimperte und klapperte, man hörte, man gähnte, — als nun aber meine Pamela, meine Tochter, erschien, ganz weiß gekleidet, die Augen zur Erde niedergeschlagen, ah! ah! gings durchs ganze Auditorium! Und nun gings an — gute Nacht, Mademoiselles Klapperliesen — man hatte nur Augen für sie — sie ging einem zu Leibe mit ihren Fingern, ihren Händen, ihren Füßen und ihren Ellbogen, — aber wenn Sie sie gesehen hätten, es war ein importanter Anblick, wie sie agirte, — bald gings mit der Rechten, bald gings mit der Linken, bald die Hände über's Kreuz, bald auf's große Portal, bald auf's kleine Portal — ich sage Ihnen, sie hat so viel Saiten zertrümmert, so viel Hämmer zerschlagen, daß die Preisrichter ganz entsetzt vor solchem Talent, ihr schnell den Preis der ersten Kraft zusprachen. Andere wollten noch kommen, man rief ihnen aber zu: Genug von der Sorte! —

(Wiederholung des Refrains:) Allegretto, „Entzückend ist's, beglückend ist's, ꝛc.
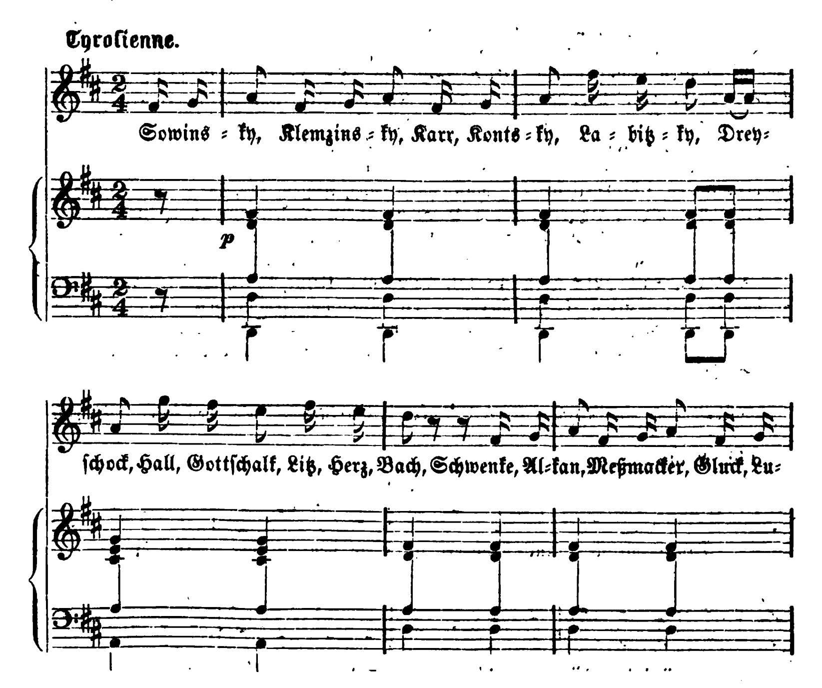
III. Couplet.
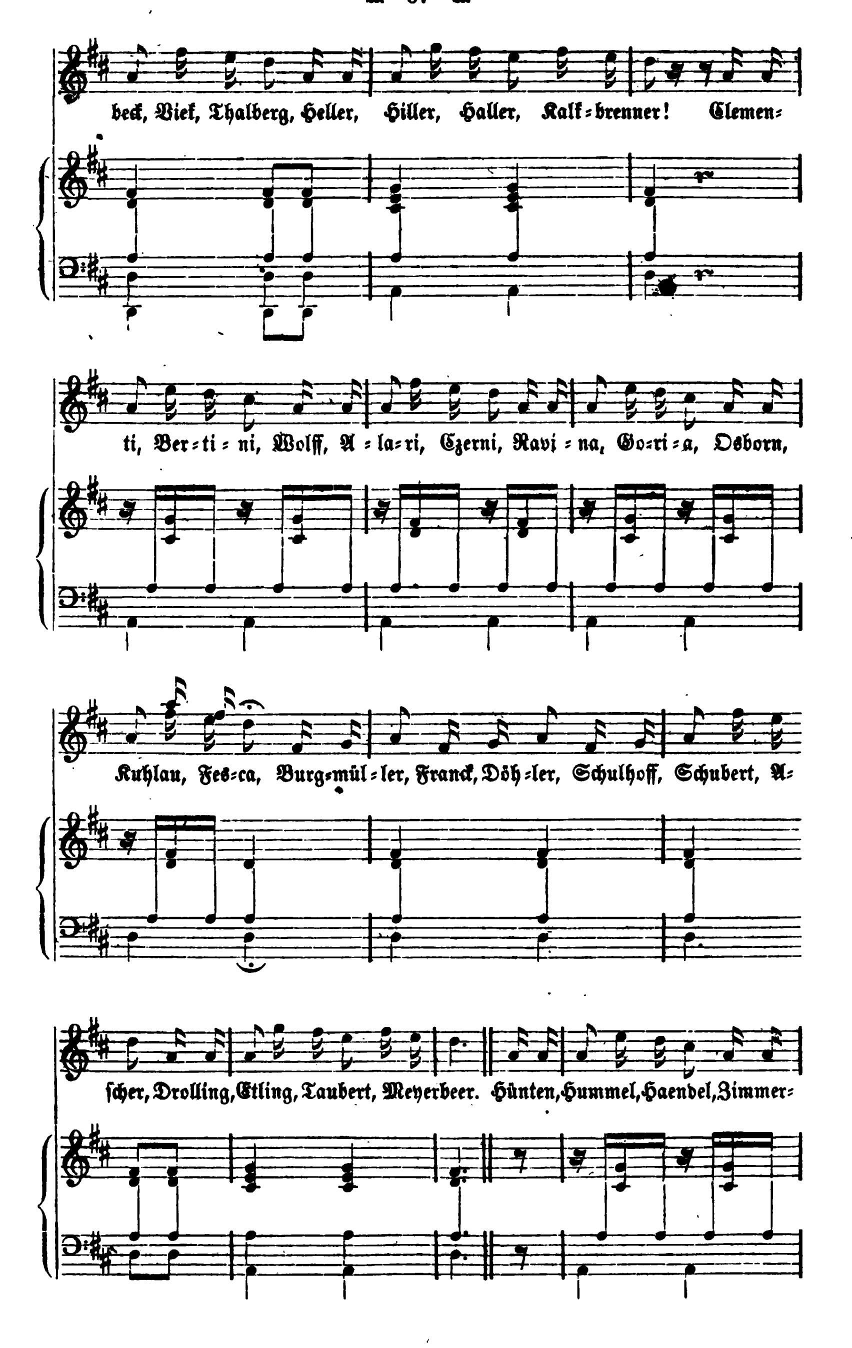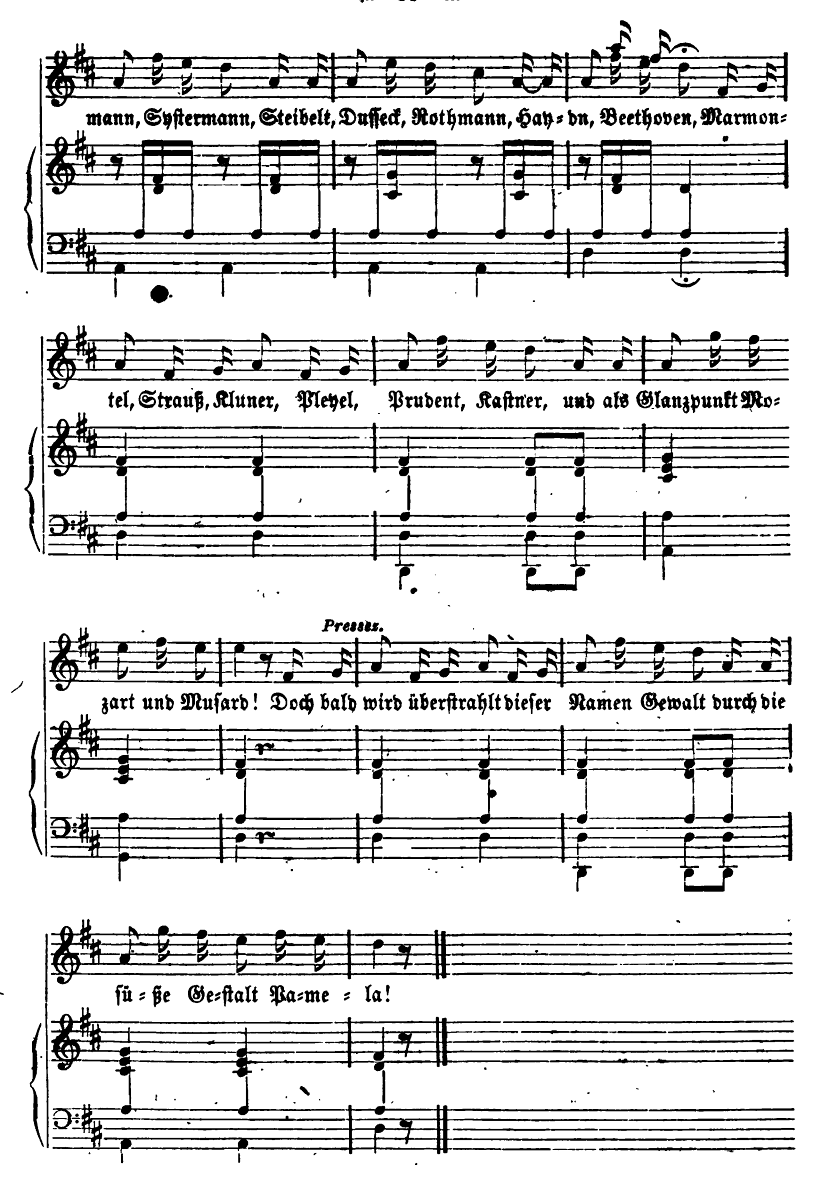




(Gesprochen:) Sie spielt wie Paganini oft 17 Stunden, ohne sich zu rühren. — Und wie sie ihre Componisten im Gedächtniß hat! — Sie hat sie gleich Alle an ihren Fingerspitzen. In Inovraclav verehrte man mir einen Ehren=Säbel, ja noch mehr, nach ihrem letzten Concerte in Königsberg kamen die Studenten unter ihr Fenster und brachten ihr eine Serenade, eine Tyrolienne, in welcher alle Componisten=Namen vorkamen, welchen sie ihre Triumphe verdankt. — Diese Serenade habe ich behalten und will sie Ihnen einmal vorsingen; Sie sollen einmal hören, wie süß sie ist, man könnte sagen, es ist wie ein Bach, den man in kleinen Cocarden herabfallend murmeln hört; nur Pianisten können so harmonisch klingende Namen haben:

Tyrolienne.




beck, Wiek, Thalberg, Heller, Hiller, Haller, Kalk-brenner! Clemen-
ti, Ber-ti-ni, Wolff, A-la-ri, Czerni, Ravi-na, Go-ri-a, Osborn,
Kuhlau, Fes-ca, Burg-mül-ler, Franck, Döh-ler, Schulhoff, Schubert, A-
scher, Drolling, Etling, Taubert, Meyerbeer. Hünten, Hummel, Haendel, Zimmer-



(Gesprochen:) Diese Serenade und der Ehren=Säbel werden bis an meine letzten Tage der Ruhm und Schmuck meiner weißen Haare sein. —

(Wiederholung des Refrain's:) Mit Enthusiasmus. „Entzückend ist, u. s. w.

Schattenspiele.

Hinter einer Kattunwand, wie sie im Gang nach dem Eisenhammer beschrieben ist, sind andere pantomimisch ausgeführte Darstellungen von großer komischer Wirkung. Die Ausführung ist gänzlich der humoristischen Inspiration der Acteure überlassen; wir deuten nur einige geeignete Darstellungen in Kürze an.

Der Zahnarzt.

Ein Patient kommt zum Zahnarzt und deutet heftige Zahnschmerzen an. Der Patient reißt den Mund weit auf; der Arzt besieht ihm den Zahn und bedeutet ihn, er müsse sich denselben ausziehen lassen. Langes und komisches Sträuben von Seiten des Patienten, Gegendemonstrationen von Seiten des Arztes. Endlich setzt sich der Patient auf einen Stuhl, der Arzt holt eine kolossale Zange hervor, steckt sie in den Mund des Kranken und zieht mit großer Anstrengung, in welcher er sein Bein an das Knie des Kranken anstemmt — zum großen Gelächter der Zuschauer — einen unnatürlich großen Zahn aus.

Doctor Eisenbart.

Zum Doctor Eisenbart kommt ein Patient und klagt über heftige Kopfschmerzen. Doctor Eisenbart holt eine große Holzsäge und sägt dem Kranken die Hirnschale von der Maske ab, greift dann in den hohlen Kopf und zieht daraus hervor, was den Kopfschmerz verursacht hat — z. B. Bücher, Stroh 2c.; deckt alsdann die Hirnschale wieder auf und Patient geht erleichtert fort.

Seiltänzer.

Man legt ein Brett über zwei Stühle, welche nicht zu sehen sein müssen. Die Flamme der Lampe muß genau in der Höhe des Brettes stehen, so daß nur die schmale Kante des Brettes einen Schatten auf die Kattunwand wirft, welche dann wie ein gespanntes Seil erscheint. Auf diesem scheinbaren Seil können dann Kunststücke ausgeführt werden; die Darsteller ahmen das Balanciren nach ꝛc. Einen sehr komischen Effect macht es, wenn der Seiltänzer vom Seile herabspringt, nach der Lampe hinläuft und über dieselbe hinüberspringt; dies macht den Eindruck, als ob er in die Luft hineinspränge.

Gute Masken werden die komische Wirkung sehr vermehren; z. B. der Teufel mit Schweif und Hörnern u. s. w.

Lebende Bilder.

Lebende Bilder.

Unter allen Veranstaltungen zur Unterhaltung eines Gesellschaftskreises erfordert das Stellen lebender Bilder die meisten und sorgfältigsten Vorbereitungen, und nur die richtige Anordnung und Anwendung derselben, ermöglicht den beabsichtigten Effect zu erreichen.

Unseres Wissens ist dem Publikum bisher noch keine ausführliche und richtige Anleitung dazu gegeben worden; sie zu ertheilen genügt auch nicht die ästhetische Bildung allein, vielmehr wird nur ein ausübender Künstler, am besten ein Maler hierbei der Führer sein. — Wir geben in nachstehenden Zeilen den Gesellschaften, welche sich an schönem künstlerischem Genusse erfreuen wollen, eine detaillirte Anleitung; sie hat sich bei sehr vielen festlichen Gelegenheiten bewährt, und die schönsten Effecte erreicht.

---

1. Der Raum.

Wichtiger noch, als bei theatralischen Darstellungen, Deklamationen und Musikvorträgen ist bei dem Stellen lebender Bilder die räumliche Absonderung derselben von dem Zuschauer.

Der eigenthümliche Reiz beruht eben darin, daß der Beschauer vergessen muß, wirkliche Menschen vor sich zu sehen, und nun ergriffen wird von der plastischen Wahrheit, der Farbenpracht eines vor ihm enthüllten Gemäldes.

Hieraus ergiebt sich von selber, daß die Darstellung gleich einem Gemälde von allen Seiten eingeschlossen und umrahmt sein muß, sowie auch, daß die Grund-

linie des Bildes in der Augenhöhe der sitzenden Zuschauer liegen muß, damit ein Jeder auch der entferntern, die ganze Darstellung überblicken kann. Das helle Bild erscheine auf einer vollständig dunklen Wandfläche, in einer Breite von 6 Fuß, einer Höhe von 8 Fuß, seine unterste Linie etwa 3 Fuß über dem Erdboden erhöht.

Diese Maaße sind ausreichend, auch für Darstellungen mit mehreren Figuren, und sie sollten eigentlich, auch wo die größere Räumlichkeit es verstattet, nicht überschritten werden, weil bei bedeutenderer Ausdehnung die seitliche Beleuchtung aufhört gehörig die Mitte zu erhellen, wodurch sehr leicht der harmonische Effect beeinträchtigt wird.

An der schmalen Seite eines Saales oder dem einen Ende eines großen Zimmers errichte man eine sogenannte spanische Wand, welche völlig undurchsichtig sein muß. Man kann sie aus Lattenrähmen bilden, welche, wie die gewöhnlichen Bettschirme, mit Tapeten beklebt sind. Am Fuße dieser Rähme sind rechtwinklig sich ansetzende, kurze Querlatten anzubringen, welche mit ein Paar Schrauben auf den Dielen befestigt werden. Die Löcher, welche dadurch im Fußboden entstehen, sind sehr unbedeutend, und können sehr leicht später mit etwas Glaserkitt ausgefüllt werden. Sollte jedoch die Eleganz des Fußbodens oder die Eigenheit der Hausfrau dieses Anschrauben nicht verstatten, so muß man sich dadurch zu helfen wissen, daß man von der Schirmwand starke Schnüre in zwei entgegengesetzten Richtungen, etwa nach Fensterriegeln, Spiegelhaken oder Thürhespen recht straff zieht; auch auf diese Weise ist es möglich, die Wand festzustellen und jede unerfreuliche Störung zu verhüten

Eins aber ist sehr wesentlich, und darf, will man den schönen Effect der Bilder nicht sehr beeinträchtigen, durchaus nicht unterlassen werden: Die Wand muß nach allen Seiten, unten, oben am Plafond, und an den Seitenwänden vollständig dicht schließen, so daß kein Lichtstrahl von dahinten zum Publikum dringen kann; ohne die Wände oder die Zimmerdecke zu beschädigen, erreicht man dies leicht durch eine Drappirung aus undurchsichtigen Stoffen. Man vergesse aber nicht den Schirm soweit von der hinterliegenden Mauer aufzuführen, daß ein Raum von etwa 10 Fuß Tiefe gebildet wird; die bequeme und prompte Aufstellung der Bilder wird wesentlich durch einen Raum erleichtert, der die freie Bewegung mehrerer Personen verstattet.

In dieser nun gewonnenen dunklen Wand befindet sich in der Mitte, in einer Höhe von 3 Fuß über den Dielen, ein Ausschnitt in den oben angeführten Maßen, der nach der Publikumseite zu, mit einem undurchsichtigen Vorhang verschlossen wird, der, in der Mitte sich theilend, schnell und leicht nach den Seiten hin, sich auf und zu ziehen läßt. Seine Schnur muß von innen zu regieren sein, weil es durchaus nöthig, daß der Arrangeur, vom Publikum ungesehen, aber dicht bei den Darstellern dies Geschäft selbst besorge.

Nun wird nach innen der ganze Ausschnitt mit straff gespanntem schwarzem feinem Linon, welcher ¾ und 2 Ellen breit liegt, verschlossen. (Bei seiner Anschaffung achte man ja auf ein gleichmäßiges Gewebe, das nicht durch einzelne dickere Fäden durchzogen wird.)

Da nun der Linon nicht so breit vorhanden ist, um den ganzen Raum ohne Ansatz zu überspannen, so thut man am Besten, man läßt den 2 Ellen breiten Streifen von oben nach unten durch die Mitte gehen, und fügt dann andere Streifen an den Seiten an, jedoch ohne sie zusammenzunähen, sondern in der Weise, daß man nur den zweiten Streifen den ersten um ein Paar Finger breit überragen läßt.

Ist dieser schwarze Flor von gutem Gewebe und sorgfältig glatt und ohne Falten gespannt, so bemerkt der Zuschauer sein Vorhandensein gar nicht, und die durch ihn angeschauten Gestalten, erhalten eine feine harmonische Lasur, welche von zauberischer Wirkung ist.

Nun errichte man hinter dem Ausschnitt, und dicht an denselben stoßend ein 3 Fuß hohes Podium, einen Bühnenfußboden von 8 Fuß Tiefe, und von solcher Breite, daß auch der nächstsitzende Zuschauer durch den Rahmen nicht seine Enden sieht. Die Bretter, welche diesen erhöhten Fußboden bilden, bedeckt man am Besten mit einem staubfarbigen Stoff, auch bringe man an beiden Seiten Tritte an, daß die Bühne sicher und schnell erstiegen werden kann.

Nun gebe man der Bühne eine abschließende Hinterwand durch einen großen Lattenrahm, der entweder mit einer, vom Theater entliehenen, dem jedesmaligen Bilde entsprechenden Dekoration behängt wird, oder, ebenso wie der Fußboden mit einem staubfarbenen Stoffe bezogen werden kann

Auch kann der Hintergrund eine steingraue oder sehr blaßgraue Farbe haben, auf welcher das Colorit der Figuren am feurigsten erscheint.

Wer dagegen je einmal selber etwas den Pinsel führte, der beklebe den ganzen Hintergrundsrahmen mit dem billigsten, sogenannten endlosen Maschinenpapier, kaufe sich blaue und weiße Deckfarbe, mische dieselbe etwa in drei verschiedenen Abstufungen und streiche die Fläche so an, daß das obere Drittel der Fläche so blau erscheint, wie ein freundlicher Sommerhimmel, dann lasse er einen hellern Ton folgen, bis das letzte, untere Drittel fast weiß abschließt. Natürlich muß die Aufeinanderfolge der Töne nicht hart absetzen, sondern so vermalt sein, daß von einiger Entfernung die gesammte Fläche wie ein weicher Farbenton erscheint, der allmälich nach oben blauer wird.

Was wir oben von der seitlichen Ausdehnung des Podiums sagten, gilt ebenfalls von der Hinterwand: auch der zunächstsitzende Beschauer darf weder oben, noch an den beiden Seiten ihr Ende sehn.

2. Die Beleuchtung.

Diese ist bei lebenden Bildern etwas sehr wesentliches, und hierbei darf am allerwenigsten etwas erspart werden, wenn der beabsichtigte Effect erreicht werden soll.

Man umgebe die den Darstellern zugekehrte Seite des Ausschnitts, etwa 6 Zoll von seinem Rande entfernt, mit einem zweifachen, soliden Lattenrahmen, der im Stande ist, in Sicherheit die an ihm aufzuhängenden Lampen zu tragen. Dadurch, daß der Rahmen doppelt ist, haben wir selbstverständlich einen innern und einen äußeren Rahmen, was sehr nothwendig ist, damit man die Lampen an den Seiten, eine nicht unmittelbar über die andern anzubringen braucht, wobei jedenfalls die Lampen leiden würden, sondern man bringt eine Lampe ganz unten an der inneren Leiste an, die zweite, ein wenig höher an der äußeren, die dritte wieder höher an der inneren, die vierte ebenso an der äußeren, und so fort bis hinauf. In dieser Weise würden wir an jeder Seite acht Lampen befestigen können.

Oben würde die innere oder untere Leiste etwas zurücktreten, die obere oder äußere Leiste vortreten müssen, damit nicht Lampe über Lampe zu hängen kommt. Dadurch wird es auch ermöglicht, daß hier die Lampen nicht abwechselnd, sondern dicht aneinander, in zwei gesonderten Reihen angebracht werden können. Hier würden 12 Lampen ihren Platz finden, die ein Hauptlicht auf die Figuren niederfließen lassen, und annähernd eine Sonnenlichtbeleuchtung in freier Luft wiedergeben.

Am Besten wendet man zur Beleuchtung die gewöhnliche Wandlampe mit flachem Oelkasten und Blechreverbère an, wo diese nicht zu beschaffen, kann man Lichte vor Reverbèren anbringen, wo auch dergleichen Wandleuchter nicht zu haben sind, vermehre man, soviel es der Raum gestattet, die Zahl der Lichte.

Um einen Kopf oder eine Figur, speziell recht hervortreten zu lassen, kann man auch noch eine Extralampe mit blanken Hohlspiegelreverbère bereit halten, deren glänzendes Licht dadurch auf die entsprechende Stelle hinreflectirt wird, daß man sie an geeignetem Orte aufhängt, oder daß sie von Jemand während der kurzen Dauer des Bildes richtig gehalten wird. Wo eine solche Lampe nicht zu beschaffen ist, thut ein kleiner, flacher Wandspiegel, hinter eine recht hellbrennende Flamme gehalten, fast dieselbe Wirkung. —

Unten auf dem Podium, am unteren Rande soll und kann keine Beleuchtung angebracht werden, da hier kein Rand vortreten, und der Beschauer nicht im Ueberblicken des ganzen Fußbodens gehindert werden darf.

Von sehr schöner Wirkung kann auch bei einigen Bildern eine bläuliche Mondscheinbeleuchtung und ein rothes Licht, wie vom Sonnenuntergange sein. Die dazu benöthigten Lichtschirme kann man sich sehr leicht selber fertigen, indem man blaues und rothes Gelatine-Papier kauft, etwa quartblattgroße Stücke davon schneidet, ihnen durch einen ganz schmalen, aufgeklebten Papprand genügende Festigkeit giebt, dann durch den oberen Rand ein zum Haken gebogenes Stück Draht zieht, und sie damit an die Cylinderhalter hakt, und zwar in solcher Weise, daß jeder Lichtstrahl erst durch sie hindurch auf die Darstellenden fallen muß.

---

3. Vom Kostüme und vom Schminken.

Man wähle, wo die Darstellung nicht von selber das Gegentheil erfordert, nur Kleidungsstücke mit hellen, freundlichen Farben, bei deren Zusammenstellung natürlich der gute Geschmack entscheiden muß, der beispielsweise nicht kornblau und schwefelgelb nebeneinander stellen wird

In allen Fällen, wo bei männlichen Figuren, z. B. bei Fischern, Landleuten, entblößte Arme und Unterschenkel durch das zu stellende Bild geboten sind, wende man hellen fleischfarbigen Trikot an, wo derselbe nicht passend, ganz ohne Falten anschließend zu bekommen ist, muß man das Costüm so verändern, daß er unnöthig wird, was in allen Fällen zu bewerkstelligen ist.

Entblößte Füße müssen immer mit Schuhen bekleidet werden, da auch der bestsitzende Trikotstrumpf einen unkünstlerischen Eindruck macht. Eine Ausnahme hiervon machen nur Darstellungen im antiken griechischen oder römischen Costüme, bei welchem die Sandale statt des Schuhes eintritt.

Was nun endlich das Schminken betrifft, so gehört dies ebensogut wie das Costüm und die Beleuchtung zum lebenden Bilde, und darf aus keinem Grunde unterlassen werden. Man trifft manchmal auf Damen, welche in einer Art von Prüderie oder aus andern ebenso thörichten Gründen sich dem Schminken nicht unterwerfen wollen; diesen gebe man doch zu bedenken, daß hier dasselbe nicht aus Eitelkeitszwecken, sondern zur besseren Erreichung eines künstlerischen Effects geschieht, gleichbedeutend mit dem Zurechtlegen eines Faltenwurfs, und sie werden in den meisten Fällen ihre Laune bei Seite setzen.

Ganz gesund aussehende Gesichter, selbst solche mit gerötheten Wangen, erscheinen bei einer so großen Lichtfülle, namentlich bei starker Oberbeleuchtung, ohne Schminke gewöhnlich bleich und verlieren das blühende Aussehen. So geht es auch mit vielen, sonst schönen Augen, deren Glanz beeinträchtigt wird.

Dem abzuhelfen, lasse man die zu schminkende Dame zwischen zwei Lichten Platz nehmen, so daß sie von beiden Seiten beleuchtet ist. Sollte ihr Teint nicht schon von Natur sehr zart und weiß sein, so breite man ihr ein Tuch über die Haare, resp. Locken, und pudere ihr Antlitz und Hals mit gewöhnlichem feinem Puder, nehme aus den Augenbrauen und Wimpern, und namentlich den Stellen bei den Augen und über den Nasenflügeln, die zu große Anhäufung des Puders mit einem Flöckchen Watte hinweg und trage dann ebenfalls mit Watte ein Fleckchen von der Schminke (hellstes Carminroth) auf der Wange auf. Dieses rothe Fleckchen muß nahe dem Auge, genau an der Stelle sitzen, wo man die Spitze des Backenknochens durch die Wange fühlt, und nicht etwa tiefer, nach vorn beim Nasenflügel, wo Viele sich fälschlicher Weise schminken. Nur oben angegebenes Schminken wird das jugendliche Aussehen verstärken

Darauf nehme man ein ganz reines Flöckchen Watte und betupfe damit ringsum die Ränder der rothen Stellen so lange, bis sie, weich wie ein Hauch, sich in das umgebende Weiß verlieren.

Wo die Natur nicht schon von selber stärkere Augenbrauen gebildet hat, muß ebenfalls die künstlerische Hand nachhelfen. Man nehme einen Pinsel mit Sepia-Tusche und ziehe auf die Brauen eine beim Nasenrücken fein beginnende, dann breiter werdende, in der Mitte sich nach oben mäßig wölbende und nach den Schläfen hin wieder frei verlaufende Linie. Auch kann man mit dem Pinsel, jedoch nur bei Augen, welche bei der Berührung nicht zum Thränen neigen, eine ganz feine Linie auf das untere Augenlied, dicht am Ansatzpunkte der unteren Wimperreihe ziehen; ein solcher Strich verdoppelt gradezu das Feuer eines Auges. Ebenso ist es bei kleineren Augen gerathen, eine scheinbare Vergrößerung derselben zu bewirken, indem man im äußeren Augenwinkel mit demselben Pinsel einen etwa ¼ Zoll langen feinen Strich nach der Schläfe zu macht, welcher, aus einiger Entfernung betrachtet, wie eine Fortsetzung der oberen Wimperlinie aussehen muß.

Bei Gesichtern, die ein langes oder vielleicht zu spitzes Kinn haben, thut man wohl, dessen unteren Rand nach dem Unterkinn herum, mit Schminke leicht zu röthen und dadurch scheinbar abzurunden.

Personen, welche mit rothen Händen behaftet sind, müssen sich dieselben mit flüssiger weißer Schminke waschen und darauf abtrocknen lassen, dürfen jedoch nicht unterlassen, nachdem dies geschehen, sich sorgfältig das Weiß von den Fingernägeln mit feuchter Watte abzunehmen, weil sonst ihre Hand weniger einen zarten, als einen gypsernen Eindruck machen würde.

Falsche Bärte macht man sich am Besten aus sogenannter Bartwolle, welche man in allen Haarfarben beim Friseur bekommt, und klebe sich dieselbe dreist auf die Haut mit einer zähen Auflösung von Gummi arabicum in warmem Wasser.

Nach der Vorstellung läßt sich Schminke und Gummi sehr leicht mit lauem oder warmem Wasser von der Haut entfernen. In keinem Falle nehme man kaltes Wasser; bei der unvermeidlich vorangegangenen Erhitzung könnte sein Gebrauch leicht verderbliche Folgen für die Augen haben. —

4. Vom Stellen und der Zeitdauer eines Bildes.

Der Arrangeur halte vor der beabsichtigten Vorstellung eine vollständige Probeaufstellung eines jeden Bildes auf der fertig eingerichteten Bühne, im vollen Costüme und bei vollständiger Beleuchtung.

Die dadurch entstehende Unbequemlichkeit für manchen Einzelnen kann gar nicht in Betracht kommen, im Hinblick auf die Sicherheit des Gelingens der Vorstellung, welche nur durch solch eine vorhergehende Probe verbürgt wird.

Der Arrangeur lasse die Person, welche die bequemste und leichteste Stellung hat, zuerst Platz nehmen und zuletzt diejenige, welche die schwierigste halten muß. Noch einmal überblicke er schnell die ganze Gruppirung, ob alles in Richtigkeit und Ordnung, gebe dann das Zeichen mit der Glocke und öffne den Vorhang.

Auch die schwierigste Stellung kann gewöhnlich eine Minute lang festgehalten

werden, welche Zeitdauer auch das eigentliche Maaß für ein lebendes Bild ist, nach derem Verlauf und nach abermaligem Glockenzeichen der Arrangeur den Vorhang schleunig wieder zuzieht.

Sollte ausnahmsweise eine Person nur kurze Zeit aushalten können, so muß sich der Arrangeur zuvor mit ihr verabreden, daß sie ihm mit einem Augenblinzeln einen allen Andern unsichtbaren Wink geben kann, sobald sie fühlt, nun sei der Augenblick nahe, in dem sie ihre Stellung nicht mehr behaupten kann, damit er bei diesem Zeichen den Vorhang eiligst schließen kann.

Denn Nichts macht einen unangenehmeren Eindruck, als wenn ein lebendes Bild plötzlich lebendig wird, und ist die unbedingteste Regungslosigkeit ein Haupterforderniß.

Zu dieser Regungslosigkeit rechnen wir aber auch das konsequente Festhalten des einmal angenommenen Gesichtsausdrucks, bei dem soviel als immer möglich, auch das Blinzeln der Augen vermieden werden muß. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß ein Bild Da capo verlangt wird, dürfen die Darsteller nicht sofort nach geschlossenem Vorhange ihre Plätze verlassen, sondern nur in eine bequeme Stellung übergehen, damit, wird die Wiederholung verlangt, das Bild ohne zu großen Zeitverlust, nach einer Erholungspause von etwa einer Minute, noch einmal gezeigt werden kann.

Man thut wohl, nicht mehr als sechs Bilder hintereinander zu stellen; es ist besser, der Beschauer fühle beim letzten das Bedauern, nicht noch mehr zu sehen, als daß er die noch folgenden Bilder abgespannt und ermüdet betrachtet.

Auf sechs Darstellungen rechnen wir eine Stunde Zeit; die Dauer eines Bildes, einschließlich der Erholungspausen und der verlangten Wiederholungen etwa 5 Minuten, in welcher auch die musikalische Begleitung oder die poetische Zugabe abgemacht sein muß, und dann eine Pause von 5 Minuten bis zum Erscheinen des nächsten Bildes.

Diese Pause darf nicht kürzer sein, weil sonst beim Beschauer ein Eindruck zu schnell durch den andern verdrängt wird und der Arrangeur nicht genügend Zeit behält, das nächste Bild zu stellen; sie darf nicht länger sein, weil sonst die Ungeduld im Publikum Platz greift und die Totalstimmung durch die lauter werdende Unterhaltung der Nachbarn zerstört wird.

Damit aber die Bilder prompt aufeinander folgen können, sehe der Arrangeur streng darauf, daß, während er die Gruppirung des einen Bildes arrangirt, schon die Personen des nächsten Bildes mit allen Requisiten nahe zur Stelle sind, bereit in jedem Augenblick die Bühne zu besteigen. Zur Regelung und festen Handhabung aller dieser Arrangements ist, wie schon oben angeführt wurde, eine vorhergehende Probe durchaus nothwendig.

---

5. Von der Begleitung lebender Bilder durch Musik und Verse.

Irgend eine Begleitung beim Vorführen lebender Bilder ist jederzeit anzurathen und giebt der Darstellung erst den poetischen Abschluß.

Hat man über musikalische Kräfte: Geige, Flügel, Einzel-Gesang oder Quartett à capella zu disponiren, so ist sehr darauf zu achten, daß die Musikexekutirendenden dem Publikum unsichtbar, wenn irgend möglich hinter der Hinterwand der Bilder sich aufstellen; es wird dadurch einestheils dem Arrangeur erleichtert, ihnen das Zeichen zum Beginn zu geben, als auch anderntheils die Musik nur in gemilderter Kraft zu dem Publikum dringt, welches grade zur richtigen Wirkung erforderlich ist.

Denn die Musik soll hier nicht selbstständig und als Hauptsache auftreten, sie scheine aus der Seele des Beschauers beim Anblick des Bildes und durch dieses wachgerufen, emporzuklingen; sie soll nur die Ton gewordene Gemüthsstimmung des Anschauenden repräsentiren und weiter nichts.

Hieraus ergiebt sich, daß man in der Wahl der begleitenden Musik nicht sorgsam genug sein kann, sowie auch, daß ganz und gar Tonstücke zu vermeiden sind, die einen rauschenden oder forte-Schluß haben. Vielmehr soll die Musik piano beginnen, und vollständig im pianissimo verklingen und verschweben, der Hörer muß die Art ihrer Hervorbringung ganz vergessen können, mit einem Wort, es muß, wenn man so sagen darf, ihr alles Körperliche genommen sein.

Doch, wolle man uns nicht in der Weise mißverstehen, als wollten wir die Bilder nur durch schmachtend elegische oder sentimentale Melodien im langsamsten Tempo begleitet wissen, im Gegentheil, wir können uns viele Darstellungen denken, zu denen ein recht lustiger Tanz, oder ein komisches Trinklied von recht prächtiger Wirkung wäre; aber auch auf diese ist sehr gut der gedämpfte Vortrag anzuwenden. In jedem Falle hat der Arrangeur bei der Stell-Probe auch die Musik proben zu lassen, er muß sich während der Zeit in den Zuschauerraum begeben, und kann am Besten von hier aus das richtige Maaß im Vortrag bestimmen und angeben.

Bei der Aufführung selbst beginne die Musik ein Paar Takte lang, dann öffne sich der Vorhang; er schließe sich nach Minuten langer Dauer. Die Musik fahre während der Erholungspause fort, und da Niemand Dacapo rufen kann, so zeige man nach der oben angegebenen Frist das Bild noch einmal, während die Musik immerfort tönt. Der Vorhang schließt sich zum zweiten Male, und mit wenig Takten mache die Musik verklingend den Schluß.

Etwas anders verhält es sich mit den zu Bildern gesprochenen oder gelesenen Versen.

Es liegt in der Natur des menschlichen Wortes, welches jederzeit einen bestimmt gedanklichen Inhalt hat, daß es nie so weit seine Selbstständigkeit verlieren

kann, um noch neben einem andern stark wirkenden Eindruck als Begleitung zu dienen.

Entweder wird es gehört und verstanden, und der Hörer wird sofort gezwungen dem Gehörten nachzudenken, ist also nicht im Stande sich mit vollen Sinnen in das Anschauen des Bildes zu versenken, oder es erliegt dem mächtigeren Eindruck, wird überhört und wurde ganz nutzlos gesprochen.

Daher rathen wir, erst das Bild zu zeigen, und sogleich nachher, beim Schließen des Vorhangs mit dem Versevortrag zu beginnen, welcher erst ganz zu Ende gesprochen wird, und auf diese beste Weise die nothwendige Pause ausfüllt. Hierauf kann das Bild noch einmal gezeigt werden, eine Wiederholung des Vortrags findet nicht statt.

Hierbei ist das zweite Zeigen des Bildes eine Nothwendigkeit, und für den Zuschauer ein erhöhter Genuß, denn erst ruft das angeschaute Bild eine Reihenfolge von Gedanken- und Gefühlsverbindungen in ihm auf, welche der darauf folgende Vortrag zu einem Ganzen eint und erst den rechten Gesichtspunkt feststellt, aus dem nun das nochmals erscheinende Bild mit vollstem Genuße betrachtet werden kann.

Der Vollständigkeit halber wollen wir noch hinzufügen, daß der Sprecher oder Leser, gleichwie der Musiker vom Publikum ungesehn verbleibe, und daß er sich, wie dieser des gedämpften Tones, ebenfalls eines schlichten unmanierirten Vortrags zu befleißen habe.

Anhang.

Lebende Bilder in beschränkten Räumlichkeiten.

Nicht Jeder, dessen Bildungsgrad oder Geschmacksrichtung ihn für Kunstgenüsse befähigt, besitzt aber einen Saal oder ein so großes Zimmer, um die oben beschriebene Schirmwand und ein Podium in so großem Maaßstabe auszuführen.

Für diese wollen wir hier in Kürze einige Rathschläge mittheilen, nach denen sie sich, ohne große Kosten den Genuß lebender Bilder verschaffen können.

Statt des vorerwähnten Ausschnitts nehme man die breiteste Thüröffnung, die eben zur Disposition steht, hebe den Flügel aus und schaffe ihn bei Seite. Die Thüröffnung wird, auf der dem Publikum zugekehrten Seite, ringsum mit entsprechender Drappirung geschmackvoll versehen, und ein undurchsichtiger Vorhang verschließe dieselbe.

Als Podium wird ein großer, genügend fester Tisch an die Thür geschoben, der mit einem staubfarbenen Stoffe überdeckt wird. Als Hintergrund kann ein Bettschirm gestellt werden, der durch darangebundene Stangen in die Höhe ver-

längert und dann mit irgend einem Vorhang in den früher angegebenen Farben bekleidet wird.

Als Treppe setze man links und rechts einen Stuhl an den Tisch, und die Bühne ist fertig.

Eine Linonbreite wird meistens genügen, die ganze Thürweite zu überspannen, und auch in der Zahl der Lampen kann man wegen der geringeren Ausdehnung des zu erhellenden Raumes eine bedeutende Reduktion eintreten lassen. Natürlich wird man sich auf die Darstellung solcher Bilder beschränken müssen, welche nur eine, höchstens zwei Figuren verlangen, auch muß man sonstiges lebloses Beiwerk fortlassen, ebenso wie auch im Hintergrund keine gemalte Dekoration angebracht werden darf, weil die zu große Nähe derselben, den Effekt der vor ihr aufgestellten Figuren beeinträchtigen würde

Auch muß man das Publikum näher setzen, damit soviel Personen, als möglich, die Gruppirung überblicken können.

Lebende Bilder und dazu gehörige Verse.

Wir lassen nun eine Reihe von Bildern mit erläuternden Angaben und eigens dazu gedichteten Versen folgen. Wir haben Sorge getragen nur solche Darstellungen zu wählen, deren Abbildungen im Kunsthandel erschienen, und für einen geringen Preis durch jede größere Kunst- oder Buchhandlung zu beziehen sind.

Für die Bewohner von Provinzialstädten und des Landes, denen diese Bilder noch nicht zu Gesichte gekommen wären, haben wir in kurzgefaßter Beschreibung eine Schilderung ihres Inhalts beigefügt, damit sie, bevor sie dieselben bestellen, doch wissen können, ob das Genre ihrem Geschmack zusagt.

Daß alle hier folgenden Darstellungen sich als lebende Bilder sehr gut machen, dafür verbürgen wir uns.

Wir haben außerdem, gemäß der früher von uns ausgeführten Ansicht die Bilder in Cyklen von je sechs Stück gesondert, und wünschen den Darstellern wie den Zuschauenden bei ihrer Ausführung recht viel Unterhaltung.

Erster Cyklus lebender Bilder.

Prolog,

als Einleitung zu sprechen:

Ein immerfrischer Quell aus Wundertiefen
Durch alle Schöpfung wogt des Lebens Strom;

In Sternen, Blumen und beseelten Thieren,
In Fluten Licht's, in Pulsbewegten Adern,
Im Aetherblau, im ewig dunklen Schacht,
All überall des Lebens Athem weht. —
Hier blitzt es lächelnd auf in Kinderaugen,
Und girrt empor aus eines Vogels Lied, —
Da faltet's auseinander Blüthenknospen,
Und treibt den Sproß hervor aus dunklen Schollen, —
Dort hebt es Berge aus der Erde Schooß,
Corallenriffe baut es auf im Meer!

Und überall, wo so sich Leben reget,
Wohnt Lebensfreude in der Creatur:
Das Sein allein, es wird schon zum Genuß!

Nun merket auf, und schaut in wenig Bildern,
Wie vielfach sich der Mensch des Lebens freut, —
Die Bilder halber haben wirklich Leben,
Und eine Freude soll'n sie Euch bereiten! —

Nr. 1.

Der Hirtenknabe.

Von Pollack.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

In Spiel und süßem Nichtsthun aufgewachsen,
Ein frisch erblühter Sohn der braunen Haide, —
Von Sonnengluten Sommerlang gebräunt,
Das dunkle, wirre Haar vom Sturm zerwühlt, —
So sitzt er da, und schauet in die Ferne.
Sein Auge, groß und dennoch Duftverschleiert,
Es schweift zum Horizont, wo Lichtverdämmernd
Die Haid' und blaue Berg' zusammenfließen. —
Er träumt, — doch was? — Er wüßt' es nicht zu sagen!
Die Sonne lagert warm auf seinen Gliedern, —
Ein milder Hauch umspielet Stirn und Wangen, —
Und tief und ruhig geh'n des Athems Züge.

So eins mit der Natur in Erd' und Luft,
Frei von dem Drucke quälender Gedanken, —
Wogt auf und ab sein Pulsschlag, und er — lebt!

Nr. 2.

Neapolitanische Fischerfamilie.

Von Riedel.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

Die Sonne sinkt am fernen Saum des Golfes,
Im rothen Dufte schimmert Land und Meer, —
Der Fischer hat den Kahn an's Land gezogen,
Nach schwerem Tagwerk ein far niente folgt.
Das schöne Weib harrt seiner schon am Strande,
Die Tochter auch, das Spiegelbild der Mutter, —
Der Fischer sieht's und selig lacht sein Herz.
Er nimmt zur Hand die liebe Mandoline,
In ihre Saiten reißt der feine Griffel,
Die Barcarole strömt aus seiner Brust.

Wie lauscht sein Weib, — wie weckt Erinnerung
Dies wohlbekannte Lied in ihrem Herzen!
Gedenken muß sie milder Mondscheinnächte,
Wo sie mit Saitenklang der Liebste lockte,
Bis sie hinunterschlich an das Gestade,
Um traut, im Dämmer dichter Lorbeerbüsche
Ganz zu vergessen, wie die Zeit verrann.

Noch ist's dasselbe Lied von ehedem, —
Derselbe Mann, — nur schöner noch und kräft'ger, —
Und doch, — wie hat sich Alles zugetragen, —
An ihre Schulter lehnt ein Kind, — ihr eignes, —
Und flüstert leis' mit süßem Schmeichelworte; —
Vor ihrem Blicke wandelt hin die Zeit
In ihrem Kleid von Glück und lichter Freude, —
Die Zukunft selber blickt durch ros'ge Schleier,
Und überquellend muß ihr Herz erzittern

Bald wird sie nicht mehr müßig lauschen können,
Bald fliegt sie dem Geliebten an den Hals!
Mit Jubel wird das Tambourin sie schlagen,
Im Saltarello werden Beide schweben,
Bis am Vesuv der stille Mond sich hebt,
Um einst, wie sonst, Zeug' ihres Glück's zu sein!

Nr. 3.

Das Lootsenexamen.

Von Jordan.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

Von Kindesbeinen an auf dem Verdeck
Hat aller Zonen Meere er befahren, —
Wie oft hat Sturm ihn weidlich durchgeschüttelt,
Und vor ihm aufgegähnt des Todes Rachen, —
Doch hat des Herren Hand ihn treu bewahret,
Und immer kam er unversehret heim.

Nun ist aus ihm was Recht's auch schon geworden:
Man nennt ihn Steuermann und Lootse ist er.
Die junge Seemannswelt verehrt ihn sehr,
Und ihr Instruktor ist Respektsperson,
Zumal an des Examens wicht'gem Tage.
Wie blickt er schlau bei knifflich-schweren Fragen,
Wie schmunzelt er, kommt Dummheit in die Enge,
Und wird erst recht des eignen Werth's bewußt!

Doch Güte wohnt in seiner breiten Brust;
Zuletzt doch Jedem hilft er aus der Klemme;
Er weiß, wie's stand mit ihm, als noch kein Bart
Beschattet ihm die wetterbraune Wange, —
Und wenn studiren auch ein gutes Ding,
Der Weisheit Mutter ist allein die Praxis!

Beneidenswerther Mann mit offnem Herzen,
Mit straffen Sehnen und Gesundheitsfülle,
Dir ward ein schönes Loos: „Im engen Kreise
Geehrt zu sein, und Gutes nur zu wirken!“

Nr. 4.

Der alte Geiger.

Von C. Becker.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

(Bei diesem Bilde würden wir anrathen nur den Geiger, den Knaben mit dem Hute und das Mädchen mit dem Kruge zu stellen, die andern Figuren aber fortzulassen. Während das Bild gezeigt wird, kann auch Jemand eine lustige Melodie auf der Geige spielen.)

Das ist ein lustig ungebunden Leben,
Als Musikant zu streifen durch die Welt, —

Von Ort zu Ort, von Hof zu Hofe schlendern,
Die braune Geig' als einziges Gepäck!
Wer wird um eine Mahlzeit vorher sorgen:
Ein lustig Lied, — es decket sich der Tisch, —
Wo wird zur Nacht sich gastlich Obdach finden?
Spiel' auf zum Tanz, dann wartet Dein die Streu!

In dumpfen Stuben, qualmigen Fabriken,
Arbeiter schaffen für den Broderwerb, —
Der Geiger zieht, froh, wie ein Wandervogel,
Er ist daheim nur, wo sein Lied gefällt!
Ein hergelauf'ner Bub' ist der Cassirer,
Sein bittend Auge buhlt um Kupfergeld, —
Auch er wird einst ein fahrendes Genie,
Und lernt die Geige streichen von dem Alten.

Ein lustig Leben, so ein Wanderleben,
Frei wie ein Vogel in dem grünen Walde, —
Und kommt einmal der Winter und der Tod,
Dann schweigt der Vogel und die braune Geige,
Die welken Blätter wehen drüber hin,
Und beide sind vergessen und verschollen!

Nr. 5.

Die Weinprobe.

Von Hasenclever.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

„Du wackrer Kellermeister, — sieh! wir wissen,
„Im schatt'gen Keller hast Du noch zwei Fässer,
„Zwei ehrenwerthe Fässer schon seit Jahren,
„Gefüllt mit köstlich klarem Traubenblut; —
„Staub von Jahrzehnten ruht auf ihren Reifen, —
„Mit grauen Schleiern Spinnen sie umwoben, —
„Kein Sterblicher noch rührte ihren Spund! —
„Du weißt, wir sind dazu die Auserwählten, —
„Als Stamm liebst Du uns hoch vor allen Gästen, —
„Drum, da just heute Dein Geburtstag ist,
„Schleuß' auf Dein Herz und Deines Kellers Pforte,
„Und werde Hebe, Nectar uns zu spenden!" —

Vom Haken schmunzelnd nahm der Wirth die Schlüssel
Und stieg hinab zum tiefen Kellerraum, —
Erwartend folgte ihm die durst'ge Schaar. —

„Gegrüßt sei uns, Du trautes Dämmerlicht,
„Du grau Gewölb' mit Deinem kühlen Hauche, —
„Schatzkammer bist Du edler Rebensäfte,
„Des Herbstes edler Geist geht in Dir um! —

„Ei! welche Blume! welch' ein köstlich Perlen!
„Wie kühl zuerst! wie feurig gleich nachher!
„O Kellermeister, — laß uns nicht entscheiden, —
„Wer von den Beiden edleres Gewächs,
„Denn Jeder ist in seiner Art das Beste!"

„Mögen Schwärmer an des Rheins Gestaden
„Berg' erklettern, von Ruinen dichten,
„Wir, wir sitzen traulich hier im Keller, —
„Hell erklingen unsre vollen Gläser, —
„Fröhlich schlürfen wir des Rheines Quintessenz!"

Nr. 6.

Ein Liebhaberkonzert.

Von Hillemacker.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

(Von sehr hübscher Wirkung würde es sein, wenn sich, während das Bild sichtbar ist, ein Streichquartet mit einem Adagio, natürlich sehr gedämpft, hinter der Scene hören ließe.)

Der Wintersturm heult draußen wild ums Haus, —
Schneeflocken wirft er knisternd an die Scheiben,
Er ächzt und stöhnt wie Spuk in dem Kamine,
Und schon neigt sich der Tag zu seinem Ende. —

Doch im Salon hier, diese stummen Vier,
Sie sind entrückt der Zeit, — dem Erdenwinter, —
Auf Klangeswellen wiegen ihre Geister,
Und ihre Seele lebt im Reich der Töne! —

Wie schön vom Liebesfrühling singt die Geige, —
Die Bratsche raunt geheimnißvoll dazwischen, —

Und schweigt die Eine oder ruht die Andre,
Erhebt das Cello seine Sehnsuchtsklage.

Vor hundert Jahren schrieb ein hoher Meister
In stiller Kammer diese Wundernoten, —
Vom Staub erstanden die vergelbten Blätter,
Glorreich daraus ersteht ein tönend Märchen.

Aus den Gefilden, wo die Sel'gen wohnen,
Lockt's mächtig nun des Meisters Geist herbei,
Aus Tonbewegter Luft sinkt er zur Erde,
Und unsichtbar schwebt er im Zimmerraum.

Sie ahnen's wohl, die seine Sprache reden,
Um ihre Schläfe weht sein Geisterhauch, —
Noch höher lohnt der Begeistrung Flamme,
Und gleich den Saiten bebt entzückt ihr Herz! —

Mag hier auf Erden Lenz auf Lenz vergeh'n,
Der Winter seine Dissonanzen heulen,
Die Kunst erschloß den ewig blauen Himmel,
Den ew'gen Lenz im Reich der Ideale!

Zweiter Cyklus.

Prolog

vor dem Anfange dieser Abtheilung zu sprechen.

Die rechte Heimathluft der Menschenherzen,
Des Segens Land, in dem sie tiefer wurzeln,
Der Sonnenschein, der Alle bringt zur Blüthe,
Der Geist, der ihnen Flügel leiht im Tode, —
Das ist ein Zug aus tiefstem Seelengrunde:
Die Liebe ist's, — von Anbeginn die Liebe! —

Wohl Keiner ist so reich an Macht und Schätzen,
Daß er nicht sie, das Köstlichste, ersehnte; —
Wohl Keiner ist so arm und Glückverlassen,
Daß er sie nicht noch nennen könnt' sein eigen; —
„Auf höchster Höh' wird sie die Füll' erst krönen,
In tiefster Tief' kann Alles sie ersetzen!" —

Die Lieb' erscheint, ein Proteus, mannichfalt
Verschieden wohl von Angesicht und Sprache, —
Süß kann sie girren, — tragisch auch erschüttern,
Doch ist geheimnißvoll zumeist ihr Walten,
Und im Alltäglichen lebt sie verborgen.

Wollt Euch erfreuen nun an ein Paar Bildern,
Die Eurem Aug' vorübergleiten sollen:
Ein gleicher Pulsschlag Alle wird durchzittern,
Denn wo ein Menschenherz, da athmet Liebe! —

Nr. 1.

Die erste Lüge.

Von Jordan.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

Großvater thut sehr zornig, Stirnerunzelnd, —
Den Kopf der Enkelin, die vor ihm steht
Und scheu zur Seite blickt, reckt er empor,
Daß Aug' in Auge sie sich soll erinnern,
Wie unrecht es doch sei, ihn zu belügen, —
Indeß die Rechte mit erhob'nem Finger
Sie drohend mahnt an wohlverdiente Strafe.
Großvaters Stimme, die sonst mild und schwankend,
Hat einen harten Klang jetzt angenommen,
Sie tönet laut und grollend, wie noch nie.
Etwas erschreckt wohl ist die kleine Sünd'rin: —
Der Schuld-Bewußtsein brennt ihr im Gesicht,
Die Zunge lallt und will den Dienst versagen,
Doch ein Instinkt sagt ihr, drum nicht zu zagen,
Denn eine größ're Strafe wird nicht folgen!

Wohl hat die Kleine Recht! — Wär's möglich, daß nicht
Großvaters Zorn in Zärtlichkeit sich löste,
Wenn er so nah dies liebe Antlitz schaut?
Dies Antlitz, das ihm, wie in einem Spiegel
Der längstbegrab'nen Tochter Züge zeigt?
Grad' so hat sie, — vor langen, langen Jahren, —
Vor ihm gestanden, wenn er sie ermahnte, —
Voll Unart steckte auch ihr kleiner Kopf,

Und später war sie doch so lieb geworden!
Nun mit der Enkelin sieht er noch einmal
Versunk'ne Tage lebend auferstehen, —
Noch einmal ward die Tochter ihm gegeben,
Und ihres Lebens Hauch ihm anvertraut, —
Und zwiefach regt sich Lieb' in seinem Herzen,
Sieht er vor sich dies blonde Kinderhaupt!

Schon löst die Faust sich und beginnt von selber,
Er weiß es kaum, das kleine Kinn zu streicheln, —
Das rauhe Wort erstirbt auf seiner Lippe,
Vergessen hat er längst warum er zürnte.
Wenn nun die Kleine erst das Haupt erhebt,
So himmelblau, mit duftverschwomm'nen Glanze,
Dann überkommts den Alten, wie ein Schauer,
Er hebt den Liebling hurtig auf sein Knie,
Und schaukelt ihn und wird mit ihm zum Kinde. —

Nr. 2.

Die Strickstunde

von **Meyerheim.**

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

„Und willst Du hübsche, weiße Strümpfe tragen,
„So mußt Du Dir auch ganz allein sie stricken, —
„Bist volle sieben Jahr, — sehr oft hat Mutter
„Dir's schon gezeigt, wie Du es machen sollst!
„Und doch, — ei schäme Dich! — sieh nur die Prudel!
„Du giebst nicht Acht, — und s'ist so einfach doch:
„Einstechen, Umschlagen, Durchziehen und Abheben, —
„Schau so und so und — so — da ist die Masche, —
„Kann ich es noch bei meinen Jahren machen,
„Ist's doch von Deinen Augen zu verlangen! —"

Die Kleine schweigt, wenn Großmutter so schilt,
Es thut ihr leid, daß sie nicht recht zufrieden, —
Faul ist sie sonst nicht bei der schwersten Arbeit,
Nur waren die Gedanken ganz wo anders!
Zu herrlich glitzert heut die Frühlingssonne
Am Bach, da draußen, und auf grünen Wiesen; —
Durch's off'ne Fenster haucht die würz'ge Luft, —
Und von dem Fliederbusch ein Vöglein lockt!

Wie schön wär's durch den Sonnenschein zu hüpfen,
Und sich zu jagen mit dem Schmetterling!
Wie schön, wenn dann — doch nein! sie scheucht die Bilder,
Mit allen Sinnen ist sie nun beim Strickzeug,
Großmutter eine Freude möcht' sie gerne
Durch ein Paar saub're Touren nun bereiten. —
Großmutter ist so gut, — und dann, am Ende, —
Wenn draußen Dämmerung die Flur verschleiert,
Erzählt sie wieder mal ein schaurig Märchen!

Nr. 3.

Die Lauscherin.

Von **Meyerheim.**

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

'S war Sonntag, — schwüle Mittagsstille lag
Auf grünen Saaten schimmernd ausgebreitet, —
Am Bach entlang, wo Bäum' und Büsche sproßten,
Bewegte sich kein Blatt, — still Alles war, —
Nur von den Steinen, regellos gehäuft,
Vernahm man leis' des Wassers tönend Rieseln;
Des nahen Dorfes helle Giebel schauten
So wenig aus dem dichten Grün hervor,
Als hätten sie den Schatten aufgesucht.
So weit das Auge drang, kein Mensch zu sehen,
Nur dumpf und fern zu Zeiten Hundsgebell,
Das, sich antwortend, wieder bald verhallte.

Doch zwischen Saaten, sieh', auf sonn'gem Weg
Mit läss'gen Schritten kommt ein Mägdelein,
Im Sonntagsstaat, ihr Körbchen an der Hand;
Schon mit der Sonne war sie aufgestanden
Und in der Stadt, nun kehrt sie wieder heim.
Aufathmend steht sie still, als nun der Schatten
Des frischen Grün's sie gastlich aufgenommen,
Und, schon so nah' dem Ziel, fühlt sie Ermatten
Wie Schlummersehnsucht durch die Glieder schleichen; —
Sie setzt sich nieder, lehnt an einen Stamm,
Des Wassers Rieseln wird im Traum sie wiegen!
Doch nein! — sie fährt empor und lauscht gespannt:

Bekannter Stimmen Laut hat sie vernommen.
Sie blinzelt um den Baum und droht, und lächelt, —
Ihr junges Schwesterlein kommt da einher;
Doch nicht allein, — nein, — einen Schatz am Arme!
Sie hält sich mäuschenstill und ungestört,
Das Taubenpärchen zieht bei ihr vorüber. —
„So also, Schwester, lernt man Dein Geheimniß,
„Daß Du selbst mir verborgen, endlich kennen!
„Nun warte nur, Du Lose, will Dich necken!" —
Und schnell vergessen auch ist die Ermattung,
Ein flüchtig Reh, so schlüpft sie durch die Zweige
Dem Dorfe zu, und lacht in sich hinein.
Indeß die Beiden flüsternd weiter wandeln
Versunken ganz des Mittags Glut vergessen!

Nr. 4.

Eine Whistparthie.

Von Hillemacker.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

(An Stelle der französischen Offiziersuniform kann jedes andere Costüm genommen werden.)

Nach aufgehob'ner froher Mittagstafel
Ein Whist en quatre im luftigen Salon:
Das Glück schwankt, wie gewöhnlich, hin und her, —
Des Hauses Tochter nur hat immer Unglück!

Wie Mancher wäre schon verstimmt geworden,
Und hätt' im Unmuth gar das Spiel verschworen, —
Doch sie bleibt heiter, — denn sie theilt den Glauben:
„Unglück im Spiel bedeutet Glück in Liebe!" —

An ihres Stuhles Lehne, leicht gebückt,
Ein junger Mann verweilt mit Flüsterworten;
Sie fragt um Rath mit rückgewandtem Köpfchen, —
Obgleich sie weiß, er räth ihr immer Coeur! —
Warum die Beiden wohl so leise flüstern?
Je nun, das Spiel verlangt's, 's ist aber Whist!
Und könnt' auch Jeder hör'n, was sie verhandeln,
So ist's doch süß, so in's Geheim zu sprechen!
So geht das Spiel in tiefer Stille weiter,

Das Glück schwankt, wie gewöhnlich, hin und her:
Und immer Unglück hat des Hauses Tochter;
Doch bleibt sie heiter, — denn sie theilt den Glauben:
„Unglück im Spiel bedeutet Glück in Liebe!“ —

Nr. 5.

Der wohlthätige Mönch.

Von Daege.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

Seit seiner Jugend Tagen hatte ihn,
Dem Schatten gleich, das Mißgeschick begleitet, —
Der Freude Lächeln mußt' er früh verlernen,
Und seiner Thränen Quell war bald versiegt!
Verrathen wurd' er bald von schnöden Freunden, —
Die Liebe trieb mit ihm ein falsches Spiel, —
Durch Andrer Schuld sein Habe ging verloren, —
Er war ein Bettler mit zerschelltem Herzen!

Da wich er abwärts von der Menschen Treiben, —
Haß und Verachtung zwang ihn, sie zu meiden;
Verstoßner Paria, bat er um Vernichtung;
Da bot sich ihm ein Kloster als Asyl.

Gleichförm'ge Tage, — Nächte ohne Schlaf,
In denen er mit seinem Groll gerungen,
In denen er um Kraft und um Vergessen
Zu Jenem flehte, der am Kreuze starb.

Bis dann nach Jahren, als des Klosters Stille
Wie Wunderbalsam um sein Herz sich schloß,
Er endlich sich erhob vom Leidensgrunde; —
Zwar weiß von Haar, im Herzen hundert Narben, —
Doch mit des Friedens Lächeln auf den Lippen,
Die Seele ganz erfüllt von Menschenliebe!

So zieht er wie ein Engel durch das Land,
Am Wanderstab, im härenen Gewande,
Er kommt wie Trost, — er geht, — und Segen folgt ihm!

Den Armen mag er milde Gaben spenden, —
Den Kranken reicht er heil'nde Arznei, —
Den Irregehnden ist er ein weiser Führer, —
Und die trübselig sind und Grambeladen,

Sie finden bei ihm eine Freundeshand,
Die ihr gebeugtes Haupt nach oben richtet,
Zu Aller Heimath, wo der Frieden ist! —
„Wer Wen'ge liebte und durch sie gelitten,
„Ergebung werde ihm, zu lieben Alle!" —

Nr. 6.

Der heimkehrende Krieger

v. J. Becker.

(Photographie v. G. Schauer in Berlin.)

Der wilde Kriegssturm brauste durch das Land
Viel Monde mit seinen dröhn'den Wettern, —
Schuf Sorg' den Alten, Herzeleid den Weibern,
Und alle Männer trieb er zu den Waffen.

Doch heil'ger Zorn hieß große That vollbringen:
Geworfen ward des Feindes kecke Schaar!
Weit über seine Grenzen mußt' er fliehen,
Und Friede sank nun wieder auf das Land. —
Die nicht des grimmen Todes Sichel mäh'te,
Die an der Wunde Brand nicht niederlagen,
Sie kehrten nun zum Heimathsheerd' zurück.

Auch Einer kam, den Arm noch in der Binde,
Und klopfte an des Vaterhauses Thor, —
Doch kam nicht seine Mutter, ihm zu öffnen,
Und wie, theilnehm'den Blicks die Nachbarn sagten:
Senkt' man die Wittwe in des Friedhofs Erde.

Umflorten Auges eilt er nun hinaus;
Er hat fortan kein Vaterhaus, und nur
Ein Stückchen Rasen mit 'nem Kreuzlein, —
Ihm zeigt's mit mildem Wort der Todtengräber, —
Das ist sein eigen, — seines Herzens Heimat!

Nun steht er da, den Kopf gesenkt und schweigend, —
Der Seele Auge dringet durch die Schollen:
Er sieht die Liebe in dem Bahrtuch ruhen,
Die Hände auf dem Mutterherz gefaltet,
Die Augen sanft geschlossen, wie im Schlummer. —

Langsam entquellen Thränen seiner Wimper,
Und rollen über die gebräunte Wange,
Wie träumend spricht er zu der Schlafenden:
„So hast Du mich nicht mehr erwarten können,
„Und wurdest müd', und gingst zur ew'gen Ruh?
„Indeß so oft ich Nachts, am Lagerfeuer,
„Dein dachte und mich freut' auf's Wiedersehn!
„Du warst gewiß verzagt, und hofftest nimmer,
„Daß mich verschonen könnt der Schlachtentod. —
„Drum gingst Du mir voran, mich zu empfangen
„Mit Liebesarmen, wie Du's hier gewohnt?
„Nun wohl, 's war Gottes Wille! — Schlumm're sanft,
„Mein milder Fürsprach sei von nun an droben, —
„Ich will Dir's leichter machen und gelobe
„Bei Deinem kleinen, grünbewachs'nen Hügel:
„Will sein ein guter Mensch, gedenk der Lehren,
„Die du dem Jungen einst in's Herz gelegt, —
„Dann, Mutter, o, nicht wahr? obgleich Du weilst
„In sonnigen Gefilden mit den Sel'gen,
„Dann wird noch größ're Freude Dich bewegen,
„Und wenn Du lächelst, wird es mir zum Segen?!"

Lebende Bilder nach bekannten Genrebildern.

Der Heiraths-Antrag auf Helgoland.

Nach W. Jordans Bilde.

(Copien sind in jeder Größe im Kunsthandel verbreitet.)

Im Hintergrunde eine Strohhütte und ein Haus, in der Mitte ein Faß, zusammengebundene Taue und ein Korb.

Costüme:

Seemannstrachten. Begleitung eine einfache heitere Musik.

Gardez. (Erstes Bild.) **Schach matt!** Pendant.

Erstes Bild.

Mädchen und Jüngling Schach spielend.

Zweites Bild.

Jüngling auf die Knie gesunken, während sie sich liebevoll über ihn beugt.

Spaziergang.

Nach Girauds Gemälde: Der Urlaub.

(Copien in jeder Buchhandlung.)

Liebespaar in trautem Geflüster spazierend.

Hierzu als Begleitung folgendes Gedicht:

So Arm in Arm — ja da spaziert sich's gut! —
Das Saatfeld wogt, der Baum streut Blüthen nieder,
Der Himmel taucht sich strahlend in die Fluth,
Und überall erschallen süße Lieder.

In Beider Brust — welch' seeliges Gefühl!
Welch' süßer Wechsel zwischen Ernst und Scherzen!
Und spricht dabei die Lippe auch nicht viel,
So sprechen doch die Augen und die Herzen.

Da flüstert er ihr leis und zärtlich zu:
— Denn länger nicht kann es sein Mund verschweigen —
Der Wünsche und des Strebens Ziel bist Du. —
O gieb Dein Herz, Du Süße, mir zu eigen!" —

Sie spricht nicht, „ja," die Holde, auch nicht „nein,"
Doch stürmisch fühlt er ihre Pulse klopfen!
Ein leiser Druck nur sagt ihm „ich bin Dein!"
Und im gesenkten Aug' ein warmer Tropfen.

Da blühn die Fluren reicher noch, das Lied
Der Vögel rauscht in schöneren Accorden;
Die Welt, die in des Abends Flammen glüht,
Ein Eden ist für Beide sie geworden!"

En passant.

Nach einem Bilde von G. Reimer.

(Im Düsseldorfer Künstler-Album. Jahrg. 1855.)

Costüme:

Tracht Livree, frisirtes Haar, Strümpfe, das des Kammermädchens Zofentracht.

Scene:

Auf der Treppe.

Strafpredigt eines Seekadetten.

Nach einem Bilde von H. Ritter.

(Im Düsseldorfer Künstler-Album. Jahrg. 1855.)

Costüme:

Seetracht, Strohhütte —

Scene:

Am Bord eines Schiffes.

Der Holzsammler.

Nach einem Bilde von Th. Hosemann.

(Im Düsseldorfer Künstler-Album. Jahrg. 1855.)

Dazu könnte folgendes Gedicht gesprochen werden:

Dem Jungen schon siehst Du es an,
Was einstmals aus ihm werden wird:
Jetzt sucht er dürres Holz im Tann
Und zieht durch Wald und Feld als Hirt,
Ob er auch jetzt nur Reiser packt,
Wie weiß er schon sich hinzuschlingeln,
Und scheint die Hand nicht eingesackt,
Um schon mit Pfennigen zu klingeln?

Der kommt mit Ehren durch die Welt,
Das heißt, er pufft und wird gepufft,
Mit frecher Stirn und baarem Geld
Wird er kein ganz gemeiner Schuft.
Recht oder Unrecht wird ihn nie
Beängstigen, er kennt die Gesetze,
Er mag nicht leben ohne sie,
Sorgt nur, daß er sie nicht verletze.

Und später war sie doch so lieb geworden!
Nun mit der Enkelin sieht er noch einmal
Versunk'ne Tage lebend auferstehen, —
Noch einmal ward die Tochter ihm gegeben,
Und ihres Lebens Hauch ihm anvertraut,
Und zwiefach regt sich Lieb' in seinem Herzen,
Sieht er vor sich dies blonde Kinderhaupt!

Schon löst die Faust sich und beginnt von selber,
Er weiß es kaum, das kleine Kinn zu streicheln, —
Das rauhe Wort erstirbt auf seiner Lippe,
Vergessen hat er längst warum er zürnte.
Wenn nun die Kleine erst das Haupt erhebt,
So himmelblau, mit duftverschwomm'nen Glanze,
Dann überkommts den Alten, wie ein Schauer,
Er hebt den Liebling hurtig auf sein Knie,
Und schaukelt ihn und wird mit ihm zum Kinde. —

Nr. 2.

Die Strickstunde

von **Meyerheim.**

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

„Und willst Du hübsche, weiße Strümpfe tragen,
„So mußt Du Dir auch ganz allein sie stricken, —
„Bist volle sieben Jahr, — sehr oft hat Mutter
„Dir's schon gezeigt, wie Du es machen sollst!
„Und doch, — ei schäme Dich! — sieh nur die Prudel!
„Du giebst nicht Acht, — und s'ist so einfach doch:
„Einstechen, Umschlagen, Durchziehen und Abheben, —
„Schau so und so und — so — da ist die Masche, —
„Kann ich es noch bei meinen Jahren machen,
„Ist's doch von Deinen Augen zu verlangen! —"

Die Kleine schweigt, wenn Großmutter so schilt,
Es thut ihr leid, daß sie nicht recht zufrieden, —
Faul ist sie sonst nicht bei der schwersten Arbeit,
Nur waren die Gedanken ganz wo anders!
Zu herrlich glitzert heut die Frühlingssonne
Am Bach, da draußen, und auf grünen Wiesen; —
Durch's off'ne Fenster haucht die würz'ge Luft, —
Und von dem Fliederbusch ein Vöglein lockt!

Wie schön wär's durch den Sonnenschein zu hüpfen,
Und sich zu jagen mit dem Schmetterling!
Wie schön, wenn dann — doch nein! sie scheucht die Bilder,
Mit allen Sinnen ist sie nun beim Strickzeug,
Großmutter eine Freude möcht' sie gerne
Durch ein Paar saub're Touren nun bereiten, —
Großmutter ist so gut, — und dann, am Ende, —
Wenn draußen Dämmerung die Flur verschleiert,
Erzählt sie wieder mal ein schaurig Märchen!

Nr. 3.

Die Lauscherin.

Von Meyerheim.

(Photographie von G. Schauer in Berlin.)

'S war Sonntag, — schwüle Mittagsstille lag
Auf grünen Saaten schimmernd ausgebreitet, —
Am Bach entlang, wo Bäum' und Büsche sproßten,
Bewegte sich kein Blatt, — still Alles war, —
Nur von den Steinen, regellos gehäuft,
Vernahm man leis' des Wassers tönend Rieseln;
Des nahen Dorfes helle Giebel schauten
So wenig aus dem dichten Grün hervor,
Als hätten sie den Schatten aufgesucht.
So weit das Auge drang, kein Mensch zu sehen,
Nur dumpf und fern zu Zeiten Hundsgebell,
Das, sich antwortend, wieder bald verhallte.

Doch zwischen Saaten, sieh', auf sonn'gem Weg
Mit läss'gen Schritten kommt ein Mägdelein,
Im Sonntagsstaat, ihr Körbchen an der Hand;
Schon mit der Sonne war sie aufgestanden
Und in der Stadt, nun kehrt sie wieder heim.
Aufathmend steht sie still, als nun der Schatten
Des frischen Grün's sie gastlich aufgenommen,
Und, schon so nah' dem Ziel, fühlt sie Ermatten
Wie Schlummersehnsucht durch die Glieder schleichen; —
Sie setzt sich nieder, lehnt an einen Stamm,
Des Wassers Rieseln wird im Traum sie wiegen!
Doch nein! — sie fährt empor und lauscht gespannt:

Zweites Bild.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Nach einem Bilde von J. Fay.

(Im Düsseld. Künstler-Album. Jahrgang 1853.)

Große Gruppe von Männern und Frauen im Phantasie-Costüme.

Drittes Bild.

Hoffen und Harren — macht Manchen zum Narren.

Costüm:
Altmodische Tracht.
Scene:
Eine einfache Stube.

Viertes Bild.

Thue wohl, sieh nicht wem, das ist Gott angenehm.

Nach einem Bilde von A. Tiedemann.
(Im Düsseld. Künstler-Album. Jahrgang 1853.)
Costüm:
Nordische Bauerntracht;
Scene:
Eine reinliche Dorfstube.

Fünftes Bild.

Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen.

Nach einem Bilde von A. Siegart.
(Im Düsseld. Künstler-Album. Jahrgang 1853.

Lebende Bilder nach classischen Dichtergestalten.

Erstes Bild:
Goethe.

Harfner und Mignon.

Nach Ary Scheffers Bilde.
(Photographie in G Schauers Verlag in Berlin.)
Hiezu musikalische Begleitung oder das Gedicht: Kennst Du das Land.

Zweites Bild.
Schiller.

Scene aus Wilhelm Tell.

Akt III. Scene I.

Gertrud mit häuslicher Arbeit beschäftigt; der kleine Walther mit der Armbrust zu Tell eilend.

Drittes Bild.
Shakspeare.

Romeo und Julie.

Balcon-Scene.

Nach einer Photographie von **Sohns** Bilde in **G. Schauers** Verlag in Berlin.
Hiezu eine musikalische Begleitung.

Viertes Bild.
Uhland.

Des Sängers Fluch.

Auf der rechten Seite der greise Sänger mit der Harfe, neben ihm der Jüngling. Rechts Hofschaar. Die Königin hat so eben die Rose hingeworfen, der König zornfunkelnd ist aufgestanden und ist im Begriff sein Schwert auf den Sänger zu werfen.

Als Begleitung die Ballade, an deren betreffender Stelle das Bild enthüllt wird.

Fünftes Bild.

Der Blumen Rache.

Scene:

Ein Zimmer, matt durch eine Ampel beleuchtet. Im Vordergrunde das Lager der Jungfrau, am Kopfende Tisch oder Stuhl mit der Vase von Rosen, Lilien, Narcissen 2c. Ueber sie gebeugt in drohender Haltung die Blumengeister. Das Bild muß durch durchsichtigen Flor sichtbar, die Beleuchtung des Zuschauerraums äußerst matt sein.

Begleitung: das Gedicht von Freiligrath. Der Blumen Rache.

Die begeisterten Musikanten.

Nach dem bekannten Bilde von Th. Hosemann.
(Hiezu eine musikalische Begleitung.)

Carnevals-Scene von Becker.

Nach einer Photographie in G. Schauers Verlage in Berlin.

Schmerz vergessen.

Nach L. Gallait's Bilde. (Ein Kupferstich ist erschienen im Lüderitz'schen Kunstverlage in Berlin.)
Hiezu musikalische Geigen-Begleitung.

Lebende Bilder nach Märchen.

Nach Zeichnungen von **Ludwig Richter.**

Das sinnige deutsche Märchen eignet sich ganz vorzüglich zur Darstellung für lebende Bilder, und wird ganz besonders da warm anzuempfehlen sein, wo Kinder zur Mitwirkung herangezogen werden können, oder wo man auch zu einer Unterhaltung von Kindern eine Rücksicht walten lassen will, welche den Reiz für die Erwachsenen keinesfalls beeinträchtigt. Denn die Poesie des deutschen Märchens bleibt ewig frisch für jedwede Empfängniß und ihr Zauber verjagt jede Reflection. Der Erwachsene versenkt sich noch einmal in ein Kindheitsträumen, die üppige Kindesphantasie bemächtigt sich des Stofflichen, ohne sich der demselben inne wohnenden Poesie bewußt zu werden.

Und mit wie wenigen Requisitionen, mit welchem geringen Aufwand von Scenerie, von Costümen, mit wie winzigen Vorbereitungen lassen sich solche Bilder aufstellen, läßt sich die Darstellung improvisiren, und wie wenig störend ist selbst eine Mangelhaftigkeit bei einem so dankbaren Publikum von Klein und Groß, Jung und Alt! —

Ein Märchen könnte zu einem, auch mehreren Bildern Stoff bieten. Beabsichtigt man mehrere Bilder zu geben, so theilt man das Märchen in Scenen ab. Vor dem Vorhang nimmt diejenige Person Platz, welche das Zeichen zur Enthüllung der lebenden Bilder geben soll. Dieselbe liest mit deutlicher und wohltönender Stimme, und nicht allzurasch, damit die Kinder dem Vortrage folgen können, das Märchen. Kommt die Stelle, an welcher das Bild enthüllt werden soll, so macht sie eine Pause und setzt mit dem Zuziehen des Vorhanges auch die Erzählung wieder fort.

Besonders eignen sich zur Darstellung folgende Märchen:

Schneewittchen. Rothkäppchen.

Polterabendscherze und Festspiele.

Die Allbezwingerin Liebe.

Ein Festspiel.

Personen.

Venus.	Amor.
Vesta.	Saturn.

Costümangabe.

Venus trägt eine kurzärmelige, faltenreiche, weiße Blouse aus Mull oder dichterem Zeuge, die in der Taille durch einen Goldgürtel zusammengehalten wird; Goldspangen an den entblößten Oberarmen, ein reiches Diadem, von welchem ein weiter Schleier bis zur Erde herabfällt. Der Blusenausschnitt kann mit einer Guirlande von rothen Rosen eingefaßt sein, oder selbige kann einer Schärpe gleich, von der linken Schulter nach der rechten Hüfte zu, getragen werden.

Weiße Atlasschuh oder Stiefel Am Gürtel zur Seite hängt ein Goldpfeil.

Vesta. Aehnliche weiße Blouse, wie Venus, aber von dichterem Stoffe, nicht ausgeschnitten, sondern hoch heraufgehend; die Arme nicht entblößt, sondern mit weiten, wenn auch offnen Aermeln, bis zum Handgelenk bedeckt. Blauer oder violetter oder Silber-Gürtel. Weiter und langer, weißer Schleier, der so am Kopfe befestigt wird, daß er alles Haar bedeckt, und ein weißer Lilienkranz. Weiße Schuhe oder Stiefel.

Amor. Kann auch von einem bärtigen Herrn dargestellt werden, was den komischen Effect noch erhöht.

Ausgeschnittene Schuhe und weiße Strümpfe, sowie weites, langes, weißes Beinkleid. (Oder fleischfarbener Trikot und Sandalen.) Vielleicht ein halbes Dutzend recht bauschender Mullröckchen, welche höchstens bis zum Knie gehen dürfen; das oberste mit Flittern, mit rosa Bandschleifchen und rothen Rosen reich besetzt. Der Oberkörper nur mit dem Oberhemd bekleidet, das aber dadurch sein Aussehn verändert, daß der Kragen nach innen geschlagen wird, und eine reiche Halskrause ihn ersetzt; ähnliche Krausen umgeben auch die Handgelenke. Zwei, etwa 1¼ Ellen breite und entsprechend lange Stücke Mull werden auf einen Faden geschnurrt, das eine, vorn auf der Brust, das andere, auf dem Rücken hängend,

um den Hals, unter die Krause gebunden, die Enden unter die umgebundenen Röckchen gesteckt, und dann die Falten beider blousenartig rangirt. Darauf zwei rothe Rosenguirlanden, welche sich Schärpengleich auf Rücken und Brust kreuzen müssen. — Das gewöhnliche Haar, oder eine langhaarige blonde Perücke (nicht Allongen-Perücke.) Ein rother Rosenkranz schief auf dem Kopfe. Köcher mit Pfeilen, sowie einen Bogen. —

Sollte den Amor eine Dame darstellen wollen, so kann man die Röckchen etwas länger tragen, doch nicht tiefer, als bis zur halben Wade; der fleischfarbene Trikot kann entweder bleiben, oder statt dessen ein faltenreiches Mullhöschen angelegt werden, das am Knöchel mit einer reichen Krause, welche auf den Fuß niederfällt, schließt.

Statt des Oberhembes tritt eine kurzärmlige Mull-Taille ein, die den Arm entblößt läßt. Die Halskrause und die kreuzweis gehenden Schärpenguirlanden bleiben, sowie der rothe Rosenkranz auf dem Kopfe, das Haar muß aber, wie auf einem Knabenkopfe frisirt werden. — In jedem Falle habe er durchsichtige Gazeflügel. —

Saturn. Weiße Perücke, langer weißer Bart. Dunkles Unter- und Obergewand in der Form, wie man sie an Apostelfiguren sehen kann. Eine Sanduhr in der Hand. —

Auch kann derselbe possenhafter als alter Junggeselle gedacht werden. Glatzperücke, kein Bart, Schlafrock und Hausschuhe. Die Sanduhr kann ihm auf der Brust, wie ein Orden hängen. Lange Pfeife und Schnupftabaksdose.

Scene 1.

Amor. (kommt hereingeführt und verneigt sich; er spricht Alles in recht munterm Tone.)



Schön guten Abend, mein liebes Pärchen, —
Ihr Diener, verehrtes Publikum!
(zum Brautpaare)
Man sieht's Euch an, und ich weiß es aufs Härchen,

Daß ich verwundet Euch, Ihr nehmt mir's nicht krumm!
Ich hatte Euch Beide schon lange im Auge,
Und wußte, daß Einer zum Andern tauge,
Aber, es ließ sich noch immer nicht machen,
Hatte eine entsetzliche Masse anderer Sachen, —
Denn bedenkt, obgleich das Heidenthum abgeschafft,
Ist doch immer noch Amor's Amt in Kraft,
Und alle Sterblichen haben nur mich, den Einen,
Um sie zusammenzubringen und liebend zu vereinen!
Will Euch heute auch gar nicht lange stören,
Wollte nur allerhöchst-persönlich einige Lehren
An's Herz Euch legen, und dann weiter schweben,
Um Andern zu helfen ins Liebesleben.
Mir, altem Knaben, könnt Ihr Alles glauben,
Ich habe Erfahrung! — Schon in Paradieseslauben
Habe ich vor Adam und Eva Liebe dozirt, —
Sie waren gelehrig und haben sich gut amüsirt!
Vor allen Dingen —

(er erschrickt und blickt zum Eingange)

Staun! das wäre nieblich,
Während ich hier mit Euch plaud're gemüthlich,
Fand vielleicht Vesta, die mir zürnt, meine Spur, —
Das gäbe einen fatalen Auftritt nur!
Ja! — sie ist wüthend auf mich, weil Ihr Euch gefreit, —
Ich verkrieme mich lieber, so lange es noch Zeit!

(er hüpft zum Eingange und sieht vorsichtig hinaus, prallt zurück und eilt wieder in den Vorgrund, wo er hin und her läuft.)

O weh! zu spät! — Soll ich zum Fenster hinausfliegen?
O laßt dahinten mich zwischen Euch schmiegen!

(zu einer Dame)

Ach, meine Dame, — es ist nicht zum Scherzen,
Versteckt mich einstweilen in Eurem Herzen! —

Scene 2.

Vesta (tritt auf, sie ergreift Amor, der bei ihr vorbeischlüpfen will am Ohrzipfel und schleppt ihn wieder in den Vorgrund.)

Da ist ja der Bengel, der Pfeilversender,
Der Augenverblendende Thränenspender,
Der Wangenröther,
Der Schlafertödter,
Der Traum-Erleber,

Der Hände-Geber,
Der Seufzerlocker,
Der Redeflußstocker,
Der Augenverdreher,
Der Gelegenheitsspäher,
Der Souvenir-Aufzähler,
Der Menschen- und Thierquäler,
Mit einem Wort: — Amor, der Thunichtgut,
Der Göttern und Menschen macht böses Blut,
Der, seitdem ihm seine Mutter Venus Pfeil und Bogen geschenkt,
Nur damit alle Welt zu verderben gedenkt!
(sie zupft und schüttelt ihn tüchtig.)
Amor (versucht sich loszumachen, weinerlich)
Au, au! Frau Vesta! ich komme um Kopf und Kragen!
Au! ich werde es Muttern sagen!
Vesta (läßt ihn los, stellt sich aber so, daß sie ihm den Ausgang sperrt.)
Wärst Du unsterblich nicht, ich gebrauchte meine Hände,
Und machte mit Dir allen Streichen ein Ende!
(sie tritt mit drohend erhobenen Armen auf ihn zu, er bückt sich, entschlüpft, bleibt aber am Eingange stehn)
Amor (spöttisch)
Na Tantchen! laßt's gut sein, und nehmet ein
Brausepulver, — es kann Euch nicht schädlich sein!
Begnügt Euch, Eure ew'ge Lampe zu verwalten,
Aber wollet nicht Amor, den Geflügelten, halten!
(will eilends ab.)

Scene 3.

Saturn (tritt auf, ergreift Amor beim andern Ohrzipfel und schleppt ihn vor.)
Da komm' ich ja noch zur gelegenen Stunde,
Eh' wieder aus dem Staube sich macht dieser schlimme Kunde!
(zu Amor)
Treibe Dein Spiel, mit wem Du willst im Lande,
Aber bleibe fern mir vom ehrsamen Junggesellenstande!
Amor (bei Seite)
Ich bin verloren!
Vesta (reicht Saturn die Hand)
— Saturn, guten Abend!
Wie's scheint, nicht die Einzige bin ich, Grund habend,
Auf's Höchste zu zürnen hier diesem Patron —

Saturn.

Von uns Beiden werde ihm nun sein Lohn!
(er zieht ein farbiges Band hervor und bindet ihm die Hände.)
Meinetwegen flatt're er immer von dannen, —
Jetzt läßt er wohl bleiben das Bogenspannen!

Amor (tritt traurig zu Seite)

Au, au! — Ich bin Euch sehr verbunden!
Ihr schnürtet so fest, — das schneidet mir Wunden!

Saturn (zu Vesta.)

Wie hat der Bube an Euch sich versündigt?
Es sei mir durch Eure Rede verkündigt.
(treten etwas seitwärts und reden leise weiter.)

Amor (kniet im Vordergrunde nieder, mit karikirtem Pathos.)

O Venus! Göttin der Schönheit und Liebe!
Reizestrahlend dem Meerschaum Entstieg'ne!
Hohe Mutter! erbarme Dich mein!
Was Du befohlen, ich muß es vollenden,
Löse mich aus der Verfolger Händen!
Laß mich in Freiheit Dein Diener sein!

Scene 4.

Venus (tritt auf. Amor eilt ihr entgegen, sinkt in's Knie, küßt ihre Hände, dann erhebt er sich und zieht sie in den Vorgrund. Stellung: Amor, Venus, Vesta, Saturn. — Die beiden letztern machen Geberden der Verwunderung.)

Amor.

Hab' Dank, Mama, daß Du erhörtest mein Fleh'n,
Es konnte mir das Schlimmste von jenen geschehn, —
Sieh' nur, Mama, ich schmachte in Banden,
Weil die Beiden mich Dir gehorsam fanden!

Venus (löset das Band.)

Es ist schändlich! Ihr habt statt der Herzen wohl Steine?
Sagt an, was that Euch der liebe Kleine?
(sie streichelt ihm die Backen)
Freilich, man kann nicht viel Gutes von Euch verlangen,
Ihr seid zu wenig mit uns Göttern umgegangen,
Ihr lebtet in mürrischer Einsamkeit,
Und verlerntet gute Lebensart mit der Zeit,
Du Vesta, zog'st Dich schon lange zurück
Vom lustigen Leben und vom Liebesglück,
Du meinst, Du kannst Dir allein genügen, —
Doch frühzeitig wirst Du Runzeln kriegen!

(Vesta wirft ihr einen wüthenden Blick zu, und geht auf die Seite, so daß nur Saturn der Venus zunächst steht.)

Und Du, Saturn, Dir sieht man es an,
Du wurdest ein alter, griesgrämlicher Mann,
Der bei Zeitverwalten und Kalendermachen
Sehr schnell verlernte mit Andern zu lachen, —
Du bist verhärtet, wie dürres Holz,
Und ward'st zum Gespött, als Hagestolz!

Amor.

Da habt Ihr's! Nun, wie gefällt Euch die Pille?
Wollt Ihr mehr noch?

Saturn.

Dummer Junge, sei stille!

(zur Venus)

Du gehst zu weit mit Deinen Anklagen;
Wenn Du erlaubst, will ich in Kürze Dir sagen,
Was mich zuvor so weit getrieben,
An dem Schelm eine kleine Vergeltung zu üben.

Vesta.

Auch ich muß reden, und will unterdessen
Deine himmlische Grobheit von vorher vergessen, —
Meinem Dienste hat Amor eine Tochter entrücket, —

Saturn.

Und mir einem Sohne den Sinn verrücket, —

Amor.

Sie befinden sich Beide recht wohl dabei!

Venus (zu Saturn).

Sprich Du zuerst, dann urtheile ich frei.

Saturn.

Wie sie genau sich verhält, die Teufelei,
Das wirst Du heut Abend schon von Andern erfahren, —
Genug, — einen jungen Mann in den schönsten Jahren
Sah ich heranwachsen zu meiner Freud',
In männlicher Kraft und Entschiedenheit.
Es machte mir Spaß, wenn er manchem Weibe
Den Kopf verdrehte zum Zeitvertreibe;
Er ließ sie schmachten, ich brauchte nicht zu bangen,
Daß er selbst sich mal würde in der Schlinge fangen!
Und doch, — o Venus, — es war dieserselbe, —
Kein Wunder, daß ich vor Aerger vergelbe, —
Er war plötzlich in Liebe versunken bis über beide Ohren,
Und mir und dem Junggesellenleben verloren!
Schon des Morgens früh, wenn der Barbier ihn rasirt,
Er schmachtend ihn fragte: „Haben Sie Liebe je verspürt?"

Auch verschmähte er den Kamm und ließ seinen Scheitel
Ganz verwildern, als wär' Alles nichtig und eitel!
Dann ging er an sein Geschäft und machte
Verkehrt, was er that, weil an ganz etwas Andres er dachte!
Des Mittags war's vollends mit ihm nicht auszukommen,
In der Zerstreutheit hat er den ganzen Senf zu sich genommen;
Und zum Dessert, ganz gegen Gebrauch und Sitten,
Hat er oftmals einen Mädchennamen in den Käse geschnitten,
Während er leise vor sich sang, zu seiner Nachbarn Pein:
„Ich schnitt es gern in alle Rinden ein!" —
Seine Freunde mocht' er vollends garnicht mehr kennen, —
Wenn er ausging, mußt' er durch eine Straße rennen,
Wo eine Gewisse am Fenster gelauert,
Daß ein Gewisser, von Liebe durchschauert,
Den Kopf in die Höh', vorüber sollt' schweben,
Um von allen Vorübergehenden Rippenstöß' zu erleben!
Nun habe ich gar gehört, daß verlobt er sei,
Und an seine Rettung zu glauben wäre Schwärmerei!

Venus.

Ja, dergleichen passirt seit undenklichen Tagen, —
Nun magst auch, Vesta, Du, wen Du willst, verklagen.

Amor.

Nun Tantchen, los! so recht von Herzen
Mich bei Mama'n anzuschwärzen!

Vesta.

Die schönste von allen alten Sagen
Ist unzweifelhaft die von den Schöpfungstagen,
Wo Alles nach weisem Plane erdacht,
In sechs Tagen auf's sauberste wurde gemacht;
Dann hieß es, um die Schöpfung zu komplettiren,
Noch zuletzt ein Menschenpaar konstruiren:
Es sprach der Schöpfer sein machtvoll: „Werde",
Und ein Mann erstand aus etwas Erde, —
Aus Erde, wie sie eben herumgelegen,
Da wurde der Mann durch etwas Segen!
Warum wegen des Stoffs sich auch machen Beschwerden,
Da aus diesem ganz gut schon ein Mann konnte werden? —
Doch nicht so verhielt es sich mit dem Weibe,
Die erschuf man nicht so zum Zeitvertreibe;
Hier galt es schon edleren Stoff zu wählen,
Um entzückende Formen mit Grazie zu beseelen!
Was man nun weiter von Adams Rippe berichtet,
Hat wohl nur ein Uebersetzungsfehler angerichtet,
Denn falsch scheint's mir und gegen die Aesthetik verbrochen,

Daß die Frau sei entstanden aus einem dürren Knochen; —
Nein, ich weiß es besser, woraus man sie schuf,
Doch, es hier zu verrathen, ist nicht mein Beruf!

Aus überirdischem Stoffe geknetet, —
Von Rosengluten sanft geröthet, —
Zwei leuchtende Sterne im Angesicht, —
Voll Wohllaut, wenn sie wandelt und spricht, —
So wurde das Weib, um im Erdenleben
Den roheren Männern Gesetze zu geben,
Sie schweb' ihnen vor als ein Ideal,
Aber sei nicht Gefährtin nach beliebiger Wahl!

O Venus, eine Tochter hatte ich mir erzogen,
Deren Herz mir nun Amor verführt und betrogen, —
Sie ist nieder von ihrer Höhe gestiegen,
Und will einem Manne in den Arm sich schmiegen;
Statt ein verklärtes Leben zu führen als Vestalin,
Wünscht sie zu werden eines Mannes Gemahlin!

Saturn (zu Venus).

Laß auf's Neue meinen Sohn zum Leben taugen, —

Vesta. (zu Venus).

Ich ford're, — es öffne Vernunft der Tochter die Augen!

Venus.

O Vesta, es thut mir um Deine Tochter leid,
Auch Ihr, Saturn, bittet zur unrechten Zeit:
Die Liebe hat ihre eigenen Rechte,
Unlösbar die Ketten, die ich flechte!

Amor (zu Vesta und Saturn).

Und daß Ihr Gelegenheit habt, mit einander zu zanken,
So wisset, daß Eure zwei Liebeskranken
Ein Paar nun bilden durch meine Kunst, —
Und es bleiben werden auch ohn' Eure Gunst!

Vesta (überrascht).

Was muß ich hören! — Sie wäre —

Saturn (sie unterbrechend).

Er ist! — Unerhört! auf Ehre! —

Venus.

Erkennet meine Herrschaft, — und wie groß mein Reich,
Vor der Liebe sind alle Herzen sich gleich!

Saturn (höhnisch zu Vesta).

Es kommt mir so vor, — und ich schöpfe Verdacht,
Als hättest Du heimlich das Complott mitgemacht, —
Die Weiber sind immer recht hurtig zur Hand,

Wo eine Intrigue zu spinnen sich fand;
Namentlich, wenn es heißt, einen Mann verleiten,
Seinen Verstand zu verlieren auf alle Zeiten,
Kaum etwas einfältigeres giebt es noch,
Als solch einen Sklaven im Ehejoch!

Vesta.

Ich weiß, der Gott der Zeit nie höflich war:
Das Schönste durch ihn wurde häßlich gar,
Doch ist er noch niemals so kühn gewesen,
Einer Göttin zu zeigen so unfeines Wesen!
Du weißt, wie ich selber über die Ehe denke,
D'rum mit solchem Verdacht mich nicht ferner kränke!

Saturn.

Nicht so hitzig, werthe Vesta, sonst muß ich glauben,
Du nennst sauer, wie der Fuchs, die zu hohen Trauben, —
Hätte nur Einer bei Dir an das Werben gedacht,
Ich meine, Du hättest eilig ihn glücklich gemacht!

Vesta.

Und wenn Du nicht überall Körbe bekommen,
Du hättest auch recht gerne Eine genommen!

(Sie gehen während des Folgenden heftig gestikulirend in den Hintergrund.)

Saturn.

So aber mußtest Du sitzen bleiben —

Vesta.

Und Du Dir allein die Zeit vertreiben —

Saturn (drohend).

Wenn ich nicht bedächte —

Vesta (höhnisch).

Na, Du bist der Rechte! — (sie zanken leise weiter.)

Venus (zu den Zuschauern).

Ihr sehet wohl, wie Zorn und Hader
Die Glieder durchbebt, durchwallt jede Ader, —
Ihr könnt mir glauben, es thut mir leid,
Daß dieser Auftritt passirt beim Feste heut.

(zu Amor.)

Drum Kleiner, im Namen der Macht, die allwaltend thront,
Schwebe hin und thu', was Du zu thun gewohnt!

(giebt ihm den Pfeil.)

Amor (zu den Zuschauern).

Wer noch gezweifelt, lerne nun mich kennen:
„Aus tiefstem Haß soll höchste Lieb' entbrennen!"

(er hüpft zu Saturn und Vesta, und sticht sie Beide mit dem Pfeil.)

(Stummes Spiel: Wie sich Beide verwundet fühlen, prallen Sie auseinander, die Hand zum Herzen führend, und starren sich an; nach und nach lösen sich die

Mienen, sie werden erst freundlich, dann zärtlich, von entsprechenden Handbewegungen begleitet; endlich sinkt Saturn auf ein Knie, nimmt eine schmachtend bittende Stellung an, — Vesta sucht vergebens zu widerstehen, endlich unterliegt sie, nähert sich dem Saturn, reicht ihm die Hände, beugt sich zu ihm nieder und hebt ihn auf; lange, stumme Umarmung. —

Während dieses Vorganges steht Venus im Vordergrunde, stolz lächelnd, den Arm wie gebietend erhoben, nach der Gruppe deutend; Amor steht auf der andern Seite und amüsirt sich höchlichst. —

Wie sich Saturn und Vesta in die Arme sinken, wendet sich Venus zu den Zuschauern:)

Venus.

Als noch das Chaos lag im Schlaf begraben,
Ein wilder Wogenschwall getrennter Kräfte,
Da hob die Lieb empor ihr Haupt voll Strahlen,
Und Licht durchblitzte rings den weiten Aether!
Da gährt' es auf aus unermeß'nen Tiefen,
Da sanken abwärts finster drohnde Schatten,
Und Sehnsucht wurde wach in Elementen.
Aus Himmelsfernen trieb sie's zu einander,
Sie trafen sich, sie schmolzen heiß zusammen,
Und eine Welt von Formen war geboren!
Ein Strahl des Lichts, der siebenfach sich theilte,
Ließ anmuthsvoll im bunten Glanz sie schimmern,
Und duftig blau der Aether selbst sich färbte!
So mußte aus dem Chaos eine Welt,
Die Welt der Schönheit sich erheben,
Und Licht und Liebe sind das Herz, die Seele,
Der Strom des Lebens durch die Ewigkeit! —

Amor. (naht sich der Venus.)

Mamachen, Du hast zwar wunderschön gesprochen:
Doch die vergißt Du ganz, die ich gestochen:
Sie sagten sich so viele Schwüre schon, die Göttergestalten,
Daß die Ewigkeit nicht lang genug, um sie alle zu halten.

Venus.

Geh' hin, mein Söhnchen, und führ' sie herbei:
Meine Allgewalt sicher erkannten die Zwei!

(Amor geht zu Saturn und Vesta, schiebt sie auseinander, stellt sich in die Mitte und führt sie vor zur Venus.)

Vesta.

Nicht länger sind wir Dir feindlich gesinnt —

Saturn.

Wir erkennen Deine Herrschaft, die lieb und lind!

Venus.

Nun wohl, da Ihr, Unsterbliche, mußtet unterliegen,
Verzeihet den Sterblichen, die sich ließen besiegen!

Und als Entschädigung für Euer unnütz Gezänk,
Gebt Ihnen Euren Segen als bestes Geschenk!

Vesta. (tritt vor, zum Brautpaar.)
Das ist der rechten Liebe Art:
Sie giebt sich ganz zu eigen,
Des Herzens Grund sie offenbart,
Dem Liebsten sich zu zeigen.

Ade nun, böse Einsamkeit,
Mit Deinem stillen Sehnen,
Nun braucht das Herz nicht jederzeit
Voll Fernweh sich zu dehnen.

Saturn. (tritt an ihre Seite.)
Ade auch, böser Seelenzwang
Vom stumm in sich Verschließen:
Ein ander Herz wird Lebenlang
Mitleiden, mitgenießen.

Venus.
Nicht mehr brauchst Du für Dich allein
Zu streben und zu ringen,
Die Liebe wird stets bei Dir sein,
Und leiht Dir ihre Schwingen.

Nun macht die Welt mit ihrem Neid
Dir fürder keine Sorgen;
Du weißt, Du bist in Freud' und Leid
Am eig'nen Heerd geborgen.

Vesta.
Am eignen Heerde ruht sich's gut,
Wenn draußen Stürme toben, —
Die treue Liebe nimmt in Huth
Ein güt'ger Vater droben.

Zu Zweien steht man doppelt fest,
Will Sturm das Dach erschüttern;
Wenn Keines von dem Andern läßt,
Träuft Segen aus Gewittern!

Saturn.
Zu Zweien wird man, rücksichtsvoll,
Ein mildes Urtheil geben,

Denn wer mein Fehl verzeihen soll,
Dem muß auch ich vergeben!

Zu Zweien bleibt man länger jung
Trotz Jahren und trotz Falten, —
Das Herz wird, voll Erinnerung,
Sich frisch in Lieb' erhalten.

Venus.

Drum freue Dich, Du glücklich Paar,
Daß nun in diesen Tagen
Vom Schicksal Dir vergönnet war,
Den goldnen Reif zu tragen.

Vesta.

Von heute ab sind Beide Eins
Bis in die spät'sten Zeiten,
Die Liebe wird sich, sonn'gen Scheins,
Um Eure Herzen breiten.

Saturn.

Der Herr des Himmels schaue drein,
Und gebe seinen Segen,
Mög't seiner Huld empfohlen sein
Auf Euren Lebenswegen! —

(Saturn nimmt Vesta bei der Hand, Beide nicken dem Brautpaare freundlich zu und gehen ab. Amor folgt ihnen.)

Venus.

(ist im Vordergrunde stehen geblieben, sie ruft dem Amor zu.)
Aber Kleiner, so sei doch nicht unmanierlich,
Sage doch auch etwas, wie es hier gebührlich.

Amor. (kehrt um, kratzt sich verlegen hinters Ohr.)
Ach, Mama, soll ich noch viel reden von meiner Huld?
Bin ich ja doch eigentlich an Allem schuld!
(sich besinnend, zur Braut)
Doch ja, ein Röschen kannst Du bekommen,
Von der ich zuvor alle Dornen genommen;
(wirft es der Braut in den Schooß, nähert sich dann ganz dicht dem Paare mit geheimnißvoller Miene.)
Und dann, ich darf es nur flüstern,
Daß Niemand etwas zu hören kriege:
„Ich bestelle Euch nächstens eine niedliche — Wiege!"
(Er nickt schelmisch dem Paare zu, nimmt Venus bei der Hand und Beide gehen schnell ab.

Thee und Caffee.



(Die Darstellerinnen können es sich mit dem Costüm leichter machen: Thee kann als sehr elegante Dame, mit Hut und Schleier auftreten, während Caffee mehr als eine komische, kleinbürgerliche Figur, in etwas altmodischem Costüm mit großem Pompadour erscheint; oder sie legen ein phantastisches Costüm an, dessen zierliche Ausschmückung durch entsprechende Attribute den Phantasie den Vortragenden überlassen bleibt.)

Caffee (tritt ein).

Damit ein Jeder, was ich bin, erkennt:
Geboren ward ich im Orient, —
An glühender Sonne bin ich gereift, —
Zur Erntezeit sorglich abgestreift, —
In Säcke und Ballen eingeschnürt, —
Durch Kameel und Saumthier zur Küste geführt;
Da hab' ich schon fremde Schiffer gefunden,
Die rüstig mich an Bord gewunden,
Währeud einförmig ihr „ho—hi—ho" erklang,
Ich schwebend in den dunklen Schiffsraum sank.
Nun haben die Wellen mich lange geschaukelt,

Wie von Phantomen wurd' ich zuweilen umgaukelt;
Von Theerjacken, eine Latern' in der Hand, —
Bis endlich erreicht war Europa's Strand. —
Nun wurd' ich gebeten emporzusteigen,
Und mich den Douanenbeamten zu zeigen;
Dann half man mir von Wagen zu Wagen,
Mußte dampfgezogen durch die Gauen jagen,
Um in den entlegensten Länderstrecken
Den verschiedensten Zungen wohlzuschmecken.

Thee (tritt auf).

Von meiner Abkunft zu reden, geziemt mir mehr!
Meine sorglichen Pfleger und emsigen Bauer
Wohnen in dem Lande mit der endlosen Mauer:
Ihr Auge ist schmachtend — lang geschlitzt,
Während ein wackelnder Zopf auf dem Scheitel sitzt;
Der Kaiser ist dort ein so erhabener Regent,
Daß eigentlich Niemand persönlich ihn kennt:
Jahrtausende bewegt sich die Staatsmaschine,
Dafür sorgt ein ganzes Heer Mandarine;
Die Frauen sind reizend, mit einem Nasenstümpfchen,
Auch die größte trägt nur ganz kleine seidene Strümpfchen,
Denn ihre Schönheit sind eben verkrüppelte Zehen, —
Deshalb können sie auch weder gehen noch stehen!
Die Heirathskandidaten können sich darüber freuen,
Es sind alles gute Partien, braucht Keiner sich zu scheuen,
Denn da die Frau zum Liegen Grund hat, wie ich finde,
Sind einer Jeden Mitgift eigentlich „Liegende Gründe!"

Caffee.

Verzeiht der Fremden, Ihr lieben Leute,
Geht ihre Erzählung sehr in die Breite,
Es liegt so in ihr, wie Naturgesetz,
Mit einem Wort: es ist Theegeschwätz!

Thee.

Mit nichten! — Ich habe immer gehört,
Daß in deutscher Gesellschaft man besser geehrt,
Hat man einen Stammbaum oder einen Titel,
Durch Verdienst, oder wenn: „es erlauben die Mittel!"
Ich möchte nun gern, nur in höheren Kreisen,
Mich als bestes Vereinigungsmittel erweisen,
D'rum sei noch erwähnt, wenn die mir's auch wehrt,
Daß meine Eltern schon waren grundgelehrt,
Eh' die Christliche Zeitrechnung angefangen,
Eh' ein Menschenkind trug nach Caffee Verlangen!

Caffee.

Dafür findet in mir auch die Allgemeinheit
Aller Stationen die ideale Einheit!
Mich lieben zumeist Frauen, und nicht erst seit gestern,
In allen Zonen giebt's Vereine von Caffeeschwestern!

Thee.

Doch, wo die Unterhaltung gelehrt und ästhetisch,
Da gruppirt man sich weise um einen Theetisch;
In den feinsten Kreisen, so scheint es schier,
Ist das Kunsturtheil nur ein Aufguß von mir,
Während es schwer wird, bei vollen Caffeetassen,
Medisance über den lieben Nächsten zu unterlassen;
Doch am Schlimmsten, ich künd' es mit tiefem Leid,
Am Schlimmsten ist es für unsere Zeit,
Daß der Aberglaube mit Dummheit im Bund,
Zum Wahrsagen braucht den Caffeegrund!

Caffee.

Laß Dich nicht beirren, liebes Paar,
Trink' Deinen Caffee noch manches Jahr!
Vorzüglich beim Morgenkaffee geht
Nichts über ein ehliches tête-à-tête!
Auch nach einem unter vier Augen — Mittagsmahl,
Das die junge Frau bereitet mit feiner Wahl,
Wie schmeckt, wie erfrischt der schwarze Saft,
Während ein Mittagsschlaf nur die Glieder erschlafft.

Thee.

Doch wenn der Abend wirkt zur Geselligkeit,
Sind Freunde und heiß Wasser schnell bereit;
Der Kessel singt heimlich in des Tisches Mitten,
Dann schnell wird etwas „kalt" noch aufgeschnitten, —
Und die Zunge, die also Trankgewürzt,
In geistreicher Causerie die Zeit verkürzt.

Caffee (überreicht etwas gebrannten Caffee).

Ich bin so frei, und gebe mich Euch selber, —
So liebt Ihr ihn hoffentlich, und nicht etwa gelber.
Haltet ihn, wie Eure Liebe, nach außen verschlossen,
Dann bleiben Beide von feurigster Kraft durchflossen!
Ich hoffe, Ihr werdet großen Dank mir zahlen,
Denn schön ist er sehr, — er ist wirklich „zum Mahlen"!

Thee (überreicht etwas Thee).

Und hier spend' ich meine gekräuselten Blätter:
Sie fallen nicht ab im herbstlichen Wetter,
Nein, dies und der Winter ist so recht ihre Zeit,
In Liebe und Freundschaft: Geselligkeit!

Caffee.
Lebt treu Euch, dafür auch zum Lohne
Habt immer Glück, vom Unglück „nicht die Bohne“!

Thee.
Seid glücklich nach innen, nach außen auch!
Die Freundschaft vermittelt nach altem Brauch,
Und erhält sie dauernd auf herzlicher Bahn,
Das noble Theekind der Caravan!

Diogenes.

Personen.

Diogenes. Ein Athener. Eine Athenerin.

Diogenes, angelehnt an eine große Tonne, auf welcher als Visitenkarte in großen Lettern sein Name steht; neben sich eine Laterne.



Ist das in Athen heut ein Lärm und Skandal,
Es hat mich aus beschaulicher Ruhe gerissen, —
Mir war's, als ob auf der Straße zumal
Alte Töpfe und Flaschen würden zerschmissen;
Es klirrten Scherben auf's Pflaster nieder,
Dazu tönte Jauchzen und wildes Geschrei;

Das fährt einem ja durch alle Glieder,
Dabei treibe nun Einer Philosophei! —

Wahrscheinlich erkor sich seine Kalliste
Ein Athener und feiert Hochzeit nun. —
Der verblendete Thor! — wenn der nur wüßte
Wie einst ihn gereuen wird sein Thun. —
Der Sokrates mußte es wohl erfahren
Wie schlecht für 'nen Philosophen die Ehe paßt —
Ne Xantippe zu kriegen! — Zeus mög mich bewahren,
Daß ich je den Entschluß zu 'ner Heirath gefaßt'. —

Das gab ein stetes Gekeif und Gezänke,
Von der Frühe bis in die späte Nacht,
Sein Haus glich einer wüsten Schenke,
Solch Weib zu zähmen hatt' er nicht Macht.
Lehrt' er von dem Staat und der Völker Wohl,
Oder blickt er hinauf nach dem Sterngezelt,
So sprach sie zwischen von der Saat und des Feldes Kohl
Oder stört ihn mit: „Gieb mir Wirthschaftsgeld! —
Und hatt' er keins — so konnte sein Stubenhocken,
Seine Weisheit keinen Hund aus dem Ofen locken!

Betracht' ich gar das heutige Leben,
Das scheint mir ganz sinnlos und verkehrt,
Die Mode, der Luxus, nach Reichthum das Streben
Und je mehr Jemand hat, je mehr er begehrt.
Daran tragen alle Schuld die Frauen
In dieser anspruchsvollen Zeit! —
Freilich, ich müßte ein Haus erst bauen
Und verlassen diese (auf die Tonne weinend)
doch ganz angenehme Häuslichkeit!

Ich fühl mich so wohl darin, wie ein Igel,
Doch fragt nur 'ne Frau, was Alles drin fehlt;
Sie sagt gleich: „ein Tischchen, ein Bettchen, ein Spiegel"
Und mehr noch, wenn sie erst tüchtig krakehlt:

Komode, Waschtisch und schöne Gardinen,
Zwei Schränke, Sopha und bunter Teppich. —
Da müßte die Weisheit mehr verdienen
Und denn am Ende: „wo bleibe ich?„

Dann käme ihr Putz und die Toilette,

Hauben, Bänder, Kleider- und Flitterkram,
Und wenn ich 'ne größere Tonne noch hätte,
Deren Reifen trüg' sie ohn' alle Scham
Unterm Kleide, dreimal größer, wie diese,
Das wär: Frau Diogenes Crino-Liesel —

Nein, lieber laß ich das Heirathen bleiben
Und lebe genügsam als Garçon;
Laß mir die Sonne in den Magen scheinen
Und behalte für mich allein meine Tonn'.
(Er ist aufgestanden und geht mit der Laterne wie suchend umher.)

Es treten auf: Ein Athener und seine Frau.

Athener.
Da sieh doch Einer den tollen Gesellen
Diogenes, wandelnd wie im Traum —
Als ob sein Lämpchen noch würd' erhellen
Diesen lichtbestrahlten, festlichen Raum —
„Heda! was suchst Du? — hast Du was verloren?"

Diogenes.
Wohl schwerlich verliert der, der Nichts besitzt!

Frau.
Muß man Dich nicht halten für 'nen Thoren
Wenn Du leuchtest bei diesem Lichtgeblitz?

Athener.
So sprich doch, Du suchst was? —

Diogenes.
Ja, einen Menschen!

Frau.
Hier siehst Du Zwei, von jeder Gattung ein Stück!

Diogenes.
Ja, ihr lauft so mit drunter, nennt euch Menschen,
Doch als rechte Art sieht Euch nicht mein Blick! —

Athener.
Nun denn, erkennst Du mit Deinen Drei Augen
(Führt ihm die Laterne neben das Gesicht und schiebt ihn vor das Brautpaar:)
Auch in diesem Kreise die rechten nicht,
So glaub' ich, zu Deinem Suchen taugen,
Noch zum Finden Laterne, noch Dein Gesicht.
Sieh diesen Mann hier, des Staates Zierde
Den Bräutigam, und hier seine hohe Braut,
Die morgen kränzt das Grün der Myrthe
Auf dies Paar hier das Auge mit Wonne schaut!
Wirst Du auch diese mit Worten schelten?

Frau.

Ich lehr' ihn Mores, das soll er verstehen —
Nun, nun, Herr Doktor, solch Anblick ist selten,
Ihr seht ganz verblüfft aus! nicht wahr, die sind schön! —
Ja, ein liebliches Paar, dem müßt Ihr bringen
Eure Huldigung dar; denn wie ohne Fehl
Ihre äußeren Reize das Herz Euch bezwingen:
Noch edlerer Schmuck ist der Liebenden Seel! —

Diogenes.

Für wahr! das bringt mich aus meiner Rolle,
Bei dem Anblick auch meine Seele lacht;
Was kündet das Fest hier das glanzensvolle
Und des Saales bunte Pracht?

Frau.

Du siehst hier zwei Menschen, die sich gefunden,
Von jetzt ab zu wandeln einen Pfad:
Ein Jeder will heilen des Andern Wunden:
Und streu'n sich in's Herz des Glückes Saat.
Mit ernster Arbeit und festem Streben,
In Genügsamkeit und frohem Sinn
Sich zu veredeln, verschönern das Leben
Und zu erhöhen des Lebens Gewinn! —
Die Braut, die ist ganz nach Eurer Lehre,
Sie kommt aus dem ff. die Oeconomie
Des eitlen Tandes kann sie entbehren
Nur des Mannes Herz entbehrt sie nie.

Diogenes.

Das ist 'ne Frau, deren Lob ich verkünde,
Ist ihr Gemahl auch von so guter Art? —

Athener.

Der Bräutigam, der mit der weißen Binde,
Das ist ein Mann, so ganz apart.
Hätt er sonst solche schöne Wahl genommen? —
Sie passen zusammen, zwei Herzen, ein Schlag;
Und sind sie Beide nicht ganz vollkommen,
Vereint, unter des Hauses festem Dach,
Verbessert Einer des Andern Fehle
Und reiner und schöner wird Beider Seele! —

Diogenes.

So setz ich denn meine Laterne nieder
Und kehre in meine Tonne zurück,
Nehmt sie hin, ich brauche sie nicht wieder;

Ich wünsch Euch alles Heil und Glück:
Sie deute Euch Vorsicht in der Wahl der Freunde:
Erst leuchtet mit der Flamme in das Herz,
Der Menschen; sie wahr' Euch vor dem Feinde
Und vor der Täuschung bitterm Schmerz.
Denkt an Diogenes, den Weisen
Und seine Lehre, die Jedermann nennt:
Glücklich allein ist der zu preisen
Der nur geringe Bedürfnisse kennt!
Kommt dann mit Ungemach, Noth und Sorgen
Einst zu Euch prüfend das Geschick:
So trübt es nimmermehr Euren Morgen
Euch bleibt selbst in böser Zeit das Glück! —

Frau.

Nun kehrst Du zurück, zu Deiner Tonne,
Fürwahr, Du dauerst mich, mein Freund,
So allein zu stehn, ist doch keine Wonne,
Viel schöner lebt's sich doch vereint;
Du solltest Dich auch dazu bequemen
Und Dir ein liebes Weibchen nehmen! —

Athener.

Ja, nehmt hier ein Beispiel, Ihr Junggesellen
Und stellt solch' elendes Leben ein. —
Ich kann ein Urtheil drüber fällen
Seit diese Frau ich hier nenne mein.
Es ist ein jammervolles Treiben,
Unsicheres, schlechtes und hartes Loos,
So allein in einer Bude zu bleiben, —
Denn giebt solcher Tonne nur Jemand 'nen Stoß
(stößt die Tonne, daß sie trudelt)
So muß er sich drin herumkobolzen
Das wird das Loos aller Hagestolzen!

Frau.

Doch ein festes Haus, mit Familiensegen,
Das kann kein Sturm noch Wetter bewegen.

(Sie werfen Geschenke in die Tonne und rollen dieselbe vor die Füße des Bräutigams).

Diogenes.

Kein übles Ding ist's mit solcher Lieb —
Doch ist sie wider mein Princip! (Alle gehen ab.)

Glaube, Liebe, Hoffnung.



Die Hoffnung spricht:

Die Hoffnung werde ich genannt, — zwei Schwestern mich begleiten,
Die liebreich durch die Lebensbahn den Sterblichen geleiten, —
Wir liehen menschliche Gestalt, um vor Euch zu erscheinen,
Um unser Wünschen, unsern Rath dem Feste zu vereinen!

O ganz gewiß, Du junges Paar, hast Du mich schon empfunden,
Wenn ich das Herz Euch neubelebt nach kummervollen Stunden,
Wenn ich den schwachen Dämmerschein, der noch in Euch geglommen,
Zum hellsten Freudenlicht entfacht, als sei der Tag gekommen!

Wenn Ihr Euch fühltet so allein, in Einsamkeit verloren, —
Da haucht' ich leis' in das Gemüth, — und Ihr war't neugeboren, —
Der Trübsinn und die Schwermuth wich, viel heller ward's auf Erden,
Und meine Stimme rief in Euch: „Noch wird's zum Besten werden!"

Vor allem aber hab' ich stets, als höchsten Preis des Lebens,
Die Schwester hier (auf die Liebe zeigend) versprochen Euch, — und? harrtet Ihr vergebens?
Sie wohnt in Euch voll Seligkeit seit jenen Augenblicken,
Wo Ihr zum ersten Mal' Euch sah't mit steigendem Entzücken!

Die Liebe spricht:

Die Liebe bin ich! — Fühl't Ihr nicht in Euch mein mächtig Walten?
Ich war bei Euch von Kindheit an, in mancherlei Gestalten!
An Eurer Wiege saß ich oft, und wob Euch duft'ge Träume, —
Ich war's, die durch die Mutter sprach, — als rauschten Blüthenbäume.

Ich hab' Euch sanft hinausgeführt, den Frühling anzuschauen,
Ich zeigte Euch den hellen Mond, die Blümchen auf den Auen,
Ich war bei Eurem ersten Spiel mit holden Tändeleien,
Ich lehrte Euch das erste Lied, die Eltern zu erfreuen!
(Zum Bräutigam gewendet.)
Als Du ein kecker Knabe warst, in Deinen wilden Jahren,
Da hab' ich im Verborg'nen wohl gesucht Dich zu bewahren, —
Daß nicht der Jugend Ueberschwang den ernsten Sinn vernichte,
Daß er in richt'ger, schöner Bahn zum Wissensdurst sich richte!
(Zur Braut gewendet.)
Als Du die Puppe und das Spiel bei Seite mußtest legen,
Weil sich im knospenden Gemüth was Höh'res wollte regen, —
Da hab' ich Dich vorbei geführt an flücht'gen Eitelkeiten,
Da suchte ich zur Jungfrau Dich durch sitt'gen Ernst zu leiten!

Ihr habt mich Beide wohl geahnt, doch ohne mich zu kennen, —
Euch fehlte noch der rechte Laut mit Namen mich zu nennen, —
Ihr konntet das Geheimniß nicht mit frohem Herz entsiegeln, —
Euch fehlte noch ein ander' Aug' das eig'ne d'rin zu spiegeln!

Doch als die Zeit vollendet war, die Stunde nun gekommen, —
Da sah't Ihr Euch in stummer Lust, das Herz schlug wie beklommen, —
Da fandet Ihr den rechten Laut das Bündniß zu besiegeln, —
Da schaute Auge wohl in Aug', die Liebe d'rin zu spiegeln!
Der Glaube spricht:
Bescheiden tret' ich nun hervor, die Letzte von den Dreien,
Und will Euch Treu', und starken Muth, und festen Sinn verleihen, —
Der Glaube ist der sich're Stab, an dem Ihr möget wandeln,
Der Glaube leiht die Richtschnur Euch, nach der Ihr möget handeln!

Zwar ist der Glaube ohne Lieb' ein seelenlos Vollbringen,
Ein Kind der Furcht, das immerdar mit Zweifeln schwer muß ringen,
Doch Lieben ohne Glaube ist nichts als ein Rausch der Sinnen,
Der also schnell, wie er erschien, so bald auch weicht von hinnen!

Ja, Glauben und Vertrau'n allein die können hier auf Erden
Zu Gütern Eures holden Glück's und Eurer Liebe werden, —
Und wenn der Tod sich endlich naht, so seid Ihr nicht verlassen,
So wird der Glaub', die Hoffnung Euch mit weichem Arm umfassen.
Hoffnung.
Nun lebet wohl! verliert mich nicht! ich habe nie gelogen!
Glaube.
Geht Ihr an meiner sichern Hand, bleibt Euch das Glück gewogen!
Liebe.
Bin ich in Euch, — mögt Ihr getrost das Leben nun durchschreiten, —
Ich bin, — und war, — und werde sein, in alle Ewigkeiten!

Eine Blumenkönigin.



Euch allen Gruß, doch Dir zumal, die dieses Festes Königin! —
Aus dämmerstillem Waldesgrund trieb's mich verlockend zu Dir hin,
Die Blumen alle rund umher mich lächelnd zu Dir schweben sah'n,
Sie hatten längst errathen wohl, ich werde ihrer Schwester nah'n.

Daß ich der Blumen Göttin bin, das weiß ich, hast Du gleich erkannt,
Als meines Auges Freudenstrahl Dich hier, Du weiße Lilie, fand; —
Heil widerfährt den Sterblichen, wo sich ein Gott hernieder neigt,
So nun auch Dir, am heut'gen Tag, wo auf Dein Stern, die Liebe steigt!

Du hast die Kinder meiner Flur so recht geliebet immerdar,
Drum blieb Dein Herz auch blumenrein, sanftmuth'gen Sinn's und sonnenklar, —
Kein rauher Sturm entfärbte Dich, Dir lachte milder Lenzesschein'
So wird die Zukunft, glaub' es mir, Dir nur ein ew'ger Frühling sein!

Die Liebe kam, o Lilie mein — mit ihrem glüh'nden Sonnenstrahl, —
Da fühltest Du des Daseins Lust aufkeimen an Dir tausendmal;
Heil Dir, daß Du im weiten Wald die junge Eiche Dir erseh'n,
Denn Eiche grünt nicht nur im Lenz, sie wird im Herbste noch besteh'n!

Und daß Du recht gesichert blühst, so werde zur Liane bald,
Die mit der Ranken weichem Arm die Eiche innig rings umwallt, —
Sei ihr am Herzen dann zur Zier, entfalte auch Dein schönstes Blüh'n,
Sie ist Dein Schutz, wenn überm Haupt auch Wolken sich zusammenzieh'n.

Doch nun Ade, mein treues Herz Dir seinen besten Gruß entbot,
Und dieses Abends letzter Schein sei froher Zukunft Morgenroth, —
Zum Lebewohl nimm dieses hin und seine Deutung künde nun:
Mög jetzt und immerdar Dein Fuß auf Blüthen ohne Dornen ruh'n!" —

Die Poesie als Begleiterin des Lebens.

(Ein Festspiel zum Polterabend).



Als Geschenk hiezu zu überreichen:
Göthe's Faust, Pracht-Ausgabe mit Kupfern von Seybertz.

Personen:

Die Phantasie.	Der Versfuß.
Der Reim.	Der Gedanke.

Der Dichter.

Phantasiekostüme. Der Dichter mit Lorbeerkranz und Lyra.

Phantasie.

Du weißt, wie ungern ich ins laute Leben
Und Treiben dieser Welt mich mag begeben,
Und dennoch Schwester, hilft kein Widerstand;
Du leitest mich an Deiner trauten Hand
Auf Dir gewohnten schwindelichten Pfaden,
Gleich, ob zu Anderer Nutzen oder Schaden,
Gleich, ob ich selber sei an meiner Stelle
Zu der so oft und gern betret'nen Schwelle. —
Weißt Du auch wohl, daß, wo der leichte Scherz
Mit lächelnder Gewalt ein jedes Herz
Wie hier, sich rückhaltlos und ganz gewinnet,
Man mit der Phantasie nicht gerne sinnet?

Reim.

Fürwahr, ich glaubte Dich durch eine angemess'ne Reise
Zu meiner tollen, übermüth'gen Weise
Für heute wenigstens zu bekehren,
Doch wie sollt ein Thor solch einen Weisen belehren!
Vom Meister ward mir auf's Strengste befohlen,
Dich allsogleich zum Feste hierher zu holen
Aus jenen aetherischen, schwindlichten Höhen
Wo Dir es gewöhnlich beliebt umherzuwehen.
Ich suche Dich lange, und finde dicht unter den Sternen Dich schließlich
Du machst ein Gesicht, weiß Gott wie verdrießlich,
Doch endlich ließest Du Dich bewegen
Dein Sonntagsröckchen mit meiner Hülfe anzulegen,
Und unter meinem Schutz den weiten Weg zu wagen.
Aber meine Art zu reisen schien Dir nicht zu behagen:
Ich sprang von Berg zu Berg und hielt Dich fest am Arm,
Du aber, trauriger Pedant, Du wurdest nicht warm,
Und wie ich Dich nun in ein gastlich Haus abgesetzet,
Wo bessere wohl als Du sich oft ergötzet,
Ueberlegst Du empfindlich Frommen oder Schaden,
Ich glaube weil Du nicht schriftlich eingeladen.

Phantasie.

Nein, Schwester zügle jetzt den tollen Witz,
Gieb ernste Antwort mir auf ernste Fragen:
Weshalb hast Du vom sternennahen Sitz,
Der einzig meiner Seele mag behagen, —
Weshalb hast Du von meinen süßen Träumen,
Die, wenn sie nicht mehr faßt die eigne Brust,
Zu dieser Erde leuchtend niederschäumen,
Den Geist der Menschen segnen unbewußt
Und ihn zu höh'ren Sphären mächtig heben —
Weshalb hast Du dem Allen mich entfernt,
Weshalb mußt' ich zur Erde niederschweben
Die niemals recht mich würd'gen lernt?
Was soll ich hier in diesem lauten Saal?
Daß hier das einz'ge Licht, das meine Wahl,
Daß hier erscheint das süße Mondenlicht:
Der Kerzen heller Glanz erlaubt es nicht!

Reim.

Nun sag einmal Valet den Faseleien:
Laß draußen, die die Kerzen scheuen,
Bedenke wo Du bist und daß wir nicht allein.
Wirf Deine Blicke in den Saal herum
Auf dieses holde Paar steh' und verstumm.

Daß wir, die Andern all, in Deinen Augen
Nichts sind, nichts können und nichts taugen;
Und doch war ich zu Zeiten angesehen
Wo lang noch nicht an Dich zu denken war,
Noch jetzt, Du brauchst Dich nicht so stolz zu blähen,
Noch jetzt nimmt mein Gesetz man sorgsam wahr.
Ich kenne Jemand hier ganz in der Nähe
Den trieb die junge Liebe zum Gedicht,
Er reimte gut, hoch auf Gedankenhöhe
Doch legte auf die Form er auch Gewicht.
Man sagt das Gedicht habe große Wirkung gethan,
Denn morgen ist er des „Engels" glücklicher Mann!

Gedanke:

So hat er sich auch Dir, mein Freund, ergeben?
Ach, was für Täuschung soll ich noch erleben!
Hört nur: Ich komme aus meiner Residenz
Der Stadt der hohen und reinen Intelligenz,
Dort war ein junger Mann mir so ergeben
Das er in mir allein versprach zu leben.
Er studirte fleißig, nichts war ihm zu schwer,
Und als mein Günstling lernt er täglich mehr.
Wie fleißig hab ich seinen Geist geübt,
Daß er zu Manneskraft und Mannesstärke
Durch ernste Arbeit reif' und Geisteswerke.
Und es gelang! denn er gedieh zu meiner Freude,
Er ward verständ'ger stets, ward stark und gut,
Und endlich hub er an und sprach: „Ich scheide,
„O Göttin, wenn auch nicht aus Deiner Huth,
„So doch vom Schauspiel meiner Kinderspiele
„Von meiner Eltern liebem, trautem Haus —
„Ich folge kühn dem mir gesteckten Ziele,
„Und zieh, von Dir gesegnet, in die Welt hinaus!"
So ging er nach Berlin — ich ließ ihn stille ziehen
Denn hier war mir ein Mädchen wohlbekannt
Dem so wie ihm der Gaben viel verliehen,
Reich war an Tugend sie, reich an Verstand.
Sie liebt es stets allein zu sein, zu denken,
Und von der Erde der Gedanken hohen Flug
Auf Ewiges und Göttliches zu lenken,
Erhaben über Täuschung, über Trug.
Und diese Seele hatt' ich ihm erkoren,
Sie sollte seinen Geist in Ordnung halten —

Doch sind die Pläne eitel — vom Weisen bis zum Thoren —
Wie bald sollt Alles anders sich gestalten!
Hört nur: Ich arrangire eine Landparthie
Die jungen Leut' einander da zu zeigen,
Damit dann fürder ohne Müh'
Die Geister sich in reinster Freundschaft neigen,
Damit sie dann, wann sie nur Neigung spürten,
In meinem Schutz platonisch philosophirten.
Doch ach! in welche Hände hatt' ich ihn gegeben!
Der Kopf war ihm ganz eingenommen
Ich mußte eiligst mich jetzt fortbegeben

(Zur Phantasie:)

Du Schwester, fandest dort ein Unterkommen. —
Und doch — Du bist's, der ich am liebsten weiche
Ich zürne nicht, denn auch in Deinem Reiche,
Ich wette, hat er sich gar gut gerirt:
Es war ja eine reine Hand die ihn dahin geführt!
Ich weiß, Du ziehst sonst gern ins Herze ein,
Doch diesmal konntest Du dort nicht hinein,
Denn so bescheiden auch, so zart und mild,
So spröde auch das liebe Mädchen war,
So war sein Herz von ihrem theuren Bild
Doch völlig eingenommen, ganz und gar,
Für unsereins war nirgends eine Stelle.
Wir wichen gern; Du bliebest an der Schwelle;
Ich aber zog hin in die weite Welt
Und suchte mir derweilen einen andern Held;
Doch endlich ward ich jäh herbeigerufen:
„Komm, beide stehn an des Altares Stufen!" —

(Pause.)

Ihr habt mich zwar arg genug behandelt,
Doch weil sich Alles auf der Erde wandelt,
Und weil Ihr nun so Ernstes unternehmet,
Weil Ihr mir lieb wie vordem immer seid; —
So weiche, was die frische Kraft Euch lähmet,
Seid zum verständigen Thun mit mir bereit!

(Die Musik fällt ein, und begleitet die folgenden Verse bis zum Auftritt des Dichters.)

Ich will des Hauses sichern Grundstein legen,
Und Eures Geistes Werk mit Liebe hegen.

Phantasie.

Ich will die Bogen kühn gewölbet schlagen,
Auf der Begeistrung Fittig Euch zum Himmel tragen.

Ein kleiner Rattenfänger.

Bei Ueberreichung einer Mausefalle.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Der Eure künft'ge Speisekammer
Bewahren will vor allem Jammer.
Und wären Mäuse noch so viele,
Und wären Ratten mit im Spiele,
Ihr fanget sicherlich sie Alle
Mit dieser kleinen Mausefalle.

Ein kleiner Schornsteinfeger.

(Von Nerbeau.)

(Tritt mit einem Besen und einer Leiter in der Hand auf).

Vivat, Pärchen! Du sollst leben
Immer glücklich froh und frei,
Und mein Handwerk auch daneben —
Dies mein erster Wunsch heut sei. —

Freudig werd' ich stets Dir dienen,
Wenn der Oefen Rauch Dich quält,
Wenn verstopft die Kochmaschinen —
Schicke nur, wenn Dir's gefällt!

Doch zu Haus bin ich nur selten,
Bin beständig auf dem Platz,
Nimm deßhalb — Du wirst nicht schelten —
(den Besen überreichend)
Meinen Besen zum Ersatz.

Was an Ruß die Röhren füllet,
Was an Sorg das Leben schwärzt,
Was an Leid die Stirn verhüllet,
Alles wird mit ausgemerzt.
Brauch' ihn lange, kehre heiter
Stets hinaus das Mißgeschick.
(die Leiter überreichend)
Und mit Hülfe dieser Leiter
Steig empor zum wahren Glück!
Und wenn nichts dem Uebermuthe
Deiner Kleinen wehren kann,
Kommt mit einer großen Ruthe
Merk' es Dir — „der schwarze Mann!"

Gärtner oder Gärtnerin überreicht den Polterabendkranz.

Wenn auch der Frühling noch nicht erwacht,
Still schlummert in dunkler Erde,
Und verträumet die lange Winternacht,
Bis einst er spricht sein „Werde".

Doch unbeirrt, ob's draußen schnei't,
Ob der Himmel ist trübe verhangen,
Treibt Blüthen das Herz, wenn seine Zeit
Zum Blühen hat angefangen. —

Auch Dir, mein rosig Mägdelein,
Das Herz steht reich in Blüthe:
Dein Auge ist voller Sonnenschein,
Weil Liebe Dich durchglühte.

Du freu'st Dich heut zum letzten Mal,
Ein Mädchen, mit uns Andern,
Um bald, mit dem Manne Deiner Wahl,
In ein neues Leben zu wandern.

Drum, ehe noch das Myrtenreis
Als Braut Dich uns entführet,
Sei einmal noch, nach Mädchenweis'
Mit diesem Kranz gezieret.

Die Rosen mögen Sinnbild sein
Von den frohen Jugendtagen;
Und ihrer Blätter grüner Schein
Von künftiger Hoffnung Dir sagen.

Von froher Hoffnung auf Lebensglück. —
Von Wahrheit-gewordenen Träumen, —
Von treulicher Liebe Sonnenblick, —
Vom Himmel in irdischen Räumen!

Erlaube dem Gärtner (der Gärtnerin) diesen Kranz
Dir auf's bräutliche Köpfchen zu drücken,
Und mit dem schillernden Blumenglanz
Dich noch einmal, als Mädchen, zu schmücken! —

Bei Ueberreichung einer Fruchtschale mit wirklichen Früchten.

Wenn Liebe ihre Hand der Liebe schenket
Zum schönen Bunde für das ganze Leben,
Von zweien Herzen, jedes so demüthig denket,
Sich selbst zu opfern, sei geringes Geben!

Dann ist bei solchem Bund die rechte Weihe:
Ein Himmelsschein wird Alles sanft verklären,
Leicht trägt sich Leid, weil tragen hilft die Treue,
Und Treue treulich bis zum Tod muß währen!

Die Freunde nah'n mit ihren Liebesgaben,
Daß, neben Liebe, Freundschaft sei erhalten;
Für Jeden soll't Ihr ein Erinnern haben,
Wie Euer Leben auch sich mög' entfalten!

So will auch ich Euch dies Gedenken reichen:
Die reifen Früchte Euren Frühlingstagen, —
Von alter Freundschaft seien sie ein Zeichen,
Ein Sinnbild auch von Eurer Zukunft Tagen! —

Eine Tyrolerin mit einem kleinen Waarenballen.

Grüß Gott! — Wohlauf mein schmuckes Paar,
Vor allem, nettes Dirn'l, Du, —
Für ein' and' g'schaffen, — daß sieht man klar,
Und thät' man beide Aug'n zu!

Was i hier schaff'? — Und was i bin?
I merk', wie Euch die Frag'n brennt!
Na schaut, — a hübsch Tyrolerin
Man allerwegen mich benennt!

Mein Schatzerl weiß auch von zu sag'n,
Der ließ mi garnit gerne zieh'n,
Doch, muß i nit mei' Kram austrag'n,
Daß i a'n Heirathsgut verdien'?

Mein Bua jodelt überm Thal,
Sein Stutzerl manchen Gamsbock zwingt;
Und komm' i heim nur erst amal,
Auch unser Hochzeitsreigen klingt.

Derweil, wenn i so fern von Haus
Mit einem Pack zu Markte geh',
Schlagt mir d' Freud' zum Herzen 'naus,
Wann i so Liebesleute seh'!

Und wann mir's g'fällt das frische Paar,
Wird's Bänd'l munter aufg'macht,
Und a fein's Händ'l, licht und klar,
Hab' zum Gedenken i gebracht.

So nehmt's, — und bleibt mir hübsch g'sund,
Und, wie die Alp', in Treue fest!
Da bräch' wohl ein das Erdenrund,
Eh' die von meiner Heimath läßt!

Und wo d' Lieb' nur im Herzen bleibt,
Zieht g'schwind vorüber Gram und Noth,
Wenn's Mißglück auch sein Wesen treibt,
Denn d' Lieb' ist stärker als der Tod!

Nun Gott befohl'n Ihr mit 'nand',
Zeit eilt wie Wind, das merk' i wohl,
Und wenn Ihr glücklich Hand in Hand,
Gedenkt auch mein, vom Land Tyrol!

Goldschmied
(der im mittelalterlichen Kostüm einen silbernen Pokal überreicht).

Wie aus des Chaos stürmischen Gewalten
Sich eine Welt von holden Wundern ringt,
Und wie des Feuers urvulkanisch Walten
Das spröde Erz zu glühndem Flusse zwingt,
Bis dann ein still beschwichtigend Erkalten
Das edle Gut in feste Formen bringt:
So wird der Neigung heilig schöne Blüthe
Durch Sturm und Drang geläutert im Gemüthe.

Das edle Erz zu fördern aus dem Schachte
Der Bergmann trotzte Wetter und Gefahr,
Und als er's dann mit Glück zu Tage brachte,
Da bot er formlos es dem Goldschmied dar.
Der aber reiflich erst die Form bedachte,
Kunstreich zu ehren ein beglücktes Paar,
Darauf begann durch lange Tag und Wochen
Ein emsiges und leis gestaltend Pochen.

Und wie nun edle Form das Erz gewonnen,
Und spiegelt sich im Lichte hell und klar,
Da hat der Goldschmied reiflich nachgesonnen,
Wem er als Weihgeschenk es brächte dar.
Doch alsobald der Zweifel ist zerronnen,
Er denkt an ein geliebtes, bräutlich Paar,
Dem will er selber bringen es zu Händen,
Zu fröhlichem Gebrauch es zu verwenden.

Mag denn das Glück Euch stets den Becher reichen,
Den Ueberfluß zum vollen Rande füllt,
Mag nie Zufriedenheit je von Euch weichen,
Sei jeder Wunsch, jed' Sehnen Euch gestillt;

Sei dies Geschenk hier Euch ein Liebeszeichen,
Daß Euer Glück mir über Alles gilt.
Und werdet Ihr zum Trunk den Becher schwenken,
So wollt des Gebers liebevoll gedenken.

Schornsteinfegerknabe.

(Für ein Mädchen von 11 bis 13 Jahren.)

Ich komme hier vorbei geschoben
Und schaue ganz von Ungefähr,
Wie immer, nach dem Schornstein oben,
Da seh' ich's qualmen gar so sehr.

Ei, denk' ich, Vorsicht kann nicht schaden,
Und komme schnell herzugerennt,
Und kucke durch die Fensterladen,
Ob es auch etwa hier nicht brennt.

Da hör ich drinnen Scherz und Lachen,
Und denk' hier geht's in Saus und Braus,
Will drum nicht blinden Lärmen machen,
Und laufe erst zur Köchin 'raus.

Die Köchin spricht: es thut schon brennen,
Doch hat's kein Schaden angericht',
Wollt' ich Dir auch das Feuer nennen,
Das kennst Du liebe Unschuld nicht.

Da irrt die Köchin sich indessen,
Ich hörte von dem Feuer schon,
Die Meistrin sprach erst jüngst beim Essen
Gar Hübsches mancherlei davon.

Sie sprach: wenn sich zwei Leute lieben,
Da brennt's im Herzen lichterloh, —
Ich war vor Staunen starr geblieben,
Jetzt weiß ich wohl, man sagt nur so.

Doch möcht ich so ein Pärchen kennen,
Dem solch ein Wunder wohl geschah.
Sind hier die Zwei, die ganz verbrennen? —
Ei wirklich, ja wahrhaftig da!

(zur Braut gewendet.)
Ach, was für schönes Feuer funkelt
Aus diesem Augenpaar heraus,
Bald lichterloh, bald halb verdunkelt,
Ei das nimmt sich gar lieblich aus.

Und da der Bräutigam daneben
Sieht auch nicht drein wie'n Zopf von Eis,
Ihm war gewiß in seinem Leben
Noch nie ums Herz so wohl und heiß.

(verlegne Pause.)
Wenn ich nur jetzt zu sagen wüßte
So recht was Kluges mit Geschick,
Daß es gar herrlich klingen müsste,
Von: Freude, langes Leben, Glück!

Ich aber bin ein dummer Junge,
Verstehe mich darauf nicht recht,
Den Besen führ' ich, mit der Zunge
Weiß ich Bescheid nur herzlich schlecht.

Drum nehmet hin statt aller Worte
Hier meinen lieben Besen hin,
(er überreicht einen Besen, der ein eleganter Staubwedel sein kann.)
Er mahne Euch an jedem Orte
An treuen Schornsteinfegersinn.

Und werd' ich hier die Esse kehren,
Will ich vor Freuden Hoho schrein,
Und — Meistrin soll's mir nicht verwehren, —
Auch in Gedanken Bräut'gam sein!

Dramatische Darstellung

von

Charaden, Gesellschaftsspiele und Räthsel.

Dramatische Charade.

Atelier.

Erste Sylbe A wird durch einen Tanz dargestellt, in welchem die sich gegenüberstehenden Paare am Schlusse so gruppiren, daß sie bei der Verneigung die Köpfe zusammenbringen, sich die Hände reichen und hiermit die Gestalt des betreffenden Buchstabens darstellen.

Zweite Sylbe tel. Es wird die Wachsfigur des Tell vorgeführt und mit folgender humoristischen Erklärung begleitet.

Wilhelm Tell.

Diese Figur stellt den Schweizer Koffäthen und Bogenschützen Wilhelm Tell dar, welcher sich dadurch berühmt gemacht hat, daß er auf einem damals nicht ungewöhnlichen Wege der Befreier seines unter östreichischem Joche schmachtenden Vaterlandes geworden ist. Dadrum haben auch habsburgsche Geschichtschreiber Tellen die Existenz abgesprochen, grade wie es später Garibaldi'n gehen wird, wenn ihm Oestreich überlebt. Tell war zwar von Natur ein schlichter Bauer, er muß aber eine gute Erziehung genossen haben, wie aus den schönen Reden hervorgeht, welche Hendrichs gehalten hat. Auch war er verheirathet und hatte verschiedene Kinder, unter welchen sich eins männlichen Geschlechts dadurch auszeichnete, daß ihm sein Vater einen Apfel vom bloßen Kopfe schoß. Dieses geschah nämlich so: Tell Vater ging eines schönen Morgens zu Markte nach Altdorf, wo damals der östreichsche Landvogt v. Geßler residirte. Dieser Mann hatte, um die Schweizer zu ärgern, seinen Hut auf eine Stange stecken und daneben den Befehl littfassen lassen, daß Jeder sich vor seinem Hute eben so entblößen sollte wie vor ihm selber. Als Tell dieses bemerkte, wurde er empörend über der Insolvenz des Landvogts, sondern that als wenn er nichts sähe und ging bedeckten Hauptes vorbei. Aber er wurde sogleich von der Wache arretirt und vor Geßlern geschleppt, der ihn für der begangenen Contravention dadurch bestrafte, daß er seinem anwesenden Sohne auf 80 Schritt Distanz einen Apfel vom Kopfe schießen sollte. Tell, welchem dieses als Vater nicht gleichgültig sein konnte, legte sich nun auf's Bitten, aber es half ihm nichts bei dem grausamen Landvogte, er mußte losschießen, sagte aber etwas dabei. Als der Apfel nun richtig 'runtergeschossen und Tell mit seinem glücklich davongekommenen Sohne abgehen wollte, fragte ihm der Landvogt, was er denn vorher gemurmelt hätte; wodrauf Tell die kühne, aber unvor-

flüchtige Antwort gab: Hätt' ich meinen Sohn getroffen, so war der zweite Pfeil vor Dir. — So? sagte Geßler, Du scheinst mir ein gefährliches Subjekt zu sein; Mannen, ergreifet ihn! Dieses geschah, der Kleine lief nach Hause zu Muttern, Tell aber wurde in Eisen gelegt und auf einem Schiffe gebracht, wo ihm Geßler eigenhändig auf einer Festung am Luzerner See bringen wollte. Aber kaum waren sie auf das Wasser, als ein fürchterlicher Sturm losbrach, was Geßlern so bange machte, daß er Tellen, der als der beste Schiffer im Lande bekannt war, um Gotteswillen bat ihm zu retten und ihm dafür eine angemessene Belohnung versprach. Tell dachte bei sich: So muß es kommen, steuerte an dem Ufer, sprang hast Du nicht gesehen an's Land und stieß den Kahn zurück, daß sie ihm nicht verfolgen konnten. Dadrauf versteckte er sich in einer hohlen Gasse bei Küßnacht, lauerte daselbst mit Mordgedanken auf Geßlern, der nicht eher ankam, als bis Tell mit einem sehr schönen Monolog fertig geworden war. Der grausame Landvogt brütete eben zu Pferde über neue Missethaten, als ein Pfeil unbekannter Weise daher geflogen kam und ihm durch die Brust hinten zum Rücken herausging. Als Geßler dieses bemerkte, beschränkte er sich auf die tiefgefühlten Worte: Das ist Tell's Geschoß — und starb. Dadurch wurde die Schweiz von diesem Ungeheuer und anderen Oestreichern befreit, worauf Wilhelm Tell noch lange Jahre vergnügt im Schooße seiner Familie lebte.

Dritte Sylbe **lier.** Dargestellt in gleicher Weise wie die vorhergegangene in der Figur des Lear.

König Lear.

Hier m. H. sehen Sie einen längstverflossenen englischen Monarchen, Namens Lear, welcher sich dadurch ausgezeichnet hat, daß er durch eine unnatürliche Verblendung, so wie durch zwei derartige Töchter unglücklich geworden ist. Er hatte nämlich deren Drei (Söhne keine) und wollte eines Tages gern wissen, wie lieb ihn diese Töchter eigentlich hätten. Als er sie nun zu diesem Zwecke öffentlich befragte, antworteten die beiden Aeltesten, Namens Recha und Jonerille, in den schönsten Redensarten, sie hätten ihn so über alle Maßen lieb, daß sie ihr Blut und Leben und alles Mögliche für ihn vergießen könnten. Die Jüngste aber, welche Korbelchen hieß und etwas kleiner von Statur war, sagte: sie könnte eigentlich gar nichts sagen, denn sie hätte ihren Vater so lieb, wie es ihre verfluchte Schuldigkeit als Kind und als Mensch wäre, und weiter nichts. Anstatt über diese Antwort nachzudenken, gerieth der verblendete König darüber in solchen Zorn, daß er augenblicklich das Königreich unter die beiden ältesten Töchter vertheilte, die Jüngste aber ohne alle Barmherzigkeit und sonstige Mitgift verstieß. Kaum aber war dieses geschehen, und Recha und Jonerille hatten jede ihren Thron bestiegen und sich verheirathet, so zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt. Lear wollte nämlich abgedanktermaßen abwechselnd bei seinen Töchtern wohnen und hatte sich freie Kost und Logis, verbunden mit anständiger Behandlung von ihnen ausbedungen; aber statt dessen knapsten ihm die undankbaren Töchter einen Bedienten nach dem andern und eine Schüssel nach der andern ab, so daß er es am Ende nicht mehr aushalten konnte, sondern in einem an Wahnsinn grenzenden

Zustande unter Hinterlassung seines Fluches das Schloß verließ und bei einem Wetter, in dem man keinen Hund herausjagt, seine Zuflucht in einem Walde suchte. Jetzt erkannte der unglückliche Greis seine Thorheit, wurde aber darüber ganz verrückt und irrte nun lange Zeit unbekannter Weise in Wäldern und Gegenden umher, bis er endlich einstens von einem alten Diener aufgefunden und an den Hof seiner jüngsten Tochter, der ehemals verstoßenen Cordelia, gebracht wurde. Dieser würdigen Person war es nämlich unterdessen nicht so schlecht gegangen, wie es ihr Vater mit ihr vorhatte, es hatte sich nämlich der damalige König von Frankreich, ein junger gefühlvoller Mann, in sie verliebt und sie, trotz ihrer Verstoßenheit geheirathet. Jetzt nahm nun die gute Tochter ihren unglücklichen Vater mit Rührung und Liebe auf und durch reichliche Pflege fand sich auch bald sein Verstand wieder ein.

Nun schlug aber für die beiden Rabentöchter Recha und Jonerille die verdiente Stunde der Bestrafung, denn der König von Frankreich zog mit einer großen Armee nach England, schlug die Truppen seiner Schwägerinnen, worauf diese Letzteren nach verschiedenen vergeblichen Missethaten, theils durch Vergiftung theils durch dem Schwerte ihren Tod fanden. Was nachdem noch weiter passirt ist, weiß man nicht gewiß, aber man kann es sich denken, denn nach dem Wege der Moral muß die rechtschaffene Tochter Cordelia alleinige Königin von England geworden sein und ihren Vater so wie übrige Familie noch recht glücklich gemacht haben. Uebrigens ist der König Lear hier in dem Moment dargestellt, wo er im Begriff ist, seinen Verstand zu verlieren, den er nachher mit Mühe wiedergefunden hat.

In gleicher Weise beliebe man folgende Aufgabe zu ferneren Darstellungen zu benutzen:

Bandschleife. (Band — Schlei — Fee.) Schachtel. (Schach — Tell.) Käsebier. (Räuberhauptmann: Käse — Bier.) Madeira. (Made — ira: ça ira: Revolutionslied.) Romantisch. (Roman — Tisch.) Restroy. (Rest — roi.) Nachtigall. (Nacht — i — Gall: Urheber der Schädellehre.) Bauernfeld. (Bauern — Feld.) Periode. (Peri — Ode.) Culminationspunkt. (Culm — Mina - Nation - s - Punkt.) Palmsonntag (Palm: (Buchhändler: Sonntag: Hennriette S.) Moorgarten. (Schlachtfeld.) (Moor — Garten.) Rosenkreutzer. (Rosen — Kreutzer.) Roßbach. (Roß — Bach.) Marketender. (Marke — Tender (an der Locomotive.) Posamentier. (Po — Samen — Thier.) Generalzeugmeister. (Jener — ahl — Zeug — Meister).

Dramatische Darstellungen von Sprüchwörtern

Aus den Augen, aus dem Sinne.

Ein liebendes Paar sitzt kosend beisammen. Nach einiger Zeit deutet sie an, daß sie scheiden muß. Er sucht sie zurückzuhalten, bittet, sie möge noch bleiben.

Sie erwiedert, sie werde erwartet, sie müsse gehn und nach zärtlichem Abschiede trennen sich Beide. Er folgt ihr mit dem Blicke und drückt durch Zuwerfen von Kußhändchen seine Neigung zu ihr aus. — Sie entschwindet seinem Blick, indem sie um eine Ecke biegt; er bleibt noch einige Zeit stehen, wendet sich dann nach der entgegengesetzten Seite, von welcher her eben ein anderes schönes Mädchen kommt; auf diese geht er zu mit allen Zeichen inniger Zuneigung und Liebe, welche schließlich in Kuß und Umarmung enden.

Man dramatisire folgende Sprüchwörter.

Ein Lügner muß ein gut Gedächtniß haben.
Eine Hand wäscht die andere.
Hunger ist der beste Koch.
Jedem Narren gefällt seine Kappe.
Wer die Tochter haben will, hält's mit der Mutter.
Gebrannte Kinder scheuen das Feuer.
Ein hungriger Bauch hat keine Ohren.
Große Prahler, schlechte Zahler.
Auf Regen folgt Sonnenschein.

Reimspiel.

Es werden soviel Blättchen reines Papier, als Spiel-Theilnehmer vorhanden sind, unter die Gesellschaft vertheilt, auf welches ein jeder an der Endseite 4, 6 oder mehr Endreime hinschreibt. Die Reime können beliebig so gestellt werden, daß dadurch eine bestimmte Versform bedingt wird: z. B.

. . . . Gletscher	. . . . . Seife
. . . . Rötscher	. . . . . Schatz
. . . . wässrig	. . . . . Schleife
. . . . Essig.	. . . . . Ratz.

Sind die Blättchen alle mit Reimen versehen, so übernimmt ein Mitglied das Geschäft sie einzusammeln und derartig zu vertheilen, daß ein jeder ein anderes, als das selbst geschriebene Blatt erhält. Mit den angegebenen Reimen verfaßt ein Jeder ein Gedicht und überreicht es dem Einsammelnden, der, nachdem Alle mit ihren Aufgaben fertig geworden, der Reihe nach die Gedichte der Gesellschaft vorliest, welche dann die Verfasser zu errathen sucht.

Versspiel.

Ein Blättchen Papier, auf welchem die Gesellschaft gemeinschaftlich ein Gedicht verfassen will, macht zu diesem Spiel die Runde. Das Gedicht enthält so viel Zeilen als Mitspielende sind; ein Jeder derselben schreibt auf das Blatt einen Vers, knifft darauf das Blatt um, daß der Nachbar denselben nicht lesen kann, und reicht, nachdem er seinen Vers geschrieben, es weiter an seinen Nachbar. Nachdem das Blatt die Runde gemacht hat, wird das fertige Gedicht vorgelesen. Oft

ist es ein Conglomerat unzusammengehöriger Dinge, nicht selten aber fügt der Zufall, daß das wunderliche Product geheimen Sinn hat. Meistens wirkt das bunte und durcheinander geworfene Zeug sehr belustigend.

Pantomimisches Reimspiel.

Die Mitte der in einem Rundkreise sitzenden Gesellschaft bleibt frei. Durch das Loos wird derjenige bestimmt, welcher das Spiel beginnen soll. Dieser Erste nennt seinem Nachbar zur Rechten ein Wort, auf welches sich schwer ein Reim finden läßt. Dem Nachbar ist damit die Aufgabe gestellt, ein Reimwort auf das ihm zuertheilte zu finden, dies aber von der Gesellschaft durch pantomimische Darstellung errathen zu lassen.

Spricht er dabei das Wort aus, oder gelingt ihm seine Darstellung nicht, so erlegt er ein Pfand.

In dieser Weise setzt sich das Spiel von links nach rechts weiter fort; der nächste Nachbar giebt ein anderes Wort und dieser läßt seinen Reim durch Pantomimen errathen.

Zeitungs-Spiel.

Die versammelte Gesellschaft will ein Zeitungsblatt herausgeben; entweder ein Tageblatt, welches die Vorfälle des heutigen Tages, die Vorgänge in der Abendgesellschaft zum Gegenstande hat, und somit die humoristische Ausschmückung und heitere Entstellung derselben der freien Erfindung des Gesellschaftskreises anheim giebt, oder ein humoristisches satyrisches Blatt, dessen Inhalt Epigramme, Witze, (und wo talentvolle Zeichner in der Gesellschaft sind, auch Zeichnungen) bildet.

Die Gesellschaft einigt sich über den Titel des Blattes, und wählt danach sich einen Chef-Redacteur. Alle übrigen Mitspieler sind Mitarbeiter der Zeitung, von denen Jeder die Aufgabe hat einen Beitrag für das Blatt zu liefern. Zu diesem Zwecke werden weiße Blättchen Papier unter dieselben vertheilt. Die Mitarbeiter vertheilen unter sich besondere Abtheilungen; der Eine wählt den Politischen Theil, der andere Local-Nachrichten, der dritte Allgemein-Unterhaltendes; der vierte: Musik, der fünfte Theater, der sechste Literatur; Ein Anderer verfertigt Inserate. Wer seinen Beitrag fertig hat, übergiebt ihn dem Chef-Redacteur, welcher die Beiträge zusammenstellt, seiner Folge nach auf einen großen Bogen klebt und nach Vollendung des Blattes, mit seinen eigenen Bemerkungen versehen, die Zeitung der Gesellschaft vorliest.

Zeichnenspiel.

Jeder Theilnehmer empfängt zu dieser scherzhaften Unterhaltung ein Blättchen Papier, auf welches ein Portrait in ganzer Figur gezeichnet werden soll. Oben beginnend zeichnet Jeder den Kopf, knifft das Papier, wo die Zeichnung aufhört, um, damit es nicht zu sehn ist, und reicht es seinem Nachbar zur Rechten, welcher nun den Oberkörper mit beliebigem Costüm zeichnet; der dritte, welcher das Blatt empfängt, zeichnet Unterkörper bis zu den Knien, der vierte Beine und Füße, der fünfte schreibt den Namen der Person, welche die Zeichnung darstellen soll, der sechste schreibt ein Motto darunter oder ein Gedicht, in welchem er die Person besingt. Am Ende wird die komische Figur, an welcher jeder, ohne das Werk seines Vorarbeiters zu kennen, gezeichnet hat, zur Belustigung herumgereicht. Unter Künstlern und Dilettanten der Zeichnenkunst kann dies Spiel sehr humoristisch wirken.

Briefspiel.

Nachdem so viel Briefbogen unter die Gesellschaft vertheilt sind, als sie Theilnehmer des Spiels zählt, bricht ein Jeder den erhaltenen Bogen in Briefformat zusammen, schreibt in das Innere den ungefähren Inhalt des Schreibens wie z. B. Mahnbrief, geheime Stoßseufzer, Liebeserklärung, Gratulation, auf das Aeußere aber die Adresse des Empfängers. Letzterer, wie Absender können auf die Namen von Bekannten, Spieltheilnehmer Bezug nehmen, wenn nicht direct, so unter leicht verständlicher Veränderung derselben oder einer carrikirten Bezeichnung, aus dessen Andeutung auf bestimmte Eigenschaften der gemeinte zu errathen wäre; fingirte Namen wie z. B. Cäsar von Zierl auf Dummerwitz u. s. w.

Diese Briefe werden vertheilt, so daß jeder Theilnehmer ein anderes Couvert als das eben selbst beschriebene erhält. Ein Jeder verfaßt dem ihm vorgeschriebenen Inhalt gemäß eine Zuschrift, welche seiner humoristischen und satyrischen Improvisation freien Spielraum gewährt und die Briefe werden nunmehr zur Erheiterung der Gesellschaft in ihrem bunten Inhalt vorgelesen.

Räthselspiel.

Das Loos bestimmt denjenigen aus dem Spielkreise, welcher ein Wort, das bei verschiedenem Gebrauch mehrfache Bedeutungen hat, errathen soll. Derselbe verläßt das Zimmer, so lange sich die Gesellschaft über das zu wählende Wort beräth und erscheint, wenn er unterrichtet wird, daß die Berathung vorüber ist. Hat man ein Wort mit verschiedenen Bedeutungen gefunden, so theilt sich die Gesellschaft in soviel Partheien, als das Wort verschiedene Bedeutungen hat, und jede Parthei verpflichtet sich, bei ihrer Antwort nur die ihr zugetheilte Bedeutung festzuhalten.

Der Rathende darf nur folgende drei Fragen thun: Wie lieben Sie es? — Wo lieben Sie es? — Warum lieben Sie es?

Hat er aus den ihm hierauf ertheilten Antworten das Wort errathen, so bezeichnet er den Antwortgeber, bei welchem er auf die Lösung gekommen ist; diesen trifft die nächste Aufgabe.

Wir geben hier eine Anzahl zu diesem Spiel geeigneter Aufgaben:

Wörter mit drei- oder mehrfachen Bedeutungen: Stein (Mineral, Gewicht, Staatsmann), Ring (Ringkreis, Fingerring, Schriftsteller), Kreutzer (Münze, Fahrzeug, Componist), Atlas (Landkartensammlung, Gebirge, Kleiderstoff, der Riese, nach der Mythologie die Erdkugel tragend, der König), Strauß (der Vogel, der Blumenstrauß, der Componist, der Kampf, der Verfasser des „Leben Jesu"), Hof (des Königs, Bauernhof, der Hof am Monde), Umschlag (eines Buches, des Wetters, ein ärztlich verordneter Umschlag), Bach (der Fluß, der Componist, der Oestr. Exminister), Staar und Stahr (der Vogel, die Augenkrankheit und der Schriftsteller Adolf St.), Gericht und Gerücht (Essen, Stadtgericht und die Kunde), Freytag (der Wochentag, der Gefährte Robinsons, der Dichter Gustav F.), Händel (der Zwist, Componist, wienerisch Hähndel für Huhn).

Wörter mit zwei Bedeutungen: Saphir. Leine. Schild. Pinsel. Lampe (der Hase). Stahl. Analyse (Annaliese). Umstand (Jägerausdruck). Bank. Simson. Stiehl und Styl. Himmel (der Componist). Au (Wehgeschrei und Blumenau). Wichse. Schloß. Angel. Kameel. Ofen. Hut und Huth. Paris (mythologisch). Ida (der Berg). Messer (der Wärmemesser).

Räthselspiel.

Das Loos bestimmt den Rathenden, welcher das Zimmer verläßt, während die Gesellschaft sich über die Wahl eines Gegenstandes einigt, dessen Bezeichnung durch die Fragen, welche nur lakonisch mit ja oder nein beantwortet werden dürfen, errathen werden soll.

Der Rathende muß mit logischer Schärfe zu Werke gehen, da er leicht irregeleitet und von der regelrechten Straße, welche zur Lösung führt, abkommen würde. Er muß von den umfassendsten und weitesten Begriffen ausgehen und auf stets engere Begriffe kommen. Die Gesellschaft wählt womöglich einen recht speciellen Gegenstand, dessen Errathen leichter als allgemeine Begriffe sind; ebenso, da ihre Antwort auf Bejahung oder Verneinung beschränkt ist, muß sie besonders präcise die Begriffe kennen, um dem Errather seine Aufgabe nicht zu erschweren.

Die Fragestellung des Rathers würde ungefähr eine derartige Reihenfolge haben:

1) Ist der zu errathende Gegenstand ein abstracter Begriff?
2) Ist es ein Gegenstand aus dem Naturreiche?
3) Hat die menschliche Hand seine ursprüngliche Gestalt verändert?
4) Dient er zum Nutzen des Menschen?
5) Gehört er ursprünglich dem Pflanzenreiche an? oder dem Thierreiche? oder dem Mineralreiche u. s. w.

Räthselspiel mit Sprüchwörtern.

Die einzelnen Worte eines Sprüchworts werden unter die Theilnehmer vertheilt, wodurch einem Jedem die Aufgabe erwächst, das erhaltene Wort in die Antwort einzuflechten, welche er auf des Rathenden Frage giebt. Man hüte sich sowohl einen besonderen Accent auf das betreffende Wort zu legen, als auch die Absicht zu verrathen, gerade dasselbe anzubringen, suche vielmehr den Frager durch Accentuation und Einflechtung von Wörtern, welche einem andern recht bekannten Sprüchworte entnommen sind, auf eine falsche Fährte zu locken, oder antworte in recht weitschweifiger Rede, in der sich das richtige Wort gut verstecken kann. Der Rathende kann beliebige Fragen stellen, doch nur an jeden Spieltheilnehmer eine einzige, und muß, verfehlt er die Lösung, noch einmal rathen oder im anderen Falle die Person, bei deren Antwort er die Lösung traf, nennen; letztere ist bestimmt, die neue Aufgabe zu lösen.

Naturgeschichtliches Räthselspiel.

Es soll in der im Kreise versammelten Spielgesellschaft ein Wort, welches dem Naturreiche entnommen ist, errathen werden. Zu diesem Zwecke hat ein Mitglied bereits das Zimmer verlassen und die Gesellschaft einigt sich über die Wahl des Wortes, zu gleicher Zeit aber auch über die consequente Eintheilung und die Trennung der verschiedenen Kategorien. Man kommt dahin überein, in das Thierreich Alles, was Leben und Bewegung hat, in das Pflanzenreich Alles, was die Natur durch Vegetation hervorbringt, in das Mineralreich, aber Alles zu rechnen, was des Lebens und der freien Bewegung entbehrt; endlich aber alle Gegenstände, an dem die Industrie bereits Umänderungen vornahm, in die Kategorien zu stellen, der sie ursprünglich angehörten, wie z. B. Wolle, Seide rc. dem Thierreich zuzugesellen.

Die Hauptbedingungen dieses Spieles sind nun:

1) Das Wort soll nach 12 Fragen errathen sein; ist dies nicht dem Rathenden gelungen, so erlegt er für jede überzählige Frage ein Pfand; doch kann er sich mit nur einem Pfande auslösen und noch einmal ein neues Wort errathen.
2) Jede falsche Antwort kostet ein Pfand.

Der Rather kann nun hereingerufen und ihm zur Information noch bezeichnet werden, ob der zu errathende Gegenstand ein einfacher oder zusammengesetzter Begriff sei, ob er einem oder zweien Naturreichen zusammen angehöre.

Mimisches Spiel.

Jedes Mitglied schreibt auf ein Blättchen Papier die Bezeichnung einer Leidenschaft, eines Gemüths-Affects oder Seelenzustandes nieder: z. B. Eifersucht, Hohn,

Zorn, Liebe, Andacht, Furcht, Erstaunen, Schreck, Schaam, Schwermuth u. s. w. Die Gesellschaft beauftragt Einen aus ihrer Mitte, die Blättchen einzusammeln; dieser vermischt sie und geht von Stuhl zu Stuhl, indem er jeden Spieltheilnehmer ein Blättchen ziehen läßt. Seiner erhaltenen Aufgabe gemäß steht nun der Erste, dem später der Reihe nach die Andern folgen, auf und sucht durch Stellung, Miene und Geberde der Gemüthsbewegung oder Leidenschaft einen vollkommenen Ausdruck zu verleihen, so daß die Gesellschaft das ihm aufgegebene Wort erräth. Ist die Darstellung ihm mißlungen, so daß die Gesellschaft das Wort nicht errieth, so giebt er ein Pfand und läßt den Nachbar es besser machen.

Mimische Worträthsel-Aufgabe.

Man suche Wörter, welche dazu geeignet sind, sich durch Zeichen und Geberde, bildliche Darstellung oder mit Hülfe von Instrumenten darstellen zu lassen, womöglich solche Wörter, denen der Sprachgebrauch mehrere Bedeutungen verliehen hat.

Dies Wort suche man durch eine der vorhergegebenen Art darzustellen und es von der Gesellschaft errathen zu lassen. Wir geben hier ein Beispiel, welches durch einen Königlichen Scherz sehr bekannt geworden ist.

Eine Hofdame hatte das Wort „Silberblick" darzustellen; sie wählte zur Darstellung einen silbernen Löffel, auf welchen sie ihren Blick hinrichtete. (Dem Höfling, der diese Pantomime rathen sollte, flüsterte der Königliche Mund die fälschliche Lösung „Löffelgans" zu, welche dem Ohr der Hofdame freilich wenig schmeichelhaft erklang.)

Derartige Wörter sind noch folgende:

Kupferstich. (Man nimmt ein kupfernes Geldstück und sticht mit einem spitzen Gegenstande darauf hin.)

Ueberspannung. (Durch einen Regenschirm darstellbar.)

Spitzbube. (Durch Kartenbube und eine spitze Nadel.)

Ballkleid. (Durch Spielball und Kleid.)

Mantelschnitt. (Durch Mantel und Scheere.)

Blumenkelch. (Durch eine Blume und ein kelchartiges Gefäß.)

Das Orakel.

Man vertheilt so viele weiße Blättchen Papier, als Gesellschaftsglieder sind, auf welche ein Jeder seinen Orakelspruch schreibt. Möge dieser nun weisheitsvoll verborgenen Sinn in sich tragen, oder vieldeutig und trügerisch, oder so dunkel und erhaben sein, daß er nur tiefer Deutung zu bedürfen scheint, während er eigentlich Unsinn enthält; es kann dieser Spruch aber auch directe Anforderungen und Aufgaben stellen, eine Buße oder ein Opfer begehren.

Eine Dame übernimmt die Rolle der Pythia und setzt sich, da wohl schwerlich ein Dreifuß überall vorhanden sein möchte, auf einen Sessel in die Mitte der

einen Rundkreis bildenden Gesellschaft nieder. Man thut wohl, diese Rolle durch Wahl zu bestimmen, da, soll das Spiel Reiz und volle Geltung gewinnen, diese Rolle einer Dame von Geist und Inspiration anvertraut sein muß.

Die geschriebenen Orakelsprüche legt die Pythia in ihren Schooß und ordnet sich dieselben nach Belieben. In geringen Pausen winkt sie Einen nach dem Andern aus dem Kreise zu sich heran; der Herantretende richtet an sie eine Frage, während sie mit stummer Geberde auf die in ihrem Schooße liegenden Blätter weist; von diesen zieht er eins und liest es laut vor. Gewöhnlich wird nun, wenn nicht eine directe Handlung ihm durch den Zettel vorgeschrieben ist, der Sinn geheimnißvoll und in einem schwer zu errathenden Bezuge zu seiner Frage stehen. Die Geistesgegenwart und der Scharfsinn der Pythia muß nun eine Deutung dem Spruche ertheilen, daß durch dieselbe das tiefe Dunkel desselben gelichtet wird oder der Spruch einen scheinbaren Zusammenhang mit der Frage gewinnt.

Statt des Spruchs kann das Blatt aber auch eine Zeichnung, ein symbolisches Zeichen enthalten; z. B. ein von Amors Pfeile durchbohrtes Herz, einen Korb u. s. w.

Buchstaben-Spiel.

Die Gesellschaft setzt sich in einen Kreis: der Anfangende richtet schnell an seinen Nachbar eine Frage, in welcher der Buchstabe A. das Hauptwort beginnen muß; der Gefragte hat eben so hurtig eine Antwort zu geben, worin derselbe Buchstabe A. sein Hauptwort ist. Der Zweite fragt nun weiter, den Buchstaben B. der Dritte C. nehmend und jedesmal muß die schnelle Antwort mit derselben obigen Bedingung gegeben sein. z. B.

Frage.	Antwort.
Wenn ich ein Adler wäre, was würden Sie dann mit mir machen?	Als Wappen für mein Aushängeschild benützen.
Wäre ich Ihr Bruder, was würden Sie mit mir beginnen? —	Von Ihnen ein Bild machen.
Wäre ich ein Consistorialrath, wie könnte ich Ihnen dienen? —	Zur Confirmation meiner Kinder.
Wäre ich eine Flöte, würden Sie auf mir spielen?	Ich würde vor Ihnen die Flucht ergreifen.

Wird die Antwort nicht schnell oder eine falsche mit dem unrichtigen Buchstaben gegeben, so erlegt der Fehlende ein Pfand, welches am Ende des Spiels ausgelöst werden muß.

Spiel mit Doppelwörtern.

Die Gesellschaft hat sich in einen Kreis gesetzt, doch in möglichst großen Zwischenräumen zwischen den Stühlen. Der Erste wirft ein Tuch unter gleichzeitigem Zuruf eines Wortes einem Mitspieler zu, welches Dieser aufzufangen hat und dabei aufs schnellste ein Wort nennt, welches mit dem erstgenannten ein Doppelwort bildet. Muß er sich zu lange besinnen, so giebt er ein Pfand, welches am Ende ausgelöst wird.

Dergl. Wörter-Zusammensetzungen sind u. A. Aug — Apfel. Regen — Bogen. — Fisch — Fang.

Büchertitelspiel.

Jeder aus der Spielgesellschaft schreibt seinen Namen auf ein Blättchen Papier, welches in ein Gefäß geschüttet wird. Aus diesem wählt sich jeder ein Blättchen, vertauscht jedoch dasselbe bei seinem Nachbar, sollte ihm der Zufall das Zettelchen, welches seinen Namen enthält, in die Hand gespielt haben. Nun sagt ein Jeder seinem Nachbar zur Rechten einen Büchertitel ins Ohr, mit alle jenen Bestimmungen des Zwecks, Angabe des Formats, des Papiers, des Einbandes, und der erhaltene Titel wird von Jedem auf das Blättchen geschrieben und demnach laut vorgelesen.

Wir geben hiermit einige Titel launiger Form:

Theekessels witzige Einfälle, in Schafleder geb. Schildburg 1861.

Eines Todtengräbers Betrachtungen über die versteinerten Lügen der Grabschriften.

Eingebildeter Don Juan. Eine Posse, den Bühnen gegenüber Makulatur.

Ueber den Umgang mit Unmenschen.

Lenorens Fahrt ums Morgenroth. Eine Reisebeschreibung für junge Mädchen oder solche, die es werden wollen.

Advocatenspiel.

Die Gesellschaft der Spielenden setzt sich in einen Kreis. Jeder wählt sich einen Anwalt, dessen Aufgabe es ist, alle Fragen, welche an seinen Clienten gerichtet sind, zu beantworten, kurz dessen Sache zu führen; denn der Gefragte, eines Fehlers oder Vergehens Beschuldigte darf bei Strafe eines Pfandes nicht für sich selbst sprechen; der Advocat muß bei gewandter Vertheidigung seines Clienten Verdacht und Schuld auf eine andere Person der Gesellschaft zu wälzen suchen, für welche wiederum nur der Advocat einzutreten Berechtigung hat.

Antwortet der Advocat nicht, so erlegt er ein Pfand. Die Gesellschaft wählt einen Vorsitzenden, mit möglichster Redefertigkeit; dieser leitet die Verhandlung, darf aber ebenso wenig, wie die andern Mitspielenden antworten und sich vertheidigen, muß dies ebenfalls seinem Advocaten überlassen. Es ist natürlich, daß das Spiel besondern Reiz durch Bezüglichkeiten gewinnt und daß Anschuldi-

gung, Anklage und Vertheidigung mit Geist und scharfem Witz geführt werden müssen.

Das Spiel könnte sich in solchem Kreise zu einer Art Gerichts-Verhandlung ausdehnen und zu einem

Schwurgericht

Veranlassung geben z. B.:

Der Doctor N. wird beschuldigt, einer Dame ohne Gruß vorübergegangen zu sein und sich dadurch nach Alberti §. §. eines sträflichen Vergehens schuldig gemacht zu haben.

In solchem Falle constituirt sich ein Gerichtshof von drei Richtern. Ein anderes Mitglied übernimmt die Rolle des anklagenden Staats-Anwalts; ein zweites die des Vertheidigers des Angeklagten

Der Staats-Anwalt beginnt ein Plaidoier, in welchem er die Persönlichkeit des Angeklagten scharf kritisirt, über die Gesetze des Anstandes und der Höflichkeit im Allgemeinen und die Gefährlichkeit spricht, wenn solche Uebertretungen ungeahndet bleiben; schließlich beantragt er das Strafmaß. Der Vertheidiger wendet ein, der Angeklagte habe die Dame nicht gesehen, sein Client sei kurzsichtig (event. Beweis, daß er eine Brille trage) oder er sei mit Gedanken beschäftigt gewesen; auch glaube er, der Client sei verliebt, zu sehr mit der Dame seines Herzens beschäftigt, um für andere Damen ein Auge zu haben u. s. w.

Schließlich entscheidet der Gerichtshof unter Anführung seiner Gründe Freisprechung oder Bestrafung von Rechtswegen.

Die Armesünderbank.

Durch das Loos wird ein Mitglied der Spielgesellschaft bestimmt, welches die Rolle des armen Sünders, oder Angeklagten zu übernehmen hat; ein zweites Loos bestimmt seinen Ankläger; zwei Personen aus der Gesellschaft werden zu Richtern erwählt und nehmen abgesondert von der Gesellschaft ihren Platz.

Hat die Gesellschaft derartig ihre Plätze eingenommen, so geht der Ankläger (bei großer Gesellschaft können auch zwei fungiren) der Reihe nach von Mitglied zu Mitglied, und fragt, ob man den Angeklagten für schuldig, was man von der Anklage selbst halte, ob man eine Zeugen-Aussage zur Bekräftigung der betreffenden Anklage vorbringen könne; bei dieser Gelegenheit wird in der Antwort welche dem Ankläger in das Ohr geflüstert wird, die Person des armen Sünders einer harmlosen und humoristischen Kritik unterworfen und aus dieser und jener Eigenschaft die Schuld oder Unschuld als wahrscheinlich dargestellt.

Hierauf geht der Ankläger zum Angeklagten und theilt ihm einzeln die Meinungen, Urtheile und Beschuldigungen in demselben Wortlaute mit, als er sie vernommen. Der Angeklagte sucht in jeder Beschuldigung den Urheber zu errathen; damit ihm dies nicht zu leicht werde, muß ihm daher der Ankläger die Beschuldigungen in anderer Reihenfolge als die Gesellschaft sitzt, vortragen; auch der Ankläger hat das Recht, eine Klage vorzubringen.

Bei jeder einzelnen Frage antwortet der Angeklagte, ob er sich schuldig fühle, oder das Vorgebrachte als eine Verleumdung betrachte, welche von dem oder dem ausgegangen sei. Erräth er die Person, so nimmt diese statt seiner Platz auf der Bank und er ist frei; erräth er keine, so wird er für die eingestandenen Vergehungen zu einer Strafe verurtheilt. Bei der Strafbestimmung berathen die Richter eine Strafe, welche gleichzeitig der Gesellschaft eine Unterhaltung verspricht.

Complimentirspiel.

In diesem Spiel ist jeder genöthigt, ein Compliment seinem Nachbarn zu sagen, und empfängt daher auch jedes Ohr ihm schmeichelhaft und gern gehörte Äußerungen. Daß die Complimente fein und nicht fade sind, ist für den Reiz dieser einfachen Unterhaltung wohl erste Bedingniß; größeren Reiz wird es gewähren, wenn sich in der glatten Form eines schmeichelhaften Compliments gleich der Schlange im Grase, ein feiner Stachel verbirgt;

Sind die Aeußerungen und Antworten keine Complimente, so giebt derjenige, der sie gemacht, ein Pfand, ist es aber zweifelhaft, ob Dieses oder Jenes für ein Compliment zu erachten sei, so entscheidet darüber Stimmenmehrheit der Gesellschaft.

Der Wahrheitsspiegel.

Es werden unter die Spielgesellschaft so viel Blättchen Papier, als sie Theilnehmer zählt, vertheilt. Ein jeder schreibt oben an mit Bleistift seinen eigenen Namen, rollt das Blatt zusammen und wirft es in die Urne, in welcher die Zettel umgeschüttelt werden und aus welcher Jeder ein Blatt wiederum herauszieht; er macht nun eine Anmerkung zu der betreffenden Persönlichkeit, deren Namen auf dem Zettel steht, rollt wiederum das Papier zusammen und wirft es in die Urne. Dies wird so lange fortgesetzt, als jede Persönlichkeit der Gesellschaft genügend in ihren Eigenschaften, Vorzügen und Schattenseiten bezeichnet ist. Sodann übernimmt ein Mitspieler das Vorlesen, nimmt einen Zettel nach dem andern hervor, und theilt die auf demselben enthaltenen Bemerkungen mit, wobei er das Recht hat, die Verfasser jener Anmerkungen zu errathen. Derjenige, welcher als der Urheber erkannt wird, erlegt ein Pfand, dessen Auslösung am Ende durch ein Selbstbekenntniß seines Hauptfehlers bewirkt wird.

Die erzählende Gesellschaft.

Unter die im Kreise versammelte Gesellschaft werden so viel Zettelchen als Theilnehmer des Spiels vorhanden, vertheilt, und auf denselben schreibt Jeder ein beliebiges Amt, einen Stand oder Lebensstellung hin, z. B. Regierungsrath, Referendar, Copist, Schauspieler, Reisender u. s. w. Diese Zettelchen werden in ein Gefäß zusammengeworfen, und dem Zufalle nach neu vertheilt.

Es ist nun Aufgabe eines jeden Spielers der Reihe nach, seinen Stand mitzutheilen und durch Bemerkungen über seine Schicksale, seine Lebensweise und Lebensanschauungen und hierin durch Wahl seines Ausdrucks eine Type der Gesellschaft zu charakterisiren; dies gilt namentlich dabei, daß er ein Erlebniß, komisches Zusammentreffen u. s. w. schilbert, welches im bestimmten Zusammenhang mit seiner Lebensthätigkeit stehen muß. Leute von gesellschaftlichem Talent werden in diesem Spiel reiche Proben von ihren Vorzügen geben können und nach verschiedenen Seiten ihre Aufgabe auszubeuten verstehen, denn es handelt sich, soll das Spiel feineren Reiz gewinnen, um die seltene Fähigkeit, sich in Lage Lebensanschauung gewisser Stände zu versetzen und die Beobachtung solcher in großen Grundzügen dem ganzen Stande oft gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit auf seine Redeweise anzuwenden.

Ein Jäger möge darum dreist in die Terminologie der Jägersprache eingreifen und eine Münchhaustade vorbringen, ein Jurist einen komischen Prozeß, und ein Pfarrer salbungsvolle und biblische Worte wie: Lug und Trug u. s. w. in eine langweilige Erzählung reichlich einweben; ein Anderer die Gelegenheit ergreifen, in feiner Weise eine Persönlichkeit zu persifliren.

Pantomimisches Frag- und Antwortespiel.

Durch das Loos wird Einer aus dem Spielkreise bestimmt, welcher sich in die Mitte stellt und beliebige Fragen an die einzelnen Theilnehmer richtet, welche die Antwort durch eine entsprechende Pantomime ausdrücken müssen. Z. B. auf die Frage: Haben Sie letzte Nacht gut geschlafen, wird durch Recken der Glieder und Ausstrecken der Arme, die Müdigkeit angedeutet.

Wer hierbei spricht, muß ein Pfand geben.

Marionetten-Spiel.

Man will der Gesellschaft einige Marionetten vorführen und wählt irgend eine Scene aus einem Trauerspiel oder Schauspiel. Z. B. die Gartenscene zwischen Franz und Amalie aus Schillers Räuber.

Der Marionettenbesitzer putzt sich seine Marionette recht komisch aus und während er in jener komischen Weise, wie man sie in Marionettentheatern hört, den Text spricht, machen seine Figuren jene entsprechenden, steifen, und ungelenke Gesticulationen, wie sie nur eine von einem Faden abhängende Figur machen kann. Es gehört zur Rolle der Marionetten ein eignes Talent, deren specielle Aktionen sich nur im Hauptpunkte markiren lassen, z. B. in der hüpfenden Bewegung, in der ungelenken und hastigen Erhebung der Arme, Wackeln des Kopfes, steifen Haltung des Körpers; je näher der Darsteller der Wahrheit der Natur kommt, je komischer wird die Wirkung sein.

Die Flucht aus dem Kloster.

Die Herren bilden in diesem Spiele das **Mönchskloster**, die Damen das **Nonnenkloster**. Das Mönchskloster erwählt **1 Abt** und **1 Mönch**. Das Nonnenkloster **1 Aebtissin** und **1 Nonne**. Mönch und Nonne sind der Flucht verdächtig und sollen scharf bewacht, eventuell in dem Fluchtversuch gehindert werden.

Mönche wie die Nonnen schließen, beide Theile für sich, 2 Kreise, ohne sich dabei anzufassen und gehn unter Absingung eines feierlichen Gesangs im Kreise herum. Inmitten des Kreises der Mönche sitzt der Mönch, in dem Kreise der Nonnen die Nonne, deren Aufgabe es ist, den Ring zu durchbrechen und zu entkommen. Außerhalb desselben Abt und Aebtissin, welche die Flüchtigen ergreifen sollen. Gelingt Beiden dies, so sind sie frei, treten in den Spielkreis ein und Abt und Aebtissin werden zur Strafe eingesperrt und haben nun dieselbe Rolle zu übernehmen. Entkommt der Mönch allein, so wird ihm nachgesetzt, Mönche und Nonnen bilden nun einen gemeinschaftlichen Kreis, in deren Mitte die Flüchtigen nebeneinander gesetzt werden, welche sich untereinander weder durch Reden noch Zeichen verständigen dürfen. Jetzt wiederum unter Absingung eines Liedes geht die Prozession in die Runde; während Mönch und Nonne den Fluchtversuch erneuern.

Räthsel.

Einsylbig.

Ich bin das Nützlichste wohl auf der Erde,
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartet werde.
Den Prügel und das Rad hab' ich oft auszustehn;
Ich muß durch's Wasser jetzt und dann durch's Feuer geh'n.
Und Alles, was man mir nur Hartes angethan,
Beschließt das Wasser und der Zahn.

(Auflösung: Brod.)

Einsylbig.

So klein Du bist, so auch bedeutungsschwer,
Bist ruhig Du, so lebe ich nicht mehr.
Und doch ist es der Menschen Streben,
Daß Ruhe möge in Dir leben.
Man raubt Dich oft, Du läßt Dich rauben;
Und doch, wer sollte dies nicht glauben,
Kommst Du niemals in dessen Hand,
Der Dich zu stehlen Lust empfand.
Bist unsichtbar, doch fühlen Dich wir,
Will man Dich seh'n, ist's aus mit Dir.

Sorg' aber lieber stets dafür,
Daß es am rechten Flecke Dir.
(Auflösung: Herz.)

Zweisylbig.

Ich bin Dir treu bei Sonnenschein und Licht,
Doch folg' ich Dir in Nacht und Dunkel nicht.
Sonst aber zwingt mich nichts von Dir zu bleiben,
Nur durch mich selber kannst Du mich vertreiben.
(Auflösung: Schatten)

Zweisylbig.

Die Erste kennt man, wenn man sieht zum Himmel,
Die Zweit' ist eine Tugend im Kriegsgetümmel;
Vor dem Ganzen warne ich die Leser Alle,
Wer nicht folgen will, der kommt gar leicht zu Falle.
(Auflösung: Hochmuth)

Zweisylbig.

Das Erste nennt eine Schweizerstadt,
Die schöne große Straßen hat,
Zum Zweiten steigt man hoch hinan,
Man hat einen festen Schutz daran,
Das Ganze ist ein Fürstenort,
Im deutschen Lande gegen Nord.
(Auflösung: Bernburg.)

Eine Farbe blickt aus der Ersten empor,
Du findest sie dunkler noch bei dem Mohr.
Hörst Du die Zweite, so wirst Du stumm,
Oft giebst Du auch nicht viel darum.
Das Ganze nennt eine deutsche Stadt,
Die zwei berühmte Messen hat.
(Auflösung: Braunschweig.)

Mit Windeseil läuft mein Erstes davon,
Wenn es höret von fern des Sängers Ton.
Das Zweite kostet Dir viel Schweiß,
Eh' Dich belohnt der Aussicht Preis.
Beim Riesengebirge mein Ganzes steht,
Der Handel d'rin nicht übel geht.
(Auflösung: Hirschberg.)

Dreisylbig.

Mein Erstes ist ganz hart und kalt,
Doch wird es oft nur ein Paar Tage alt.

Das Zweite und Dritte regt sich gern,
Doch ist ihm der Tod oft gar nicht fern.
Im Ganzen erblickte ein Glaubensheld
Zur rechten Zeit das Licht der Welt.
(Auflösung: Eisleben.)

Dreisylbig.

Mein erster Theil, bestehend aus zwei Sylben,
Mag Dich mit Wärme stets umschließen,
Du trittst ihn dennoch mit den Füßen.
Der Zweite muß zum Dienste sich bequemen,
Mein Ganzes brauchst Du
Mein Erstes Dir zu nehmen.
(Auflösung: Stiefelknecht.)

Viersylbig.

Die ersten Zwei sind eine Zahl,
Als heilig gilt sie überall.
Die andern Zwei bedarf der nicht,
Der Sicherheit genug verspricht.
Das Ganze stößt an die Türkei,
Sag' an, was für ein Land das sei?
(Auflösung: Siebenbürgen.)

Neck-Räthsel.

1. Welches ist das größte Gebäude?
2. Was tritt man mit Füßen und heilt Wunden?
3. Welcher Teller wird getrunken?
4. Welches Auge giebt man am liebsten her?
5. Welcher Hut hat die meisten Löcher?
6. Welchen Hut kann man essen?
7. Welche Bärte wachsen nicht?
8. Welchen Schritt sollen alle Menschen gehn?
9. Welche Tasche ist lebendig?
10. Welche Namen sind die besten?
11. Wie viele Buchstaben sind in der Bibel?
12. Wann hat der Mensch so viel Augen, als Tage im Jahre sind?
13. Welche Würste kann man nicht essen?
14. Welche Krone hat Blätter?
15. Warum hat der Mensch nur eine Zunge, aber zwei Ohren?
16 Welcher Vogel hat keine Federn, keinen Schnabel und keine Flügel?
17. Der Mensch trägts auf dem Kopfe, der Tambour schlägts auf der Trommel und im Meere geht's in die Tiefe?
18. In welchen Adern fließt kein Blut?
19. Der erste ist ein Hund, das zweite ein Junge, das ganze aber kein

Hundejunge, sondern etwas Schlimmeres.

20. Was ist bei einer Mahlzeit das Unentbehrlichste?

21. Grün war es in seinen jungen Tagen,
Dann wird es von Fürsten und Großen getragen.
Ist es endlich gar nichts mehr werth,
So wird es vielleicht noch sehr geehrt?

22. Welche Lappen schämen sich selbst die reichsten Damen nicht zu tragen und schmücken sie mit Gold und Edelsteinen?

23. Ohne welche Schläge können die Menschen nicht leben?

24. Weshalb ist ein Bäcker, der all sein Brot verkauft, zu bedauern?

25. Erst weiß wie Schnee
Dann grün wie Klee,
Dann roth wie Blut,
Erst dann schmeckts gut?

26. Das Erste frißt,
Das Zweite ißt,
Das dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen.

27. Wer lebt vom Winde?

28. Aufgedeckt
Zwei Finger ausgestreckt,
Wieder zugedeckt.
Hat's gut geschmeckt?

29. Die Sonne kochts,
Die Hand bricht's,
Der Fuß tritt's
Der Mund genießt's?

30. Welcher Stand ist der beste?

31. Wer ist der schnellste Maler?

32. Zwei Köpfe, zwei Beine,
Sechs Füße, zehn Zehen
Wie ist's zu verstehn?

33. Vorwärts giebts Wein,
Rückwärts ein Schwein?

34. Welcher Trost wächst auf der Wiese?

35. Wenn's in einer Schaale ist,
Sind's der Theile zwei,
Wenn's auf einem Haufen liegt,
Sind es zwölf und drei?

36. Wer es macht, der sagt es nicht,
Wer es nimmt, der kennt es nicht,
Wer es kennt, der nimmt es nicht
Was ist das?

37. Welches Gewicht muß ein Mensch haben, um nicht umzufallen?

38. Wer es macht der will es nicht,
Wer es trägt, behält es nicht,
Wer es kauft, braucht es nicht
Und wer es hat, der weiß es nicht?

39. Wie es ist, so bleibt es;
Ist es jung, so bleibt es jung,
Ist es alt, so bleibt es alt
Es hat Augen und siehet nicht
Es hat Ohren und höret nicht
Einen Mund und redet nicht?

40. Wer redet ohne Zunge
Wer schreiet ohne Lunge,
Nimmt Theil an Freud und Schmerz
Hat aber doch kein Herz?

41. Welcher Fall thut nicht wehe, ist vielmehr sehr angenehm?

42. Was ist am Menschen kleiner als er selbst, und doch höher als er?

43 Kraft im Leben
Wird vom Himmel mir gegeben,
Gehst Du nun recht um mit mir
Kraft im Leben geb' ich Dir.

44. Wo haben die Meere und Flüsse keine Wasser, die Städte keine Häuser, die Felder keine Früchte?

45 Der Bauer fährt mit Zweien, der Reiche mit Vieren, große Herren mit Sechsen, wer aber mit Sieben?

46. Welcher Gang führt ins Verderben?

47. Welcher Fürst hat den meisten Kredit?

48. In welchem Theile Preußens ist das meiste Leben?

49. Welcher Spruch hat für Miether den größten Werth?
50. Freund suche mich zu fliehen und zu meiden,
Denn hast Du mich, so hast Du Sorg und Leiden;
Verlierst Du mich, so wird dein Herz Dir schwer.
Gewinnst Du mich, so hast Du mich nicht mehr.
51. Welches ist der Unterschied zwischen Prediger und Schlosser?
52. Welcher Unterschied ist zwischen dem Pastor und dem Arzt?
53. Welches ist der schlechteste Buchstabe?
54. Welches ist der ärgerlichste Druckfehler?
55. Warum sieht sich der Hase um, wenn er vom Hunde verfolgt wird?
√56. Wie schreibt man gefrornes Wasser mit drei Buchstaben?
57. In welchem Lande ist man für den Winter am besten eingerichtet?
58. Wo predigt Schiller Diebstahl?
59. Wie heißt der erste Edelmann?
60. Wo ward David geboren?

Auflösungen der Neckräthsel.

1. Das Weltgebäude.
2. Das Pflaster.
3. Der Muskateller.
4. Das Hühnerauge.
5. Der Fingerhut.
6. Der Zuckerhut.
7. Die Schlüsselbärte.
8. Der Fortschritt.
9. Die Plaudertasche.
10. Die Einnahme.
11. 5 nämlich B. i. b. e. l.
12. Am 2. Januar.
13. Die Hanswürste.
14. Die Kaiserkrone.
15. Damit er wenig reden, aber mehr hören soll.
16. Der Spaßvogel.
17. Der Wirbel.
18. In den Erzadern.
19. Der Spitzbube.
20. Der Mund.
21. Flachs — Leinwand — Lumpen — Papier.
22. Die Ohrlappen.
23. Herzschläge.
24. Weil er brotlos ist.
25. Kirschen.
26. Sauerkraut.
27. Der Windmüller.
28. Schnupftaback.
29. Der Wein.
30. Der Anstand.
31. Der Spiegel.
32. Der Reiter zu Pferde
33. Rebe — Eber.
34. Augentrost.
35. Mandel.
36. Falsches Geld.
37. Das Gleichgewicht.
38. Der Sarg.
39. Das Portrait.
40. Die Glocke.
41. Der Beifall.
42. Der Hut.
43. Der Weinstock.
44. Auf der Landkarte.

45. Die Siebmacher.
46. Müssiggang.
47. Der Kaiser von Oestreich, denn er hat 7 Bürgen. Siebenbürgen.
48. In der Provinz Sachsen; es liegen darin: Oschersleben, Eisleben, Aschersleben. Ermsleben, Neuhaldensleben, Roßleben, Hermsleben ꝛc.
49. Der Zuspruch.
50. Ein Prozeß.
51. Der Erste sagt: Du sollst nicht stehlen wollen. Der Zweite: Du sollst nicht stehlen können.
52. Der Pastor baut den Acker Gottes und der Arzt den Gottesacker.
53. Der Buchstabe Z. weil nichts hinter ihm ist.
54 Wenn man die Hand der Nichte drücken will und die der Tante drückt.
55 Weil er hinten keine Augen hat.
56 Eis.
57. In Ungarn, da giebt es Ofen.
58. In seinem Liede an die Freude, da heißt es: Und wer's nie gekonnt, der stehle.
59 Herr von Ferne; es steht in der Bibel: Er sah den Herrn von Ferne.
60. In Holland; er sagte: ich bin zu Leiden geboren.

Ein Orakel.

Die Gesellschaft will ihr Schicksal wissen: Jeder Theilnehmer würfelt und ihm wird alsdann die hier an der betreffenden Zahl stehende Antwort ertheilt:

Wie werde ich geliebt von der Person, welche ich liebe?

Wurf.

3. Wie es jetzt Mode ist.
4. Ohne Leidenschaft.
5. Sie werden sehr geliebt, aber Andere noch mehr.
6. Unveränderlich treu.
7. Gar nicht.
8. Mit dem heftigsten Feuer.
9. Man will sich die Wahl noch vorbehalten, aber Sie haben Aussicht.
10. Belagern Sie die Festung; endlich ergiebt sie sich doch.
11. Wie ein Freund.
12. Wie ein Schoßhündchen.
13. Noch verzagen Sie nicht
14. Wie ein so gutes Herz, als Sie haben, verdienen.
15. Suchen Sie durch ein einnehmendes Wesen zu gefallen.
16. Sie haben keine Eigenschaften, welche Sie bei Damen beliebt machen.
17. Treu und innig.
18. Sie werden wieder geliebt, müssen aber nicht so blöde sein.
19. Wenn Sie reich wären, dann wohl; aber so nicht.
20. Geben Sie alle Hoffnung auf; Sie haben einen glücklichen Nebenbuhler, den Sie nicht kennen.

Frage 2.

Welches ist mein größter Fehler?

Wurf
3. Daß Du heut Abend zu aus- gelassen bist.
4. Daß Du keinen Scherz verstehst
5. Der Spiegel wird es Dir sagen.
6. Du hast eine zu geringe Meinung von Dir selbst.
7. Du kannst die guten Tage nicht ertragen.
8. Deine Uneinigkeit mit Dir selbst.
9. Deine Coquetterie.
10. Du genießest nicht die Freude deiner schönen Tage.

Wurf
11. Zu sehr den Wechsel zu lieben.
12. Du kannst kein Geheimniß bewahren.
14. Du bist zu altmodisch.
15. Du liest zu viel Romane.
16. Du hast zu romantische Einfälle.
17. Dein überreizter Geschmack.
18. Deine Sucht, witzig zu sein.
19. Du rauchst.
20. Du bist launenhaft.

Frage 3.

Welches wird meine Zukunft sein?

Wurf
3. Sie wird der Vergangenheit gleich sein.
4. Sehr beglückt.
5. Du wirst die Vergangenheit zurückersehnen.
6. Du wirst Schiffbruch erleiden.
7. Dein jetziges Leben wird Dich unglücklich machen.
8. Sie wird ebensoschön wie die Gegenwart sein.
9. Stelle Deine Fragen bestimmter.
10. Sie wird sehr lustig sein.
11. Sie wird sehr glänzend sein.

Wurf
12. Der Horizont ist noch umwölkt.
13. Besser, als Du verdienst.
14. Blumen und Kränze schmücken Deine Pfade.
15. Du wirst auf Rosen gebettet sein.
16. Ohne Schicksalspüffe kommt Niemand durch die Welt.
17. Reich an Freuden, reich an Leiden.
18. Dir ist das höchste Glück beschieden.
19. Du wirst nie zufrieden sein.
20. Du wirst eine Sammlung von Körben aufzuweisen haben.

Frage 4.

Werde ich bald heirathen?

Wurf

3. Das hängt allein von Dir ab.
4. In Kurzem wird man Dich Madame nennen.
5. Bevor Du die dreißig erreichst.
6. Daran zweifle ich.
7. Nein, Du bist gar zu unbeständig.
8. Rechne nicht darauf.
9. Es muß ja nicht gleich sein.
10. Ja, wenn Du Deinen Lebenswandel änderst.
11. Du hast manche Hindernisse zu beseitigen.

Wurf

12. Ich sehe nichts als Körbe für Dich.
13. Nicht bevor Du klug geworden.
14. Mäßige Deine Ungeduld.
15. Nein, Du bist nicht hübsch genug.
16. Nein, Deine Fehler sind zu bekannt.
17. Ja mit einem kleinen blonden Mann.
18. Geh in ein Kloster.
19. Wenn Deine Schwester unter die Haube gebracht ist.
20. Du mußt es abwarten.

Frage 5.

Was spricht man von mir hinter meinem Rücken?

Wurf

3. Du seist ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant.
4. Dein Witz wäre rostig geworden.
5. Du wärst ein Mensch, der sich gewaschen hat.
6. Du berechtigtest zu den schönsten Hoffnungen.
7. Du legtest Dich auf's Dichten.
8. Du könntest mehr als Brot essen.
9. Mit Dir wäre nicht gut Kirschen essen.
10. Du hättest mehr Glück als Verstand.
11. Du wärst am liebenswürdigsten, wenn Du gegessen hast.

Wurf

12. Du könntest bisweilen sehr satyrisch sein.
13. Du schöpftest Deine Gedanken nie aus Dir selbst.
14. Du schmücktest Dich mit fremden Federn.
15. Du hättest viel Talent, wärst aber zu bummlig.
16. Du kritisirtest zu viel.
17. Du wärest eitel.
18. Du wärest blind gegen Deine eignen Fehler.
19. Du wärest in Gesellschaft zu blöde.
20. Du littest an fixen Ideen.

Frage 6.

Womit bin ich zu vergleichen?

Wurf

3. Mit einer Uhr; man kann Dich aufziehen.
4. Mit einem Zündhölzchen, denn Du fängst gleich Feuer.
5. Mit einem Magnet; Du ziehst an.
6. Mit einer Wetterfahne; Du weißt stets, woher der Wind weht.
7. Mit einem Schmetterling; Du wärst eben so flatterhaft und untreu.
8. Mit einer Klatschrose.
9. Mit einer Schlafmütze.
10. Mit einer Nachtigall in Bezug auf Deine schöne Stimme.
11. Mit einem Brummkäfer; Du brummtest.
12. Mit einer Statue, schön aber stumm.

Wurf

13. Mit einem Leierkasten, der verstimmt ist.
14. Mit einem langweiligen aber schön eingebundenen Buche.
15. Mit einem Kinde, so unschuldig bist Du.
16. Mit einem Lichte; Du erleuchtest Deine Umgebung.
17. Mit einem Schwamm, Du saugst Alles in Dich ein.
18. Mit einem ungezähmten Thiere, unbändig und ausbändig.
19. Mit Wachs; Du bist so leicht in andere Formen zu bringen.
20. Mit Deinem Portrait — sprechend ähnlich.

Druck von A. Martens in Berlin, Zimmerstraße 98.

Zweiter Band.

Ernste

und

humoristische Vorträge

in

Prosa und Poesie.

Für

Gesellschaftskreise, Soiréen und Concerte,

zugleich als

Declamations-Schule

für

Theater-Conservatorien.

Berlin.
Verlag von Reinhold Schlingmann.

Ueber das Schmollen der Weiber.

Von Ludwig Börne.

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestuzten. Warum „gestuzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sei, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest“.... und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?“ fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd, aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht in's Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillaskrieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es bringt keiner durch. Ihre gefährlichste Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt sein werde. Mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und traurigeres Ansehen gibt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen,

aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählich, daß nicht zu bestimmen ist, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit erschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stände. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage lang hinaus schmollt, so ist das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Princip gewinnt die Oberhand über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein athenienfischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bairischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

Das Glück, auf dem linken Ohre taub zu sein.

Von Jean Paul.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, der das eben gedachte Glück schon von Kindheit auf genossen, wird sich für belohnt ansehen, wenn er durch ihn einige Leser der Zeitung für die elegante Welt, die vielleicht Jahre lang einhörig, wie Kant einäugig, gewesen, ohne es zu wissen, anreizt, daß sie ein Ohr um das andere zuhalten, um zu erforschen, ob etwa eines davon die Gaben seines linken hat.

Außer der Wasserspitzmaus — die bekanntlich im Wasser die Ohren mit Klappen schließen kann — und außer den Feldmäusen mit Ohrdeckeln, wüßt' ich niemand, am wenigsten Menschen, welche ähnliche, den Augenliedern gleiche, Ohrenlieder hätten; fast jeder hört, und zwar selten die angenehmsten Sachen. Ist man hingegen mit einseitiger Taubheit versehen, so wird leicht — mit Einem

Finger — zweiseitige auf so lange, als man's braucht, zusammengebracht; besonders sieht der Einhörige vier Plätze — gleichsam vier Freudenwelttheile — vor sich aufgethan, den Musiksaal, das Schauspielhaus, das Gesellschaftszimmer und das Bette.

Ich will, wenn es verziehen wird, die Leser in die vier Pfähle meines Himmels hinein führen, mögen auch sie einige taube Blüthen der Freude pflücken.

Einseitige Taubheit ist in einem Musiksaale, wo man weniger Ton- als Mißtonkünstler zu genießen bekommt, vielleicht so schätzbar, als starkes Gähnen. Nach Haller ist man so lange taub, als man gähnt, und die gütige Natur schreibt also selber das Gähnen als das nächste Schirmmittel gegen langweilige Einwirkungen vor. Ein Einhöriger aber erreicht denselben Zweck, nur viel höflicher, wenn er die Hand, anstatt vor den Mund, unter leichtem Vorwand vor das Hör-Ohr hält, wie ich, und so lange aufmerksam ausruht, als das Zerrtonstück dauert. Göthe wünscht den Zuhörern Unsichtbarkeit der Spieler, nämlich ihrer Geberdungen; wer nun noch Unhörbarkeit künstlich dazu setzen kann, hat, glaub' ich, alle Vortheile verknüpft, die von schlechten Konzerten zu ziehen sind. In guten gewinnt ein Mann, der steht und geht, noch größere durch Einhörigkeit; denn er kann, so oft neben seinem gesunden Ohre Lob- und andere Sprüche wie Prosa die zarte Poesie des Tönens stören und quälen, sich leicht so gut wegstellen, daß er der rohen Klapperjagd neben sich geradehin das todte Ohr zukehrt.

Im Schauspielhause ist Einhörigkeit noch nöthiger, ja unschätzbar; nicht nur, weil sich oft das Tonspiel mit dem Schauspiel vereinigt — folglich der vorige Vortheil mit dem folgenden — noch auch blos, weil beide Künste die Einzigkeit haben (welche die Tanzkunst durch Figuranten vermeidet), daß Meister und Schüler zugleich (es müßten denn jene fehlen) Ein Kunstwerk verknüpft gebären, noch etwa, weil es hundert Gründe dafür giebt — sondern hauptsächlich, weil unzählige dafür da sind, indeß Einer hinreiche für alle. Es haben nämlich nicht nur mehre Personen, welche ihre Loge auf ganze Jahre mietheten, die gute Bemerkung gemacht, daß es bei den meisten Trauer-, oder gar Schau-, oder vollends Lustspielen wenig mehr zu gewinnen gebe, als im Greo-Spiel, im Pochspiel und im Sticheln, sondern auch ich, aber ohne über Nachtheil zu klagen. Denn mit einem Finger, der sich ans rechte Ohr anlehnt, halt' ich mir den Poeten und seine agirenden Truppen so gut vom Leibe, als ob ich warm zu Hause säße in der Vorstadt, ungemein heiter aussehend und wohl verschanzt. — So oft vollends in der Oper die Musik aufhört, so eilt niemand mehr als ich mit der Rechten — womit die andern klatschen — ans gute Ohr, und mauert die heilige Jubelpforte der Töne, z. B. eines Mozarts, so lange damit zu, bis das Sprechen etwas nachgelassen; — aber eben dieser herrliche Wechsel zwischen zwei Ohren macht mich vielleicht zu einem leidenschaftlicheren Opernfreunde, als ich öffentlich gestehen darf. Le Sage, ein Liebhaber der Pariser Bühne, setzte, als er ganz taub geworden, die Besuche derselben fort, und schöpfte den alten Genuß daraus, zum Erstaunen Vieler; ich aber erkläre mir's ohne Mühe aus dem Vorigen. Ich habe sogar einen wackern Geschäftmann gekannt, welcher, um kein Schauspiel zu versäumen, in jedes, mit seinem Aktenpack unter dem Arme, kam, sich ins Punsch-

zimmer setzte, und da so lange neben seinem Glase seine Akten durchging, bis das Stück geendet war, und er sich erfrischt und neu belebt mit andern Zuschauern nach Hause begab. Ja, wäre bei der jetzigen Bühnenverbesserung nicht — nach dem Muster der Orientfürsten, welche ihrem Weiberrathe der fünfhundert jungen, nur Männer zu Vorstehern geben, die keine sind, sondern stumme, taube und beinahe (als Zwerge) unsichtbare — eine Bühne zu erbauen möglich, welche die Spieler durch perspektivische Künste in eine so abgemessene Entfernung von den Zuhörern stellte, daß diese sich wirklich täuschten, und nichts zu hören und zu sehen glaubten?

Nirgends ist aber wohl parzielle Taubheit von größerem Nutzen, als da, wo sie am häufigsten anzuwenden ist, im Sprech- oder Hörzimmer, das größte auf der Erde, wenn diese es nicht selber ist. Da es auf der einen Seite so unschicklich ist, einen Nebenmenschen mitten in seiner Rede stehen zu lassen und davon zu gehen — oder auch ihm ganz laß und abgespannt zuzuhören — oder vollends vor seiner Unterhaltung beide Ohren zuzuhalten — und da doch auf der andern Seite in mehren deutschen Reichskreisen und Zirkeln und cercles fast an jedem Abend Dinge gesagt werden, an welche man sich den Morgen darauf mit der größten Langeweile erinnert: so kenn' ich kein größeres Glück, ich meine keine schönere Ausgleichung zwischen Selber- und Menschen-Liebe, als linke Taubheit; vergnügt und munter ruhe ich vor meinem gesprächigen Nachbar auf der Hand mit dem rechten Ohre, um es zu decken, und betreibe ohne Händel und Skandal (das Vexirohr halt' ich ihm offen hin) meine innern Angelegenheiten während der auswärtigen.

Dieß alles muß jetzt viel weitläuftiger gesagt, und dann wiederholt werden.

Jeder hat Stunden, wo er klagt, daß sie ihm langweilig hinflössen, weniger wegen Mangel an Gesellschaft, als wegen Daseyn derselben. —

Jeder hat gesellige Tage, die er Novemberhefte des Lebens nennt, um figürlich und beißend zu seyn — er will nämlich damit entweder sagen, jede Sache werde in Gesellschaften zweimal gesagt, gleichsam von Doppelspathen gezeigt, oder sonst etwas. —

Jeder Deutsche hat Jahre, wo er über neue Auflagen des Vademekums in Gesellschaften ergrimmt — über die mündlichen Geschäftsbriefe der Geschäftmänner — über die langweilige Theaterjournalistik des Kriegstheaters. —

Jeder Deutsche hat seine Zeit, wo er wünscht, die übrigen Deutschen möchten sich mehr aufs Reden legen, da sie, ungleich den Kindern, früher schreiben als sprechen gelernt, und wo er auf Sprechklubbs in London und auf bureaux d'esprit in Paris für sie dringt, damit sie, sagt er, eine lebendige Sprache mehr lebendig als zu todt reden, und nicht, wie Muscheln, die besten Perlen erst durch langes Modern aufdecken und hergeben. — —

Und so weiter; denn jeder Deutsche klagt hauptsächlich, daß der andere gesellig lieber Erzählungen mache, als Bemerkungen — lieber fremde Einfälle, als eigne — lieber die längsten Erzählungen, als schöne — lieber Berichte, als contes — lieber Stichworte des Spiels, als sonst ein gutes Wort. —

Wird gar von Amt-, Huldigungs-, Kanzelrednern, oder von dem Bruder

Redner (einem sehr ernsten frère terrible) gesprochen, so sind die Klagen wirklich herb. — — —

Aber hier liegt nun die Schuld (darauf sollte die lange Periode, wo möglich führen) viel weniger an den Sprechern, als an den Hörern selber, welche, anstatt, wie gute Barometer, nur eine Oeffnung zu haben, zwei Ohren öffnen, und folglich Luft einlassen. Ein Mann aber mit einhörigem Ohr — das er so leicht zumacht, als ein dummes Buch — schätzt geselligen Verkehr. Kann er denn nicht — dies weiß er — mitten unter gedachten Reden wie zufällig ans Hör-Ohr den Stockknopf legen — oder den Kopf auf die Hand, oder es sonst verschließen — oder, ohne es zu thun, sich umdrehen und jedem sein geschlossenes Ohr zuwenden, und dadurch so glücklich werden, als wenige? — Wie selig war ich oft in den vornehmsten Männerzirkeln, wo, als in Epikurs- und Augias-Ställen, die kothigsten Anekdoten aller Art umliefen, wenn ich, nichts als mein blindes Ohrthor zeigend, in meinem zugemauerten Konklave mitten unter moralischen Sterkoranisten die köstlichsten biographischen Madonnen erzeugte und anbetete! — Aehnlicher Weise durften sonst in Jülich und Berg (einige Dörfer ausgenommen) Protestanten an katholischen Heiligen-Tagen, nach Reichsgesetzen, nur arbeiten, wenn sie Thüren und Fenster verschlossen. — Wie wurd' ich oft von mancher Erzählung gelabt, wenn sie lang und langweilig genug war, daß ich während ihres Verlaufs, mit offenem Gesicht am verschlossenen Kopf, heiter am neuesten Druckbogen fortarbeiten konnte, z. B. an diesem! Wurd' ich dann wieder, wie ein Siebenschläfer und Epimenides, wach, so umzog mich eine verjüngte Welt, und frische Gespräche versuchten ihr Heil.

— — Hier komme ich leider scheinbar in den Fall der Buchhändler und Fürsten, welche das Allgemeinste oft als Herold dem Bestimmtesten vorausschicken, die Ewigkeit dem Markttage, wenn ich auf die Partie Ohren-Körke oder Hörschirme aufmerksam und begierig mache, welche mir ein abgedankter Vielkünstler, der lange auf Bühnen, Flöten, Karten und Weiberherzen gespielt, als Faustpfänder einer kleinen Schuld auf dem Halse gelassen. Die Schirme (dem Anfühlen nach von Resina mit etwas Baumwolle) sind gut und geschmackvoll genug. — Meine Adresse ist: J. P. F. Richter, Legazionsrath, in Hrn. Registrator Schramms Hause in Baireuth*). Als mir der Tonkünstler dieser geselligen Still-Leben die mündlichen Empfehlungen derselben vormachte, versucht ich einige von den Schirmen dem Ohre ein, und fand sie bewährt. Der Künstler erzählte noch zu ihrem Vortheil, er habe, da er leider alles leichter bei sich behalte als ein Geheimniß, zwei seiner Sperrröhren, als er in die Loge zum □ △ L — aufgenommen worden, aus Meineidangst zu sich gesteckt, und damit kurz vor dem Vortragen der Geheimnisse sich die Ohren, gleich Zähnen, so wohl plombirt, daß er kein einziges vernommen, sondern noch bis diese Stunde seinen Schwur spielend erfülle; ja er stehe, setzt' er hinzu, jedem kühn zur Rede, der ihn probiren wolle, ob er etwas wisse. So viel ist gewiß, daß man mit dieser Ohrklausur — oder diesem Ton-Ableiter und Ohr-Portier — jedem, welchen Standes er auch sei, auf der Stelle

*) Gegenwärtig in Hrn. Schwabachers Hause in der Friedrichstraße.

Schweigen auferlegen kann, er mag noch so laut fortreden; der Mann ist ein e-muet (stummes E) für mich, und kann nicht einlaufen in den gesperrten Hafen der Gesellschaftinsel. — — — Jetzt aber zum Wichtigeren zurück!

Da wohl der Vortheil kein Publikum in der Welt interessirt, daß ich schon von Natur zur Höflichkeit geschaffen bin, nämlich als Linkstauber jeden an meiner Rechten, als der Hör- und Windseite, gehen zu lassen, um doch in Diskurse zu gerathen, so bitt' ich die Welt, sofort den vierten Nutzen der Einhörigkeit zu betrachten, und mit mir an mein Bette zu treten, wo ich liege — aber eben auf dem Hör-Ohr — und folglich nicht einmal merke, wie viele eintreten.

Je näher man dem längsten Schlafe kommt, desto mehr achtet man das Vorschlafen. Einem alten Manne wäre daher mein linker Vorzug mehr zu gönnen; seinen Regenschirm muß er ja zugleich gegen Schnee und Hagel tragen. Es sei nun, weil der Schlaf ein Vorspiel und Vorzimmer des Todes ist, welcher alle Sinne früher schließt, als das Ohr, oder weil man in jenem (wie in diesem) die Augen zumacht, auf Augenschluß aber (nach Eschke's Bemerkung) leiseres Hören folgt, oder weil der schlaue Greis mehr befürchtet und mithin behorcht, genug er kann wenig schlafen vor Lärm. So bedeutet es nasses Wetter, wenn Thüren und Fenster nicht zugehen. Hunde — Mäuse — Wirthshausgäste — Redoutenwagen — der eigene Athem, der zu laut wird — alles weckt den Mann und wacht um ihn; die Frühlingsstürme, die ihm nicht viel Blumenstaub ins welke Leben wehen, sammt den Passatstürmen der Nachtwächter, brechen in seine Ohren ein und stehlen den Schlaf. Ich hingegen, mit der Gabe, ein Ohr weniger zu haben, lege mich (außer in verdächtigen Zeiten und Orten) auf das behaltene, und höre nichts mehr, sondern nur Träume — am Janustempel des Lebens sind die Flügelthüren geschlossen — der allgemeine Friede kehrt ein — und das Uebrige ist aus.

Ueber den Zeitgeist.

Humoristische Vorlesung von M. G. Saphir.

Um über unsern Zeitgeist eine Vorlesung zu halten, braucht man lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber hoffe ich, wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand eigentlich schon im Voraus erschöpft, ohne erst mich selbst zu erschöpfen.

Zeitgeist! — Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance! denn die Zeit ist bürgerlich

und einfach, der Geist aber von höchstem Adel. Die Zeit bleibt eine arme, eine dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm, unendlich reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammenstellungen zu gefallen, so hat sie zwei kurios zusammengewachsene Wortkinder: „geistreich" und armselig." Welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! — Es sollte heißen: geistarm und reichselig. Ja, es gab eine Zeit, wo man das Wort: Zeitgeist noch nicht kannte, da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille gemüthliche jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete, bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seit wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so ungebildet, als unsere Zeit, und nichts so eingebildet, als unser Geist. — Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch' ein Ehepaar! — Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen wie der Taucher das große Weltenmeer — die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, so vertreibt er seine Frau, denn der Geist ist bekanntlich der beste Zeitvertreib. Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum holen die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten.

Das Wort ist eigentlich ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit als etwas Positives, die gegenwärtige aber in der leidenden Art, und die zukünftige nur in der bedingenden Art hat. —

Die Zeit ist eine große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer. Der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf der Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin- und hergeschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir thörichten Menschen, die beiden Ufer schwanken. —

Die Zeit ist eine Frau, wie jede Frau, und der Geist ein Mann, wie jeder Mann, das heißt: wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-Mann. Nur so lange man ledig ist, ist man eigentlich Mann, sobald man heirathet, ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber freilich mit anderem Charakter und erhöhetem Titel. Ehe-Mann! — das will so viel sagen, als ehedem Mann! —

Das Wort „Ehe" selbst ist schon in seinen Buchstaben ein sonderbares Ding; — Ist es nicht ein Strich durch die Mitte einer Selbstlauter-Rechnung?, denn jedes Einzelne hört auf, ein Selbstlauter zu sein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter, noch Mitlauter mehr, sondern er wird blos ein Ausrufungszeichen etwa hinter O! oder Ach! —

Bei unserem Zeitgeist hat der Herr Gemahl, Geist, auch wenig mit zu reden, die Frau Gemahlin, Zeit, kommt nur manchmal zu ihm, wenn sie Geld braucht. Dann thut sie ihm schön und sieht ihn auch wohl für baare Münze an. Jeder

Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist nun einmal das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksal kann man bekanntlich nicht entgehen. — Es weiß auch eigentlich kein Mensch so genau, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher einen Pantoffel trägt. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel, und zwar unter dem Pantoffel seiner Zeit, und die Zeit, wenn sie auch auf flüchtigen Sohlen dahin läuft, führt doch einen tüchtigen Pantoffel, denn sie läuft schon lange, hat also dauerhafte Sohlen.

Kann es Sie daher wundern, daß aus dieser unglücklichen unpassenden Ehe zwischen Geist und Zeit eine solche Nachkommenschaft entstand? — Kann es Sie daher wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt und elend sind? — Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater (vom Geiste) nichts an sich, als daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junger Zeitgespenster in die Welt gesetzt, unter denen der Partheigeist der Schlimmste ist. Dieser Partheigeist möchte aus seiner Mutter (der Zeit) machen, was er will, und betrachtet sie wie einen Fingerhandschuh, der durchaus für seine Hand passen soll. Aber die Zeit ist und bleibt ein Fausthandschuh, in den nur eine geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn. Der Zahn der Zeit; allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Dingen, während der Geist selten etwas zu nagen hat. —

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit. Man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit sei? — Die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf der man sehen könnte, was an dem Geiste ist. Wenn wir z. B. eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir wollten auf ihr sehen, wieviel es bei unserem Zeitgeiste geschlagen hat, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft und hin und wieder ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, niemals aber nach dem Geiste. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit. Niemand hingegen sagt: Entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist. — Tausend Menschen sagen: Ach! meine Zeit ist mir so kurz zugemessen. Kein Mensch aber gesteht: Ach! mein Geist ist mir kurz zugemessen. Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit sich bringt, zu gehen. Kein Mensch aber hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. — Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Pendel-Uhr sehe, halte ich sie wirklich für überflüssig, denn sie ist da, um an das Zeitliche zu erinnern, während mir zu Muthe ist, als wäre ich in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit. Eigentlich ist jeder Mensch eine Uhr, die ungefähr 70 Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger. An Ge-

sicht und Nase der Menschen kann man schon sehen, wieviel es bei ihnen geschlagen hat. — Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche hat es im Kopfe, der Sinnenmensch aber im Magen, und der Reiche hat das Uhrwerk gar in der Tasche, während der dumme Mensch gar kein Uhrwerk hat, sondern als leeres Gehäuse in der Welt umhergeht. Daß der Satyriker besonders alle Menschen als Uhren betrachtet, ist um so natürlicher, als es ihm Vergnügen macht, sie aufzuziehen, nur kann man eben nicht sagen, daß sie deswegen, weil er sie fleißig aufzieht, auch nach seinem Sinne gehe. Fast jeder Mann hat überdies eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen. Nur der Mann, welcher die ganze Zeit damit hinbringt, eine reiche Frau zu bekommen, trägt seine Uhr im Herzen und seine Frau in der Tasche, obgleich man deswegen immer noch nicht sagen kann, er habe seine Frau in der Tasche! — Sagt doch jetzt Niemand mehr: „Ich heirathe ein braves, hübsches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!“ — sondern man sagt: „Ich heirathe brave, hübsche, tugendhafte 20,000 Thaler, sie haben auch etwas Mädchen!“ — Dafür rächt sich die Uhr aber auch später, denn wenn man auch seine gewöhnliche Taschen-Uhr an Ketten legen kann, so legen solche Taschen-Uhren — Frauenzimmer sie selbst in Ketten.

Ist doch jedes Frauenzimmer mit einer eigenen Gattung von Uhren vergleichbar — denn Federn und Kettchen machen ja die Hauptsache aus. — Die flatterhaften Frauen sind die Spring-Uhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt. Die Modefräuleins sind die Spiel-Uhren, die, wenn sie glauben, daß die rechte Stunde geschlagen habe, ihr eingelerntes Liedchen ableiern. Die meisten sind Repetir-Uhren, tugendhafte edle Frauen aber Thurm-Uhren. Man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben, sie schweben im Aether ihres eigenen Gemüthshimmels hoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit und stimmen uns selbst höher, heiliger, freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus. Mancher Uhrmacher steht für seine Uhr, daß sie wenigstens ein Jahr richtig geht, welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird? —

Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeiste. Früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und Mädchen im Gehäuse, im doppelten, verhüllenden Gehäuse; der Mann wollte Haus- und Wand-Uhren haben; man sah auf Solidität! — So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig, ohne vor- oder nachzugehen. Jetzt sehen die Männer bei Uhren und Mädchen nur auf die Façon. Je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, desto leichter glauben sie, sie in die Tasche stecken zu können. Daher hat man jetzt auch kaum so ein kostbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, man besitzt sie kurze Zeit — dann laufen sie immer ab. —

Und doch — was wären wir Männer ohne Frauen? — Es gäbe wohl Männer auf der Welt, wenn es keine Frauen gäbe, aber schwerlich gäbe es Menschen. Wir würden die Tugenden der Thiere besitzen. Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schild-

kröte; Arbeitsamkeit, die Tugend der Dachse, und Geduld — die Tugend der Schafe. — Aber wir besäßen gewiß keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es pochen und schlagen. Unsere Lippen würden zucken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küssen und beten, unsere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen sie flehen und weinen, wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken, wir würden essen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen, wir würden schlafen und schnarchen, durch die Frauen lernen wir schlummern und träumen. Wer kann alle die tausend Fäden ergründen, mit denen die Frauen uns bessern und leiten! Das vermöchte nur Der, welcher uns sagen könnte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat. Welche Pflanze der Mann zuerst gepflückt hat, das braucht uns Niemand zu sagen — das weiß hoffentlich ein Jeder, Münz- oder das Tabaksblatt.

Es ist etwas Wunderbares um ein Frauenzimmerherz. Mir kommt es oft vor wie eine Postanstalt. Erst nimmt es Briefe an, dann Paquete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat es den Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Paquet retour. Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Briefe an, nur rekommandirt dürfen sie nicht sein, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten rekommandirt, die rekommandirt werden.

Um aber wieder auf unsern Zeitgeist zurückzukommen, so freut es mich, daß mein Geist, der Ihnen bloß die Zeit vertreiben sollte, nicht Sie selbst vertrieben hat, und daß ich also blos meine Vorlesung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie mir nicht davon laufen. Dadurch komme ich auf der einen Seite zu einer gehaltenen Vorlesung, auf der anderen Seite aber vielleicht zu einem ungehaltenen Publikum.

Allein, wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeist nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geist die Zeit vergeht, so werden Sie doch bemerkt haben, daß nur mit der Zeit der Geist vergeht. Dieses zeitliche Vergehen meiner Vorlesung ist ein Verbrechen an Ihnen, und alle Verbrechen muß man schließen — das ist ein guter Schluß, und mit diesem Schlusse schließe ich auch meine Vorlesung. Lassen Sie sich die Zeit nicht reuen, die Sie bei meiner Vorlesung verloren, lassen Sie sich aber auch den Geist nicht reuen, den Sie bei mir nicht gefunden. Es ist mein Trost, daß Sie von hier zu Tische gehen und Ihren Schmerz verbeißen. Nur die hungrigen Menschen sind scharfe Kritiker, weil sie allem die Zähne zeigen, was sich unter der Kritik befindet — essende Menschen sind sehr nachsichtige Recensenten, obschon sie Alles aufgabeln und den Mund recht vollnehmen, so schlucken sie doch auch Manches stillschweigend hinunter.

Ueber die Frauen.

Von M. G. Saphir.

Die Frauen sind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheiratheten sind schon an ihre Bestimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adresse, und die, welche gar nicht heirathen, das sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben. Die Ehemänner zahlen das Postporto oft sehr theuer. Aber es macht uns Männern sehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe sehen, d. h. ob sie schöne Züge haben, als auf den Sinn und den reellen Werth derselben. In dieser Hinsicht stehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geschlechte.

Der gebildetste Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form, das Frauenzimmer liebt aber an den Männern den Gehalt, den Werth, den Charakter, den Geist, den Grad der Achtung, den sie im Leben genießen, und nicht bloß die Form.

Es giebt zwar eine Form, der sie vorzüglich zugethan sind, die Uniform; man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man spöttischer Weise sagen wollte, sie lieben das Port-Epé oder die Aufschläge; sie lieben den Muth, den Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil sie ganz richtig wissen, daß der wahre Muth nur bei Biederkeit, bei hohem Charakter und bei einer freien und ungeschwächten Seele wohnt. Sie lieben den, der kühn sein Herzblut für das Vaterland hergiebt, weil sie glauben, dasselbe Herz würde auch sein Blut für seine Liebe hergeben.

Das liebe schöne Geschlecht ist oft sehr verkannt worden, und warum? weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln schreiben und nicht die Frauen. Wir schreiben über sie, was uns eben einfällt, und da man viel pikanter sein kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man sie verhüllt, so haben wir bloß die Schattenseiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu schreiben anfingen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüten möge, da würden wir Männer bald um unser Bischen Vorzug kommen, welches wie nach dem „car tel est notre plaisir“ uns selbst beilegen.

Leider aber sitzen Frauen, die das Musenroß besteigen, auf demselben auch wie auf dem Reitpferde nur einseitig. Ich mag aber den Pegasus als Damenpferd nicht sehen. Ich will hiermit nicht sagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hie und da in den Stunden der Muße, den gefälligen Musen einen Sonnenblick ablauschen dürfe. Warum sollte das weibliche Geschlecht den süßen Besuch der Muse nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das sogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden, und ihr Heißabsieden der Schriftstellerei. Wir Männer, wenn wir schriftstellern, so warten wir, bis wir einen herzlich günstigen Blick von unserer Parnaß-Dame bekommen; die Schriftstellerinnen aber

überlaufen den Parnaß. Sie mögen alle Tage ein Paar Bogen sieden oder braten. Das Schriftstellern ist bei vielen Frauen bloß eine verfehlte Putzsucht, denn die Federn zieren sie nur auf dem Kopfe, aber nicht in der Hand. Es ist auch ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie die Frauen die Schriften der Männer lesen, und der, wie wir Männer ein Buch von einem Frauenzimmer lesen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Staturpaß des Autors, sie wollen aus dem Buche gleich Alles herausfinden, was den Verfasser betrifft, ob er klein oder schlank, dick oder dünn, schwarz oder blond ist, ob er liebt, ob er gerne Kaffee trinkt u. s. w. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer lesen, so denken wir gar nichts dabei, als höchstens: „das ist gar nicht übel gestrickt.“ Die Frauen schreiben, wie sie reden, mit aller möglichen Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie schreiben einen Roman in drei dicken Bänden, im ersten erfährt der Leser: Anton und Sophie haben sich gesehen, im zweiten: Anton und Sophie haben sich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben sich geheirathet. Ich kenne Schriftstellerinnen, die, wenn sie erzählen wollen: Louise trank ein Glas Wasser, dieses ungefähr in folgenden Worten ausdrücken: „Horch! dort, wo im düstern Schatten der finstern Buchen der bemoosete Felsen sein Haupt in das Gezweige hüllt, rieselt ein munteres Bächlein durch schaukelndes Schilf. Am Ufer auf Blumen hingestreckt, ruhte Louise, schmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern stand Robert und lauschte den Lüften, die blühende Blüthen auf Louisens wallendes Leben herabschütteten; da hob Louise den sehnenden Blick, in welchen die tiefere Sehnsucht nach des Baches sprudelnder Labung hochaufleuchtete, zu ihm und lispelte leise erröthend: „Robert, bring' mir ein Glas Wasser!“ — Die meisten Schriftstellerinnen schreiben ihre Romane in Briefen, weil sie sich da immer selbst mit schreiben lassen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Postscriptum daran.

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitäts-Philosophie stellen das Weib niedrig, allein Schiller, Göthe, Humboldt u. s. w. geben ihnen die Rechte zurück, welche der herzlose Verstand ihnen rauben will. Die Philosophen haben sogar schon Untersuchungen geschrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menschengeschlechte gehören. Allein was haben unsere Philosophen nicht schon alles untersucht! nur das haben sie noch nicht untersucht, ob sie selbst zum Menschengeschlechte gehören, und ob nicht bei ihnen der Mensch da aufhört, wo der Philosoph anfängt.

Andere Schriftsteller erheben die Frauenzimmer weit über die Männer. Bocaccio erhebt sie zu den Engeln. Plutarch sagt, sie können sich schwerer berauschen, Agrippa sagt, sie können länger schwimmen; diese Erfahrung bestätigt sich täglich, sie schwimmen länger gegen — den Strom. Plinius erzählt, sie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider sind wenige Löwen unter unsern Jünglingen, wir können also diese Wahrheit nicht ergründen.

Die Geschichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genossen, gleicht einem Schichtengebirge, aus dessen verschütteten Lagen und Anschwemmungen, durch Zeit und Völkerumwälzung, man seinen Charakter erkennt.

In den älteren Zeiten ist der Charakter der Frauen wenig hervorgetreten,

sie standen nicht als sittliche Grazien, als Bildnerinnen des Schönen im Leben da; Staatsverfassung und Erziehung wiesen ihnen eine rohe Stellung an.

Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber sie nicht geachtet. Homer's Frauen sind groß, edel, aber höchst einfältig. Die griechischen Tragöden geben ihnen heroische Gestaltung, eine resignirende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muse nicht, ihre Frauen sind duftlose Rosen, marmorne Gestalten, kalt ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen und ihr Eintreten in das gesellige Leben. Aber es war doch eine profane Verehrung, eine Gnadensache, und manche erlaubte Genüsse waren ihnen untersagt. Wenige Frauen aber wissen es, daß es einer der vielen Segen des Christenthums ist, welcher den schönen Morgen auch über das weibliche Geschlecht heraufführte.

Mit dem Christianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menschenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlösete angesehen, und stand in geistiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit.

Eben so viele Märtyrerinnen errangen mit der Palme der Religion die hohe Würdigung des ganzen Geschlechtes und die Verehrung der Muttergottes warf einen Licht- und Gnadenstrahl auf alle Weiblichkeit zurück.

Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Ritterthums, der Chevalerie, diese Zeit war eine Zeit des Taumels, die Frauen wurden abgöttisch verehrt, Ritter und Sänger, Leier und Schwerdt, Kronen und Schäferstäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte diese ganze Epoche einen Liebesseufzer nennen, von Provençalen und Troubadour's an den süßen Klang der Saiten geknüpft. Nach diesem Champagner-Rausch kam die französische Küche; die Galanterie, mit den feinsten Sinnlichkeitsgewürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutschland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und coquett, bis die Namen einer Du Deffand, einer Sevigné, einer L'espinasse der schönen Literatur und dem Tone eine feinere, geistigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutschen Literatur begann auch der schönere Morgen der deutschen Frauen, denn Schulen bilden nur die Männer, die Dichter aber bilden die Frauen. Der deutsche Bär fing endlich an, nach den Tönen der Liebe in edlerer Bedeutung des Wortes zu tanzen, der zarten weiblichen Anmuth den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen, und in die angenehme Dienst- und Zinsbarkeit der Frauen sich zu begeben: denn

Was wär' das Leben immer,
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Thau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Aermel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,
Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Dasein ohne Scherz,

Ein Nachtstück ohne Licht,
Ein Wechsel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld,
Ein Freier ohne Geld,
Jedoch, wo sie sind, sie,
Da fehlt die Sonne nie,
Da herrscht des Seins Magie,
Harmonie,
Poesie,
Symmetrie,
Wenn auch nicht immer Orthographie!

Wir Männer machen uns über das Uebergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne lustig, aber es ist nicht jeder frei, der seiner Fessel spottet. In jeder Gemüths-, Empfindungs- und Herzenssache steht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reizenden Schicklichkeitsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr Schwächen, die Männer Gebrechen; die Frauenzimmer haben mehr Untugenden, die Männer mehr Laster; die Frauenzimmer verwunden mehr mit der Zunge, aber sie verbinden die Wunden mit dem Herzen und heilen sie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und die des Mannes. Sie verhalten sich zusammen wie Morgenroth zu Kornmehl. Das Mädchen ist ganz Liebe, die ganze Wesenheit existirt ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe, all' ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben bewegt sich nur um den Gegenstand ihrer Liebe. Der Mann aber liebt nur so „unter andern;" er steht des Morgens auf, geht an sein Geschäft, speist Mittag, trinkt Kaffee, reitet spazieren, geht auf's Comptoir, endlich schaut er auf die Uhr, ob er schon lieben soll, nein, sagt er: ich hab' noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erst um ¾ auf 4 an zu lieben. An hohen Fest- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu. Selbst in der Mittheilung der Liebe zeigt es sich, daß das weibliche Geschlecht liebt, das männliche aber bloß so gnädig ist, sich lieben zu lassen. Das Mädchen sucht eine Vertraute, um ihr zu sagen, wie sie liebt; der Mann sucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er geliebt wird. In der Ehe sucht das Mädchen ihre erste Liebe. Der Mann sucht gewöhnlich eine Frau als seine letzte Liebe; wenn er schon genug geliebt hat, so schließt er seine Rechnung durch eine Ehe. Die Männer machen es mit dem Heirathen wie die Weintrinker, sie versuchen erst alle Sorten, dann sagen sie: „Nun aber bleib' ich schon bei dem Chateau Margau." Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben viererlei Frauen:

Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heirathet eine Gattin, man freit eine Frau und man vermählt sich mit der Gemahlin. Man ist glücklich mit

dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt so so mit der Frau, und arrangirt sich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, estimirt von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau, und ein Haus mit der Gemahlin. Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin; stirbt der Mann, so ist untröstlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau, und in sechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Wittwen ist es eine ganz eigene Sache: sie gleichen dem grünen frischen Holze, je mehr sie auf der einen Seite brennen, desto mehr weinen sie auf der andern Seite. Wer Wittwen freien will, darf die Geister nicht fürchten; denn kaum haben sie den zweiten Mann, so citiren sie alle Augenblicke den Geist des ersten aus dem Grabe; sie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden, der Todte möchte aber für sein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine solche Wittwe zu dem Manne sagt: mein Schatz! so muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob sie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Wittwen lesen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den sie hatten, betrachten sie als Einlegezeichen, um zu wissen, wo sie in dem Buche geblieben sind, das Einlegezeichen ist fort, und sie lesen weiter.

Jedoch sind alle diese kleinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes nur Erhöhungsmittel seiner Liebenswürdigkeit, so wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen, und seine Klarheit anschaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinschaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geschmack.

Die Schönheit aber verhält sich zur Anmuth, wie ein Schlüssel zu einem Dietrich, die Schönheit erschließt ein Herz, die Anmuth erschließt alle Herzen, sie ist ein passe-partout zu allen Seelen. In Hinsicht des Geschmackes sind sie die kompetentesten Richterinnen über Alles, was Anstand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über Alles, was schicklich und zuverlässig, was angenehm und wohlgefällig ist.

Nur in Beziehung ihrer gegenseitigen Schönheit haben sie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet schöne Frauenzimmer werden sich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere schön ist. Es geht ihnen wie den römischen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur sie selbst machten sie sich wechselsweise streitig.

In Hinsicht des Gefühls sind sie die süßen Gesandtinnen der trostreichen Götter. Liebe und Freundschaft haben keinen schöneren Tempel als das weibliche Herz; die Tugend und die Unschuld keine geheiligtern Farben als das Morgenroth der Frauen-Wangen, das Mitleid und der Trost hat keine süßern Töne als die

Rosenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer haben keine lindernbere Tröstung als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein sanfteres Lager als das Herz des Weibes, und der verwaiste, verwittwete Solitär-Mensch hat keine süßere Einfassung, als die Silberspangen weiblicher Arme. Leider aber artet dieses Gefühl oft in Kränkelei aus, seitdem irgend ein guter Weiberdoctor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heirathen würde, würde meine erste Frage sein: „Hat sie Nerven? Was für Nerven? Wie viel Nerven?" Wie oft heirathet man nichts als ein Nervensystem mit zweitausend Thaler Einkünfte. Die Einkünfte gehen sogleich als Auskünfte für die marchande de modes davon, das Nervensystem fällt in Ohnmacht, wo bleibt dann das Wesen, das man geheirathet hat?

Auch am Verstande sind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann, oft aber liebt der Mann die dümmsten Frauenzimmer. Es ist nur Schade, daß der Verstand der Frauenzimmer auch oft in Ohnmacht fällt, und Krämpfe bekommt, wie sie selbst.

Eine Haupttugend der Damen, die eben so wohl aus ihrem Verstande, als aus ihrer Sanftmuth entspringt, ist die Geduld, die ihnen in allen Fällen des menschlichen Lebens eigen ist; um diese schöne Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu setzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches wie sein Gegenstand zu hinreißend ist, um sich leicht davon trennen zu können.

Nadel und Kamm.

Makame nach dem Arabischen des Hariri von Fr. Rückert.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Das seltsamste, was ich auf Reisen sah, — war, was in Mearet Elnoman*) geschah — wo sich stellte dem Richter dar — ein streitendes Paar, — ein Alter mit gestumpftem Zahne — und ein Jüngling, frisch wie ein Zweig der Myrobalane. — Der Alte sprach: „Walte Gottes Gnad' hie — halt und erhalte den Kadhi — daß er recht walte — und gerecht verwalte — sich recht verhalte — und das Recht erhalte. — Ich hatte eine feine, — allerliebste kleine, — glatte, nette, niedliche — spitzige doch friedliche, — schlanke, blanke, flinke unermüdliche — eine dienstfertige Dirne — die sich lenken ließ an einem Zwirne; — zierlich, manierlich, — behend hanthierlich, — aus und ein schlüpfend, hin und her hüp-

*) Ein Flecken in Syrien.

fend, — alles mit Fleiß verknüpfend; — die überall säumte, — doch nichts versäumte, — die überall steckte und stickte, — und der alles flickte, was sie flickte. — Daß ihr Herz war stählern, rechnete ich ihr nicht zu den Fehlern — noch daß sie liebte Fehden — und führte Stichelreden. — Denn zwar unbiegsam, — war sie mir doch schmiegsam, — spitzzüngig wie ein Schlängelchen, — doch still und fromm wie ein Engelchen. — Sie hätte nur wandeln sollen auf Seiden — und an geblümten Borten weiden — doch sie erging sich vergnügt und bescheiden, — auf meiner Armuth kahlen Heiden. — Nackt blieb sie, um Nacktheit zu bekleiden; doch wo sie zog durch die Steppe — da zog sie hinter sich her eine lange Schleppe. — Dieser Jüngling nun hat sich nach ihr gesehnt — und ich habe sie ihm gelehnt, — sie sich zu Nutz zu machen — doch zu schonen der schwachen — und keine Unbilligkeit — zuzumuthen ihrer Willigkeit — sie nicht anzustrengen über ihre Kräfte — und sie nicht zu mißbrauchen im Geschäfte. — Da bringt er sie zurück mir itzt — und das Ohr ist ihr geschlitzt — und vom Ersatz, den er mir bietet — wird mein Schaden nicht gegütet."

Der Jüngling sprach: Es ist gegründet, — was der Alte verkündet. — Doch schlecht hat sie sich aufgeführt; ich hatte nur schief sie angerührt, — und mein Finger war ohne Hut, — da biß sie mich rein und leckte mein Blut. — Doch er hat von mir im Versatz, — einen Schatz — ein barsches Bürschchen, — als wie ein Hirschchen — mit Zinken und Zacken, — und elfenbeinblinkendem Nacken; muthwillig und eitel, — will jedem über die Scheitel, — Jungen die Locken krausen — Alten die Borsten zausen. — Er liebt Putzen und Zieren, — durch Wälder zu spazieren, — und fürchtet nicht, den Weg zu verlieren, — bricht durch dünn und dicht, — und was sich sträubt — das macht er schlicht. — Den gab ich zum Unterpfand dem Alten, — doch der hat ihn nicht wohlgehalten; — ich weiß nicht, was mein Bürschlein hat verbrochen, — er hat einen Zahn ihm ausgebrochen. —

Da sprach der Richter: „Erklärt euch näher, ihr Streiter — oder scheeret euch weiter! — und der Jüngling sprang auf und sang:

„Eine Nadel, abgestumpft und abgenutzt,
„Schwarz gerostet und von keinem Nutze,
„Lieh er mir zu übler Kleider Besserung,
„Daß sie alte Lappen neu aufstutze.
„Brach sie aus Gebrechlichkeit, so ist kein Grund,
„Daß er ein Verbrechen mir aufmutze.
„Doch er hält dafür in seiner Haft zurück,
„Meinen Kamm, der mir gedient zum Putze.
„Sieh des Alten schmuzgen Geiz, durch dessen Schuld,
„Liegen muß mein junges Haar im Schmutze.
„Und daraus schließ auf den großen Druck der Noth,
„Die Erleichterung hofft von deinem Schutze."

Da sprach der Kadhi zum Alten: — Rück heraus ohne Umschweif und Falten! und er hub an:

„Bei der Wallfahrt und der Anhöh' Cheif Mina'

„Wo der Frommen Heer den Satan steinigt!
„Wäre nicht das Glück mir karg, ich hätte wohl
„Meine Großmuth an dem Feind bescheinigt.
„Hätt., ohn' auf Ersatz der Nadel zu bestehen,
„Seines Kamm's Herausgab' ihm beschleunigt;
„Doch vom Bogen des Geschicks fliegt Pfeil um Pfeil,
„Einer trifft, die Furcht des andern peinigt;
„Beide, die wir hier als Widersacher steh'n,
„Durch der Armuth Band sind wir vereinigt;
„Er aus Dürftigkeit kann nicht befrein sein Pfand,
„Ich aus Mangel kann es lassen frei nicht.
„Dieser Schicksalsknoten ist dir vorgelegt,
„Löse mild und hau ihn streng entzwei nicht!"

Als der Kadhi das angehört — ward er ganz verstört — und als wie bethört, — warf er ihm hin einen Dinar*) — den erschnappte der Alte wie ein Aar — und als er seinen Raub verschlungen — sprach er zum Jungen: — „die eine Hälfte ist mein Antheil am Schatz; — die andere Hälfte nehm ich an deinem Platz, — als Schadenersatz — für die zerbrochene Nadel — so behalt' ich das Ganze ohne Tadel; — komm nun und nimm in Empfang deinen Kamm — auf daß bestehe des Rechtes Stamm." — Da stand der Junge wie ein verkauftes Lamm. — Doch der Kadhi, den sein Thaler verdroß, — gab seinem Mitleid noch einen Stoß, — und warf, um den Jungen zu trösten — ihm ein Paar Münzen hin, nicht von den größten. — Dann sprach er, nun geht und vertraget euch — und solcher Fehden entschlaget euch! — Ein Richter hat nicht dazu die Kassen, — um von den Parteien sie leeren zu lassen. — Darauf gingen sie bedächtiglich, — mit einander einträchtiglich — laut preisend des Richters Gütigkeit, — Großmuth und Edelmüthigkeit. — Er aber konnte noch nicht verschmerzen — den Thaler, der ihm gerissen war von dem Herzen; — er ächzte beweglich — und krächzte kläglich — als steck' ihm die Brust voller Dolche — und er sprach zu seinem Gefolge: — „es ahnet mir — und gemahnet mir — daß die beide nicht zwei Parteien — sondern eine, und zwei Betrüger seien. — Wer kann ein Licht mir zünden — ihre Heimlichkeit zu ergründen?" — Da sprach sein Hauptspürer — und Obermeuteführer: Es giebt kein besseres Verständniß — als ihr eigenes Geständniß — und kein sicheres Erkenntniß — als ihr eignes Bekenntniß. — Da ward ein Häscher von den raschen — gesandt, sie einzuhaschen, — und als sie wieder vor dem Kadhi erschienen — sprach er zu ihnen — mit ernsten Mienen: — „Nun schenket mir reinen Wein — aus dem Krug ein — und geschenkt soll euch euer Betrug sein!" — — Da prallte zurück der Junge — doch der Alte trat vor mit kühner Zunge:

„Ich bin der Seruger, und das ist mein Sohn
„Es artet in Zeiten der Welf**) nach den Leuen
„In unserm Schatz ist nicht Nadel noch Kamm
„In unserm Haus nichts zu kau'n noch zu käuen.

*) Ein Goldstück.
**) Das Junge vom Löwen.

„Den Kummer der Armuth, der Dürftigkeit Schutt,
„Verwenden wir kunstreich zu Dichtungsgebäuen.
„Wir locken die Gab' aus geschlossener Hand,
„So gut wie aus offner die Geber mag freuen,
„Wir tauschen Geschenk ein für Täuschung mit Lust,
„Daß selbst nicht den Tausch die Getäuschten bereuen,
„Und wen, so wie uns, Noth im Rücken bedroht,
„Der scheut nicht Gefahr, die in's Antlitz mag dräuen.
„Der Tod ist das Ende der Mühsaal, und wen
„Er heut trifft, der braucht ihn nicht morgen zu scheuen."

Da rief der Kadhi: Gottes Segen dem Wohlduft, den deine Rede haucht, — und Heil dir, wäre dein Sinn nicht in Trug getaucht! — Doch ich werde vor dir mich wahren — und warne dich selber vor Gefahren. — Laß künftig die Richter ohne Beschwerden; — Mancher verträgt es nicht, gefoppt zu werden. — Denke des zeitlichen und des ewigen Verderbes — und befleißige dich redlichen Gewerbes. — Das versprach ihm der Alte und schied — und die Tücke saß ihm auf dem Augenlied.

Der Schulmeister von Hims.

Makame nach dem Arabischen des Hariri von Fr. Rückert.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich zog ein Verlangen bergauf und thalab — nach Halab, — und ich war damals munter und aufgeräumt, — wohlgesattelt und aufgezäumt. — Rasch wie ein Vogel auf seinem Gefieder, — so ließ ich in den Lustgärten dort mich nieder, — in der Mitte von Wonnen und Freuden, — Bronnen und Gebäuden, — und begann die Tage zu vergeuden — um meinen Wunsch zu letzen, — und meinen Durst zu netzen. — Als des Herzens Begierde nun nachließ, — und der Sturmwind des Genusses gemach blies, — schwang nach kurzer Rast — auf dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges, — und ich schritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug. — Ich war vom Uebermuth versucht — mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht — von Hims, das berühmt ist durch die Zucht — von Thorheitsgewächs, und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgestiegen vor ihren Thoren, — und mich umsah nach einer Probe von ihren Thoren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich, der zu schließen nach seinen Schläfen — über den Schaum hinaus

war gelangt zu den Hefen, — umgeben von einem Rudel Knaben, — durch einander wie Tauben und Raben, — wie kleine und große Buchstaben. — Ich nahte mich, und führte im Schilde nichts Schlimm's — als nur zu erforschen die Weisheit von Hims. — Er aber war keiner von den Gastverhöhnern, — und erwiderte meinen Gruß mit einem schönern, — hieß mich niedersitzen in Mitte der Heerrunde, — und fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, — indem er deutete mit dem schwanken Stäbchen — nach einem schlanken Knäbchen, — rufend „Du Rehkälbchen! — du Seeschwälbchen! — auf, und zeige mir Glied für Glied — zwischen G und Ch den Unterschied!" — Worauf jener anhob ohne Zaudern, — und vortrug ohne Zaudern:

„Zeichen sind des Korans Verse Gläubigen:
Doch was an dir ist, mußt du uns zeigen.
Teichen süßen Wassers fehlts an Fischen nicht;
Guten Oefen fehlt es nie an Teigen.
Reichen dünken sich die Bettler gleich, wenn sie
Trunken sich die Hand gereicht zum Reigen.
Eichen haben feste Wurzeln tief im Grund:
Nur dem Schilfrohr ist das Schwanken eigen."

Der Lehrer sprach „Brav, mein Paviänchen! — mein Silberfasänchen und Goldhähnchen! — Ich finde keinen Unterschied zwischen deiner Eigenschaft — und einem Eichenschaft; — du versprichst zu werden kein schwacher Schwager, — sondern ein wacher Wager — und jacher Jager, — an den sich wagt kein Widersacher und Widersager." — Dann rief er „Maykätzchen! — Schreymätzchen!" — und Antwort gab ihm ein Junge wie ein Schätzchen. — Der Lehrer sprach „Komm und entwickle mir gescheidt — zwischen D und T den Unterscheid." — Und heranstob jener wie ein Düftchen, — und anhob er wie ein Lüftchen:

„Beiten ist ein Wort für weilen, alt und gut:
Wähle nach Gefallen zwischen beiden!
Leiten sollst du die Verirrten auf den Pfad,
Und mitleidend trösten, die da leiden.
Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
Werden für sein Vieh der Heimat Weiden.
Saitenspiel und Wein stell' auf die Seit', und fromm
Kleide dich in Wolle, nicht in Seiden."

Der Lehrer sprach „Du Witzjunge! — du Blitzjunge! — ich sehe, daß du bist von den Gescheidtern, — die unterscheiden zwischen Prügeln und Scheitern." — Dann rief er „Ringlöckchen! — Springböckchen — mit dem Klingglöckchen!" — und ihm gab Antwort ein Junge frisch wie ein Funke, — wie ein Vogel der auffliegt vom Trunke. — Der Lehrer sprach „Du in der Wissenschaft kein Lay, — sondern ein Leu, — sage mir den Unterschied zwischen ei und eu." — Und jener räusperte sich gründlich, — und äußerte sich bündig:

„Eitern muß die Wund', in welcher steckt der Pfeil;
Herbes Gras giebt süße Milch in Eutern.

Leitern dienen zu besteigen hohen Baum,
Noten dunkle Texte zu erläutern.
Heitern Sinnen ist die Schöpfung angenehm,
Und verdrießlich dumpfen Bärenhäutern.
Reitern muß der Bauersmann das Korn; der Fürst
Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern."

Der Lehrer sprach „Trefflich, mein Lämmchen! — vortrefflich, mein Stämmchen! — übertrefflich, unübertrefflich, mein Flämmchen!" — Dann rief er „Neuntödter! — Leuntödter!" — Da stellte sich ein Knabe wie ein Baumschröter. — Der Lehrer sprach: „Du den ich mir erkür' und erkor, — dessen Verstand sprengt Thür und Thor, — sage mir den Unterschied von für und vor!" — Worauf sich jener zurecht setzte, — und seine Zunge zum Gefecht wetzte:

„Vorsprach' halt im Vorübergehn vorm Nachbarsthor;
Fürsprache such' im Himmel dir und im Palast.
Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann;
Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt ein Gast.
Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich hält;
Vorsicht und Fürsicht ist des Schiffes Steu'r und Mast.
Gott sieht für dich, wo du nicht siehst, und sieht vor dir!
Heil dir, daß du den Für- und Vorherseher hast!"

Da rief der Lehrer „Heil dir, mein Stolz! — du grader Bolz — aus gutem Holz! — Du brauchst für deinen Mund keinen Vormund; — für dich geschaart stehn Engel im Hintergrund und im Vorgrund; — ich fürchte nicht für dich: — denn vor dir fürchten die Furchtbaren sich." — Dann rief er „Bitterkorn! — Rittersporn!" — da erschien ein Knabe wie ein Gewitterzorn. — Der Lehrer sprach „Nun, du Weisheiteinschwärzer! — du Buchstabenausmerzer! — du Weinwässerer — und Sprachbesserer! — auf! und sprich deinen Grabspruch — über den Buchstab, der verwirkt hat den Stabbruch, — und verdient den Lebensabbruch und -abspruch!" — Worauf jener bloß zog, — und so gegen das S loszog:

„Ja, sieghoffnungtrunken schwör' ich Hülfgenoß
Mich zur Kriegfahn' aller Essverheerer.
Künftig sei mein Lebenslauf ein Lebenlauf,
Und ein Todstoß aller Essverehrer.
Nie mehr wandeln will ich zwischen Frühlingsaun:
Die sind unrein, Frühlingaun sind hehrer,
Glücklos sei mein Glücksloos, meine Liebesnoth
Liebe Noth, die ohne S, ist schwerer.
Auch mein Blutsfreund mög' ein Blutfreund sein, und mein
Glaubenslehrer sei ein Glaubenleerer.
Und zu essen gebe künftig Niemand was
Mir und jedem edlen Essverzehrer."

Der Lehrer sprach „Wohl, mein Knappe! — nicht scheue dir dein Rappe! — denn der Krieg ist schwer, — und der Sieg ist hehr."

. . . .

„Doch was macht mich denn abwendig? — Zwei von der Schaar sind noch rückständig. — Geschwind, mein Reitgäulchen! — mein Schreitsäulchen! — mein Streitmäulchen! — wickle mir ab dein breit Knäulchen! — sag' her ohn' Anstand, — doch mit Anstand, — die Verse vom Anstand!" —

Da kam ein Range — wie eine Stange, — und sprach mit Gesange:

„An Stand ist sie ein Hirtenkind, doch eine Königin von Anstand.
An stand es lange Zeit, bis ich eröffnet ihr, wie sie mir anstand.
Anstand sie mit Gespielen einst zum Tanz: da stand ich auf dem Anstand;
Anstand ich nicht, bot ihr die Hand, und ihre gab sie mir ohn' Anstand."

Der Lehrer sprach „Schön, du Buntscheckiger! — du Rundbäckiger! — dein Pfund besteht die Probe; — ich besiegle deinen Mund mit meinem Lobe." — Dann rief er „Nun, du Spitzfund! — du Witzmund! — du Blitzkund! — Flußader meiner Freude! — Schlußquader am Gebäude! — du Simpel, du Gimpel, du Gelbschnabel! — warst du bei der Sprachverwirrung von Babel? — so sag es unerblödlich; — was ist der Unterschied zwischen redlich, räthlich und röthlich?" — Da reckte sich ein Männchen, — streckte sich um ein Spännchen, — steckte sich hin wie ein Tännchen, — erkeckte sich, und leerte so sein Kännchen:

„Redlich kommt von Reden her:
Doch im Handeln sei du redlich.
Räthlich ist von Rath genannt;
Thoren rathen ist nicht räthlich.
Röthlich ist nicht weit von roth;
Meines Meisters Bart ist röthlich."

Da rief der Lehrer „Wie ordentlich! — außerordentlich! — meisterhaft! — musterhaft! — du Flegel! du triffst die Kegel nach der Regel; — ich streiche vor dir die Segel. — Du hast dem Werke die Kron' aufgesetzt, — und deines Lehrers Augen mit Freudenthränen genetzt. — Du lügst um zu leimen, — und rügst um zu reimen; — du gehörst zu den Philologen, — die so heißen, weil viele logen. — So hab' ich nun dir und deinen Genossen, die Schreine mit den Perlen des Wissens erschlossen, — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Luft darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Ich habe nach dem Maaße meiner Kräfte — euch poliert wie Lanzenschäfte, — und wie Schwerter versehn mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar seiet zu jedem Geschäfte. — Ihr habt die Blüthen der Sitte gepflückt, — und euch mit dem Schmuck der Bildung geschmückt: — das gedenket mir, und vergesset es nie auf der Erde, — wie ich euer gedenken und nie vergessen werde, — und fest stehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit. — Jetzt singet zu der Lehrstunde Schlusse — die Vaterstadt an mit dem Gruße — des Liedes das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H eine Krone!" — Da verschlang sich der ganze Rudel — in einen Strudel, — und sie sangen mit feierlichem Gedudel:

„Heil'ge, hohe, Himmelsheimath, hehre Hims,
Heil! du hast den Herrn zum Huldverheißer.
Heitre Hügel, heimlich hohles Heimgeheg,
Höhn' euch herb kein harscher Hauch noch heißer!
Holder Hirsche Heerde hütet hier der Hirt,
Hoffnungshalm' erhabner Herscherhäuser.
Heißa, hußa, hurra, hu, hihi, haha
Halle hell, bis Herz und Hals ist heißer."

Dann stob der Schwarm aus einander, — und ich blieb mit dem Scheich selbander. — Der zog aus seinem Gesicht hinweg eine Falte, — und war Ebu Seid, der alte. — Ich war verwundert und erstaunt: er aber sprach munter und frohgelaunt — „Steck ein deines Schwertes Schärfen, — und behalt für dich, was du mir vor willst werfen. — Denn vernimm, — und denke von mir nicht schlimm:

So gethan ist diese Zeit,
Daß die Weisheit büßt die Starrheit
Ihres Kopfes, wenn sie nicht
Gehen will in den Dienst der Narrheit.

Uebrigens, was ist hehrer — als ein Lehrer, — der ein Vater ist, nicht des Fleisches und Geblütes, — sondern des Geistes und Gemüthes? und wo ist anmuthiger ein Stand als dessen, der steht — in der Mitte von der Jugend Rosenbeet, — dessen Anhauch den Greis erfrischt, — und in seinen Frost sanfte Wärme mischt? — oder welcher Beruf — ist förderlicher zu des Ruhmes Behuf — als der Weisheit Korn das unvergängliche — zu streun in das Land das frisch empfängliche, — daß es aufgeh' und Erndte trag' überschwängliche, — wenn die Jugend den Klang deiner Rede bewahrt in tiefern — Herzen, wie die Züge deiner Schrift auf Schiefern, — um sie der Nachwelt zu überliefern, — wann der Tod zerbrochen hat deines Mundes Kiefern? — Das schreib auf, und leg' es auf dein Gesims, — was ich zu dir gesprochen vor den Thoren von Hims!" — So sprach er und hielt sich das Ohr zu — vor allem was ich ihm schwor zu; — er wandte den Rücken, und schritt mit Würde dem Thor zu, — wo ihm eilte der Bürger Chor zu; — und vor meinen Blicken fiel des Kummers Flor zu.

Geschwätz über die Geschwätzigkeit.

Von L. Kalisch.

„Zu den redenden Künsten gehört auch das Schweigen" hat einmal ein witziger Kopf bemerkt. Die Alten, die in so vielen Künsten unerreichbar, haben es auch in der großen Kunst des Schweigens zu einer großen Fertigkeit gebracht.

Jupiter lenkt das All durch eine leichte Bewegung der Augenwimper und Neptun gebietet durch sein „Quos ego!" den empörten Wellen. Unsere Herren Götter schaffen keine Welt, sprechen aber desto mehr.

Die Sprachen der Alten zeichnen sich durch Kürze aus; bei ihnen schmiegt sich das Wortgewand dem Gedanken an, wie der Harnisch einem homerischen Helden. Ja, gewöhnlich ist bei ihnen dieses Gewand noch viel kürzer, als der Gedanke, um dessen nackte Schönheit eher zu zeigen, als zu verdecken, so wie die Chlamis des Apollo von Belvedere diesen Gott nicht verhüllt, sondern erst recht in seinem heitern nackten Glanze zeigt. Wir aber verstehen es, einem Gedankenzwerg eine faltige Toga um die winzigen Glieder zu werfen, so daß man vor lauter Kleidern den Träger desselben nicht sehen kann Daher bei uns die wattirten Redensarten, die ausgepolsterten Phrasen, in denen eben so wenig Fleisch und Blut steckt, wie in den ausgestopften Figuren der Kleidermagazine, die ja immer, wenn auch nicht die schönsten, doch die modernsten Kleider tragen.

Die Alten lebten in ewiger Seligkeit, und was sie geschrieben und gesprochen zeugt von dieser Seligkeit. Wir aber haben nur eine Schreib- und Redseligkeit. Der große Meister Talleyrand hat behauptet, die Worte seien bloß da, um die Gedanken zu verbergen; das haben sich Viele gemerkt, die durchaus keine großen Meister sind und die auch durchaus nichts zu verbergen haben. Sie brauchen viel Worte, aber hinter diesen Worten stecken wieder lauter Worte und wenn man eine Wortschale nach der andern ablöst, so kommt doch nie ein gesunder Gedanken-Kern zum Vorschein.

Mit wie viel Gutmüthigkeit geht so ein armer Leser nach tausendmaligen Täuschungen wieder an eine neue Schrift; und wie geht's ihm, wenn er sie aufgeschlagen? Er durchforscht das erste Kapitel und findet nichts; da denkt der gutmüthige Leser: das ist ja auch bloß der Eingang, und die Eingänge in Bücher gleichen den Eingängen in Paläste darin, daß sie möglichst breit und sehr leer sind. Er lies't das zweite Kapitel und findet am Ende desselben nichts als das dritte(er lies't das dritte, vierte und fünfte Kapitel und findet abermals nichts, und er lies't endlich das letzte Kapitel und findet endlich gar nichts.

So viele unserer Bücher kommen mir vor wie große Schachteln bei den Papparbeitern. Man öffnet die große Schachtel und findet eine kleinere darin; man öffnet die kleinere und findet eine noch kleinere, bis man endlich in der

kleinsten nichts findet als die allerkleinste. Von dem ersten bis zum letzten Kapitel sieht man lauter Raum für den Geist; den Geist selbst aber sucht man vergebens.

Jeder billige Leser läßt sich an jedem Buche wie an einer Wiese, nicht nur feuchte, sondern auch ganz wässerige Stellen gefallen, wenn er weiß, daß dieses Wasser nur dazu dient, seinen nächsten Weg zu befruchten. Aber durch Bücher, in denen man statt frischer Rosenbänke und dunkler Tiefen nichts findet, als Sandbänke und Untiefen; Bücher, in denen man vor Trockenheit nicht schwimmen und vor Nässe nicht gehen kann; Bücher, die man mühsam durchwaten muß, sind unerträglich und um so unerträglicher, wenn wir nach der mühseligen Lektüre sehen, daß unser Geist einen viel nähern und schöneren Weg zu einem schöneren Ziele hätte zurücklegen können.

Ein billiger Leser sollte von einem Schriftsteller nicht zu viel begehren. Er sollte bedenken, daß der Allmächtige, der unsere schöne Welt geschaffen, nicht lauter Italienische Landschaften und Schweizer Alpen in die Welt gesetzt, und daß man dennoch die Lüneberger Heide und die Berliner Umgegend dem lieben Gott nicht übel nehmen kann. Wenn man nun in der Natur so vieler Flachheit und öder Gedankenlosigkeit die Berechtigung nicht absprechen darf, und der Weltgeist, trotz Lüneburg und Teltow immer noch Weltgeist bleibt: warum sollte man einem Buche ein Stück Flachland oder Sumpfgegend so sehr übel nehmen, besonders wenn es die Aussicht auf eine Alpenkette darbietet.

Aber ein Schriftsteller soll, will er billigen Lesern bald theuer werden, auch nicht vergessen, daß er die vielen Gedankenpfennige, die er während eines ganzen Jahres oder Jahrzehends haushälterisch aufgespart, in wenige Goldstücke umwechseln muß, wenn er mit seinem Ersparniß vor das Publikum tritt. Der Leser darf so wenig wie möglich den Autor in Armuth sehen; eben so wenig, als der Autor das Publikum wie einen geistigen Bettler betrachten darf, der jeden abgekniffenen Heller dankbar aufnimmt. Unsere meisten Schriftsteller thun aber das Gegentheil. Haben sie ein Gedanken-Goldstück, so wechseln sie dieses in Kupfermünze um und treten dann mit lauter ordinären Pfennigen auf den Markt der Oeffentlichkeit, um unangenehm zu klimpern. Es ist dann dem Publikum gar nicht übel zu nehmen, wenn es unendlichen Widerwillen gegen solche Armesünderbüchsen hegt und diese, selbst von den Bettlern an Geist, heftig abgewiesen werden.

Die schriftstellerische Geschwätzigkeit, deren wesentliches Unwesen darin besteht, etwas mehr als nichts über etwas weniger als nichts zu schreiben und dieses nichtige Nichts pomphaft auszudrücken, hat indessen wenigstens das Gute, daß man ihr ausweichen kann; denn jeder Leser, dessen Geduld nicht mit Schwimmhäuten versehen ist, kann schon bei dem Eingange eines Buches, das ihn vom Festlande abzuführen scheint, auf den Kontinent zurückkehren. Wahrhaft gräulich aber ist die mündliche Geschwätzigkeit; wahrhaft gräulich sind jene Menschen, die eine Dachtraufe im Munde haben. Ich spreche hier nicht von so vielen Volksrednern, die durch Worte ihre Gedankenlosigkeit verbergen, auch nicht von so vielen Advokaten und von Allen denen, bei welchen der Fluß der Rede so häufig und so sehr das Bett übersteigt, daß dem Zuhörer der Sitz zum Bette wird; ich spreche hier nur von den Menschen, bei denen weder eine äußere noch innere Nothwendigkeit

zum Reden vorhanden, die aber in Gesellschaften das Wort, dessen sie sich gewaltsam bemächtigt, gar nicht mehr loslassen. Wenn solche Menschen reden, muß man sich ein Parapluie über die Ohren halten.

Indessen äußert sich die Geschwätzigkeit auf verschiedene Weise. Bei Manchem ist sie ein heftiger, brausender Wasserfall, der uns so sehr betäubt, daß wir unser eigenes Wort nicht hören würden, wenn jene Leute uns Zeit zum Reden gönnten. Dies ist aber noch nicht die schlimmste Art; denn solche Leute, die in Katarakten schwatzen, ermüden doch am Ende sich selbst nicht viel später, als die unglücklichen Zuhörer. Von viel schlimmerer sind schon diejenigen, deren unnütze Zungenbetriebsamkeit minder heftig, aber mehr ausdauernd ist. Es sind nämlich die Leute, aus deren Mund ein Platzregen strömt.

Am allerschlimmsten sind aber diejenigen Schwätzer, deren Mund nicht sonderlich stark, aber unaufhörlich träufelt. Diese Menschen gleichen einem Landregen. Wenn sie anfangen, hören sie nicht auf; und wehe demjenigen in ihrer Nähe, der keine wasserdichte Natur hat; Ein solcher Mensch, der vergnügt in seiner ewigen Redseligkeit herumplätschert, kann dreißig Nebenmenschen in die Flucht treiben.

Die Geschwätzigkeit, oder das vielsprechende Nichtssagende, ist eine Krankheit; es ist die Wassersucht des Geistes. Bei den Alten war diese Krankheit selten; denn die Alten handelten viel und so war bei ihnen selbst das Wort eine That, wenigstens der Vater oder der Sohn derselben. Die Alten sprachen kurz und gut; wir sprechen lang und breit. Die Alten sprechen; wir schwatzen. Ja, wir schwatzen sogar über die Geschwätzigkeit.

Ueber das Gähnen.

Von L. Kalisch.

Es giebt Menschen, die noch keinen Kaviar gegessen; es giebt Menschen, die noch kein griechisches Trauerspiel in der Ursprache gelesen; es giebt Menschen, die noch nicht vierspännig gefahren; es giebt Menschen, die sich noch nie gründlich gewaschen; es giebt Menschen, die noch nie eine Polka getanzt; es giebt Menschen, die noch nie Austern gekostet; es giebt Menschen, die noch nie in Nanking und Manschester gewesen; und es giebt Menschen, die noch nie ächte Havannacigarren geraucht. Ja, solche Menschen giebt es auf dieser Erde; aber auf dieser Erde giebt es keinen Menschen, der nicht schon gegähnt hätte.

Mit dem ersten Menschen wurde das erste Gähnen geschaffen. Schon Adam hat gegähnt. Er, der noch keine Gelegenheit hatte nachzudenken, langweilte sich, gähnte und schlief ein. Er erwachte, gähnte und fand seine Frau Eva; und seine

Frau Eva sah ihren Mann Adam und gähnte. Und Adam und Eva waren Mann und Weib und gähnten zusammen. Die erste Ehe wurde unter paradisischem Gähnen glücklich geschlossen; das war das glückseligste Gähnen, welches die Sonne sah. Seit jener Zeit wurden viele Ehen geschlossen: seit jener Zeit wurde viel gegähnt, aber leider nicht mehr im Paradiese. —

Wenn sich das Kind dem Mutterschooße entringt, fängt es zu gähnen an. Es ist der erste schwache Versuch, das Debüt, mit dem der Sterbliche auf die Schaubühne des Lebens tritt. Sobald der Mensch aber ausgewachsen, hat er das Gähnen bis zur Virtuosität entwickelt. Aber Gähnen und Gähnen ist zweierlei. Adam hat gegähnt; Eva hat gegähnt; unsere Erzväter haben gegähnt; Saul unter den Propheten hat gegähnt und Louis Napoleon und Garribaldi gähnen gewiß auch. Aber das eigentliche, selbstbewußte Gähnen, das Gähnen von dem man sich vollkommen Rechenschaft geben kann, gehört nur der civilisirten Welt. Jemehr sich Kunst und Wissenschaft entfalten; jemehr die Kultur die rauhen Seiten eines Volkes abschleift, desto mehr, desto häufiger wird gegähnt. Mit der feinen Sitte nimmt auch das Gähnen zu und wo die Bildung am höchsten, da ist das Gähnen am weitesten.

Das Gähnen ist der unzertrennliche Lakai des Schlafes; dieser mag kommen oder gehen, der Lakai begleitet ihn immer. In der civilisirten Welt giebt es viele Gähnanstalten, große Salons, wo die gebildete Menschheit zusammenkommt, um sich gegenseitig auszugähnen. Die civilisirte Welt hat ihre Concerte, wo musikalisch gegähnt wird. Die civilisirte Welt hat ihre Universitäten, wo im düstern Hörsaale ein Professor vor einem zahlreichen Auditorium über die Mythologie der alten Gallier spricht; da wird wissenschaftlich gegähnt.

In der preuß. Kammer spricht ein Mitglied, welchem für den Geist, der ihm fehlt, die Worte abgehen. Es fängt Einer an zu gähnen, und bald gähnt die äußerste Rechte, die äußerste Linke, das Centrum und sogar der Präsident mit der Schelle öffnet den Mund und — gähnt. Gähnen ist dann an der Tagesordnung.

Nur im Gähnen zeigt es sich, daß der Mensch mit dem Menschen fühlt. Jeder Unterschied des Standes, der Gesinnung, der Glaubensmeinung hört auf, wo die Menschen gähnen. Ein Narr macht blos viele Narren; aber ein Gähner bringt Alles zum Gähnen. Nichts pflanzt sich so schnell fort wie das Gähnen, nicht einmal der Electromagnetismus. Man stelle von Carlsruhe nach Durlach jede zehn Schritte einen Mann und lese dem Ersten eine Seite aus dem Straßburger Correspondenten vor und ehe eine Minute vergeht, wird der letzte in Durlach gähnen. Mich wundert wirklich, daß man noch keinen Gähn-Telegraphen errichtet; er ist ja mit so wenigen Kosten verbunden, und der Gähnstoff würde doch gewiß nicht ausgehen, so lange unsere Politik keine andere Richtung nimmt. —

Wo wird aber am meisten gegähnt? Unstreitig in den gebildeten Zirkeln, in den Theegesellschaften, wo man den Thee sehr dünn und die Musik sehr dick kriegt, und wo Euterpe einen ganzen Abend hindurch grausam gefoltert wird, damit die Gesellschaft noch grausamer gefoltert werde. Wir werden zum Thee eingeladen. Aber kaum sind wir erschienen, setzt sich die Haustochter an den Flügel und spielt die Wüste von Felicien David. Der Samum weht: die Sandwolken fliegen in

den Lüften; der Muezzin ladet zum Gebete und die Kameele, das einzige, was uns im Orient an unser theures Vaterland erinnert, kommen immer näher. Wir sehen auf die Pendüle. Eine Stunde ist verflossen; aber die Wüste hört noch immer nicht auf. Die Gesellschaft sieht sich gegenseitig an, mit der stummen Frage: Wann werden wir endlich aus dieser Wüste kommen? Aber die Wüste hat drei Theile und wir sind noch im ersten. Zum Thee sind wir gekommen und sind in die Sahara gerathen. Da fängt einer, dem die deutsche Geduld ausgegangen, zu gähnen an und in einem Nu gähnt die ganze Gesellschaft. Sie war früher ganz Ohr; jetzt ist sie ganz Mund.

Ja, in solchen Abendunterhaltungen, wo nichts fehlt als die Unterhaltung, wird am meisten gegähnt; denn das Gähnen ist die Rache des Geistes, der aus Zorn über die empfundene Verachtung, den Beleidiger mit der Maulsperre heimsucht. Vielleicht ist auch das Gähnen ein Ersatz für die feine Welt, daß sie sich wenigstens gegenseitig in den Mund sehen kann, da sie sich doch nie gegenseitig ins Herz sieht. —

Die Aerzte behaupten, das Gähnen sei ein tiefes Athemholen. Wenn nämlich dem Geiste der Athem ausgeht, fühlt der Körper um so energischer das Bedürfniß des Athmens Und wie mancher Geist hat einen sehr schwachen Athem!

Jeder Affekt, jeder Trieb hat seine eigene Sprache. Der Zorn spricht uns in Bildern an; Der Neid spricht uns ironisch und die Wuth in abgebrochenen, fast unartikulirten Tönen an. Die Langeweile aber spricht uns gar nicht an; sie führt keine hörbare, sondern nur eine sichtbare Sprache, und diese Sprache ist das Gähnen, wobei der Mund sich weit öffnet, um zu zeigen, wie arm er an vernünftigen Worten ist. Die Langeweile ist die Zeit, die sich selbst zur Last geworden. Die Zeit ist die vergängliche Tochter der Ewigkeit, und die Langeweile ist die ungerathene Tochter der Zeit. Die Zeit ist das Endliche im Unendlichen und die lange Weile das Unendliche im Endlichen.

Im Himmel ist ewige Seligkeit, eine Seligkeit, die nie aufhört und ihre Sprache ist Gesang der Cherubim.

In der Hölle ist ewige Langeweile, eine lange Weile, die nie aufhört, und ihre Sprache ist das Gähnen; daher sagt man auch, die Hölle gähnt. O ihr, die ihr in den heiligen Räumen des Bundestages statt Geschichte, nur Worte macht; ihr, die ihr so oft und so lange auf der Tribüne weilt, daß es dem armen Zuhörer unmöglich wird, eurer langen Rede kurzen Sinn zu finden: nehmt euch in Acht, daß ihr nicht an dem Tage des Gerichtes verdammt werdet zur gräßlichen Strafe des ewigen Gähnens!

Physiologie des gemeinen deutschen Geldmenschen.

(Homo monet. comm. Buffon.)

Von E. Kossak.

Der Naturforscher und Philosoph, ja selbst der gewöhnliche Mensch, wenn er nicht zu kurzsichtig ist, in welchem Falle er sich eine Brille aufsetzen kann, bemerkt auf der Erdoberfläche einen fabelhaften Wechsel von allerlei behaarten und unbehaarten Geschöpfen. Er entdeckt den lieblich singenden Esel und das geduldig der Scheere gehorsamende Schaf, er fraternisirt mit dem Ochsen und dutzt sich mit seinem Hunde; er studirt die Politik der Katze und regelt seine Leidenschaften nach dem Vorbilde der Sperlinge, er durchschaut Alles und Jedes; der gemeine deutsche Geldmensch giebt ihm unheimliche und schwere Räthsel auf.

So viel die Wissenschaft bis jetzt erforscht, so viel versteinerte vorsündfluthliche Bestien sie bis jetzt in gelungenen Abdrücken in Grauwacke, Schiefer, schwärzlichen Kalk- und Sandsteinen, Steinkohlen, Kupferschiefer und Mergel entdeckt hat, der gemeine deutsche Geldmensch ist nicht darunter. Er ist eine moderne Versteinerung und wird nur im europäischen Kies gefunden: auch will man in jener Kreideformation, welche unter dem Namen der doppelten Kreide bekannt ist, Exemplare gefunden haben.

Der gemeine deutsche Geldmensch lebt von der Börse und an der Börse und versammelt sich um die Abendzeit, wo alle fleischfressenden Raubthiere zum Trunke an die Quelle (source) eilen, an einem eigenthümlichen Pfuhl, den er sehr bezeichnend dem Worte „Reaction" nachbildend: „Ressource" nennt.

Wenden wir uns zuerst gründlich zu seiner Anatomie, so entdecken wir zahlreiche und, wissenschaftlich genommen, schöne Anomalien. Sein Herz ist ein Stein, der einem ungeschliffenen Demant nur sehr wenig an Härte, aber desto mehr an Kostbarkeit nachgiebt. Ist es in der Jugend noch weicher und gewisser Eindrücke fähig, z. B. für Havannacigarren, pariser Röcke, hamburger Stiefel, wiener Handschuhe u. s. w., so verhärtet es mit den steigenden Jahren und schlägt nur noch für seinen Besitzer selber. Der Magen gleicht einem Porte-monaie, besitzt aber eine Verdauungskraft, die stärker als die der Truthhähne ist, die bekanntlich Kieselsteine, Stecknadeln und Knöpfe verbauen können; der Geldmensch verbaut ganze Fässer voll Geld.

Seine äußere Bekleidung ist von außerordentlicher Härte. Sie steht zwischen dem Rinoceros und dem Nilpferde in der Mitte, nähert sich aber Ersterem mehr durch ihre häufigen Runzeln. Wäre der Geldmensch nicht so überaus kugelscheu, man hätte nähere Kunde über die Kugelfestigkeit seiner Haut. Was man bis jetzt darüber weiß, gründet sich nur auf Vermuthungen; so viel aber ist gewiß, daß

der Geldmensch seine Haut lieber auf alle andere Weise zu Markte trägt, ehe er sie den diätetischen Wirkungen jenes vegetabilischen Produktes aussetzt, das in der Flinteologie „blaue Bohne“ genannt wird.

Seine Füße sind viermal gespalten, wodurch fünf einigermaßen menschliche Zehen entstehen. Der größte davon wächst aber durch das Podagra, woran der Geldmensch sehr leidet, bisweilen zu außerordentlichen Dimensionen. Seine Hand ist im Ganzen normal, nur zeichnet sich der Daumen der Rechten durch seine auffallende Breite aus, die er durch lang anhaltendes Geldzählen erhalten hat. Seiner Nägel bedient er sich nicht als Waffe, sondern nur zu türkisch-militairischen Demonstrationen, indem er zehn schwarzblaue Halbmonde darunter trägt. Sein Kopf ist meistens kahl, aber andere Leute haben so viel Haare lassen müssen, um ihn auf eine anständige Weise zu bedecken.

Gehen wir zu seinen Gewohnheiten über, so müssen wir sie als wenige aber unangenehme bezeichnen. Als Anführer einer Heerde versammelt er kleinere und schwächere Individuen um sich, die er Commis oder Gesellen nennt, für sich arbeiten läßt und dabei spärlich ernährt. Sein Weibchen sieht er nur selten, hat aber gern, daß es sich mit Federn, bunten Steinen und Läppchen schmückt, worauf er denn sein Geweih stolzer aufrichtet, denn er ist eine Art Elendthier. Seine Jungen liebt er merkwürdiger Weise und bezahlt sogar, wenn auch seufzend, ihre Schulden, stößt aber dabei ein eigenthümliches Gewinsel aus, das vom Weiten wie „falliren“ klingt. Er hält sich den Tag über in seinem Bau auf, den man Comtoir nennt, zerzaust moralisch seine Heerde und versammelt sich Mittags für kurze Zeit an der Börse, von wo er sehr vergnüglich oder verdrießlich nach Hause kommt. An der Börse entwickelt er das Talent des Habichts. Wie dieser auf das Steigen der Tauben, so wartet er auf das Steigen der Papiere, und rupft ihre Besitzer, wie Jener, gern bei lebendigem Leibe. Und doch ist in ihm wieder ein ungemeiner fast krankhafter Widerspruch, denn wenn er eine Spielart seiner eigenen Species, den sogenannten „Fixer“, der ihn mittelst der Leimruthe „anzuleimen“ sucht, fangen kann; so schlägt er ihn wie der Landmann den Habicht an sein Scheunenthor, d. h. er schreibt ihn an die schwarze Tafel, und das nur unter diesen Animalien seltsame Schauspiel zeigt sich, daß Jemand vor „seiner eigenen Firma“ flieht.

In seinem Glanze zeigt er sich jedoch Abends auf der Ressource, wo er als Menschenfeind glänzt nnd beweist, daß er sich dem Menschengeschlecht gegenüber fühlt, also wissenschaftlich nicht dazu gehört.

In allen Orten Deutschlands, wo sich seines Gleichen aufhalten, trägt dieser Pfuhl einen andern Namen, immer aber einen sehr schönen, auf Verträglichkeit und Eintracht, oder Pflanzen und Buschwerkdeutenden. Hier wird ein Hauptmann gewählt, der die Eigenschaften eines Raudon Crotinus besitzen muß, diesem gehorchen die Untergebenen. An gewissen Tagen im Jahre bestimmt dieser Hauptmann mit einigen besonders kühnen Untergebenen festliche Tage. Dann bringen die Geldmenschen ihre Töchter und Frauen mit, dann erlauben sie auch, daß gewöhnliche menschliche Geschöpfe männlichen Geschlechts, welche aber besonders gut mit ihren Füßen springen müssen, in das Heiligthum kommen. Diese männlichen

Personen sättigen sie auch und tränken sie nach Gebühr, daß davon geredet wird in der ganzen Stadt, wie viel es gekostet haben kann und wie viel Geld einer wohl haben muß, der so viel draufgehen läßt. An solchen Tagen ist der Geldmensch auch gütig gegen den Commis, genehmigt im Tanzsaal den Sprung mit seiner Familie; ja er ladet den Offizier ein.

Für gewöhnlich ist die Ressource aber ein verschlossenes Asyl, eine abgelegene undurchdringliche Gegend, von wo aus die Menschheit „schlecht" gemacht wird. Das Nest der Wespe, die Lagerstelle des Tigers, die Grube des Bären sind harmlose Vergnügungsörter für das jugendliche Alter gegen die mörderische Gefährlichkeit der Ressourcen. Der harmlose Wanderer, der vielleicht nur fünf Thaler neunzehn und einen halben Silbergroschen bei sich hat und unvorsichtig dem Fenster- oder Wasserspiegel dieses Alligatorenpfuhles zu nahe kommt, wird rettungslos von ihnen heruntergerissen und jämmerlich zerklatscht. Wie der Schlächter seine Thierchen nach dem Gewicht, so taxiren sie sich unter einander nach dem Betrage der Kassa, und dem Gewichtigsten wird wie dem „boeuf gras" am Fastnachtstage zu Paris, von seinen Commilitonen die höchste Bewunderung gezollt.

Unter den Krankheiten, von denen er befallen zu werden pflegt, ist der „Banquerott" am meisten zu fürchten. Die deutsche Medicin besitzt noch keine wissenschaftliche Behandlung dieser Krankheit, doch hat die gerichtliche Medicin (medicina forensis) eine Menge von Krankheitsfällen aufgezeichnet, wo einzelne Individuen „muthwillig" die Symptome dieser Krankheit simulirten, sich sehr eilig nach Seebädern begaben und ein sehr genaues Recept nebst Personalbeschreibung nachgeschickt erhielten. Oft überfällt der Banquerott seinen Mann so plötzlich wie ein Schlagfluß, oft tritt er als schleichendes abzehrendes Uebel auf. Unter den Mitteln dagegen hat sich eine längere Entziehungskur und leichte Beschäftigung am wirksamsten gezeigt. Der gemeine deutsche Geldmensch wird aber auch in der Gefangenschaft nie ganz zahm, so daß man sich sehr vor ihm zu hüten und ihm nie ohne Schein zu borgen hat.

Der Damen-Kaffee.

Von E. Kossak.

Zur Erlegung des zarten Zobels und zur Schonung seiner kostbaren Hülle sind die gewöhnlichen Schußwaffen viel zu grob und plump; man bedient sich, um seiner habhaft zu werden, leichter Bolzen und kleiner Bogen. Die Moral dieser Bemerkung möchte sein, daß die ordinaire Stahlfeder und Schreibart für die duftige Poesie des „Damenkaffees" nicht anwendbar, sondern der Beistand irgend ei-

nes Backfisches von Muse anzurufen ist, um elegantes Schreibmaterial und einen gefälligeren Styl zu erzielen. Vielleicht ist eine männliche Hand überhaupt nicht geeignet, diesen gefährlichen Stoff zu skizziren. So aufmerksam wir uns aber in der humoristischen Literatur umgeschaut, wir haben kein Erzeugniß des weiblichen Schreibtisches entdeckt, das von diesem wichtigen Gegenstande handelte, und wir müssen annehmen, das schöne Geschlecht fürchte, seine feierlichen Kaffeeversammlungen durch die Feder zu profaniren. Wir fühlen uns daher zu verdoppelter Vorsicht veranlaßt, indem wir eine Skizze des Damenkaffees zu schreiben wagen.

Diese bedeutsame Festlichkeit pflegt meistens anberaumt zu werden, wenn der Gemahl des Hauses zu einem Diner geladen, auf einer Geschäftsreise befindlich, oder durch amtliche Geschäfte bis spät in den Abend hinein gefesselt ist. Wenn ein Damenkaffee stattfindet, ohne daß der Gemahl in Wirklichkeit durch eine dieser Ursachen von Hause entfernt wird, so kann man annehmen, daß er die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen wird, sondern einen plausiblen Vorwand erfinden, und seine Zeit wohl auszubeuten verstehen wird. Daher entspricht es ganz dem Geiste der neueren Geschichte, wenn im Gegensatze zu dem Alterthume, das aus dem Zusammensein der Diana mit ihren Nymphen einen Aktäon hervorgehen ließ, der Damenkaffee oft Veranlassung giebt, daß grade die liebenswürdige Wirthin von dem bedauerlichen Schicksal jenes kühnen Jägers ereilt wird. Wenn neue oder gewaschene Gardinen den Salon zieren, wenn ein Fortepiano oder ein großer Teppich angeschafft worden; dann pflegt auch der Damenkaffee genügend herangereift zu sein. Er beginnt mit einem allgemeinem Fensterputzen, Poliren der Thürgriffe und Abstäuben der Möbel und Bilder. Wenn dieses Geschäft beendet ist, fängt es von Neuem an und wird mit Erbitterung bis an den Mittag des wichtigen Tages fortgesetzt. Der Messingbestand an Ofenthüren, Zangen und Drückern mag für gewöhnlich noch so blank polirt sein, jetzt wird er bis zu einem trügerischen Goldglanz emporgeängstigt. Dann kommt die Reihe an die Epheuplantage. Welche Dame umgäbe sich nicht am liebsten mit diesem geduldigen und nachgiebigen Gewächse, das am besten um und auf Ruinen gedeiht! Die ganze Epheuvegetation wird gewaschen und von den welken Blättern gereinigt. Erst dann läßt man ein Gleiches der Blumenetagère und den sonderbaren Krüppeln widerfahren, welche man Palmen zu nennen beliebt. Aber der Epheu bleibt immer der Liebling. Ist er doch das eigentliche Symbol des Mannes, wie er sein sollte, aber nicht ist, eines anschmiegenden bescheidenen Wesens, das gern im Schatten steht, billig zu unterhalten ist, sich an allen Enden beschneiden läßt, und, mit Kaffegrund ernährt, am üppigsten gedeiht! — Die Auswahl der Kaffeeserviette ist keine Kleinigkeit. Was dem Bataillon seine Fahne, das ist für eine Kaffeegesellschaft die Serviette, nur muß sie nicht möglichst zerschossen und zerschlissen, sondern neu, bunt gewebt und glänzend sein. Wenn die junge Garde nicht zusammentreffen kann, ohne von Hunden und Pferden zu reden, versammelt sich nicht die alte Garde von Damen, ohne mit einer Kritik von der Serviette zu beginnen und auf die Dynastie des Tischzeuges überzugehen. Das beste Service wird aufgebaut, alles vorhandene Silber auf das gewaltsamste geputzt und dem Auge wohlgefällig arrangirt, die verschiedenen Kuchen geschichtet und die erforderliche geschlagene

Sahne, so wichtig wie die Auster bei einem Herrendiner, an der kühlsten Stelle im Hause aufbewahrt.

Allmählig rückt die Stunde heran, in der die Wirthin Gäste erwarten kann. Man ist bei einem Damenkaffee nie pünktlich, das Erscheinen richtet sich nach dem beabsichtigten Effekte, je nachdem man auf das Tageslicht oder den Lampenschein Toilette gemacht hat. Damen, die vermöge ihres Standes auf die schärfste Sophaecke Ansprüche erheben können, erscheinen stets, wie commandirende Generäle bei der Parade, zuletzt, und bringen eine von allgemeinem Präsentiren der Handarbeiten begleitete Störung hervor. Ehe alle Eingeladenen versammelt sind, nimmt das Gespräch keine bestimmte Richtung an. Es bilden sich kleinere Gruppen, die sich in noch leisem Tone unterhalten. Man äußert sich in geistreicher Weise über Potichinomanie, englische Stickereien und moderne Aermel- und Kragenfaçons; man bewundert eine anwesende Haube, und beneidet ein eintretendes Kleid, ein schweres Armband, eine Uhr, nicht größer als ein Viergroschenstück, und begeistert sich in Kaffee für die spätere Ventilirung der heiligsten Interessen des schönen Geschlechts.

Unterdessen haben die Arbeiten nicht eine Sekunde lang aufgehört. Alle anwesenden Damen sticheln, als hinge der Bissen trockenen Brodes für den nächsten Tag von der Vollendung der vorliegenden Borte oder sonstigen Tapisserie ab. Wenn Talleyrand meinte, die Sprache sei da, um die Gedanken zu verbergen, so meinen wir, daß, wo Gedanken fehlen, es kein besseres Mittel giebt, ihren Mangel zu verstecken, als weibliche Handarbeiten. Nebenbei lassen sich aber für begabte hoffnungsvolle Naturen hinter Cannevas- und Battistläppchen die gefährlichsten Ausfälle und Bonmots vorbereiten. Sie sind die Redouten, hinter denen der weibliche Witz plötzlich hervorbricht und den arglosen Gegner vernichtet. Der unglückliche Mann hat in der Gesellschaft nichts, hinter dem er das Auge verbergen kann, wenn er auf Verrätherei sinnt. Erst seitdem ich mehrere Damenkaffees belauscht habe, ist mir in voller Klarheit aufgegangen, was es mit dem Gewande der Dejanira für eine Bewandniß hatte. O über diese kurzsichtigen Philologen, die den tiefsinnigsten Mythus Griechenlands in plumper Wörtlichkeit auffassen! Nicht in das Blut des Nessus hatte Dejanira das Gewand getaucht, es war nur eine Handarbeit, hinter der hervor sie dem Herakles das Leben so sauer gemacht, ihm so viele tödtlich verwundende Spitzen gegeben hatte, daß er sich von Hyllus auf den Oeta tragen und lieber verbrennen ließ, ehe er noch länger Stand hielt.

Von den Stoffen geht die Conversation bald zu den Hallen derer über, welche, wie die Natur den Stoffwechsel aller Dinge, so doch wenigstens den des schönen Geschlechts mit wahrer Allmacht befördern; man verliert sich in die Modetempel, man kritisirt die letzten Posten von Kleidern, Mantillen, Bändern, Tüchern, die jüngste Acquisition im Fache der Verkaufsmamsellen, und kommt durch eine elegante Wendung auf das laufende Damenpublikum.

Der Damenkaffee hat nun seinen Culminationspunkt erreicht; er schwebt auf der Höhe der philosophischen Meditation, der psychologischen Analyse, der humanistischen Intentionen. Niemals ist eine größere Verläumdung gegen die freundlichere Hälfte des menschlichen Geschlechts ausgesprochen worden, als von jenem

Bösewichte, der die Gefährtinnen des Mannes zu malitiöser Kritik und unberufener Sorge um das Befinden und Gedeihen des Nächsten, vornehmlich aber der Nächstin, geneigt schilderte. Eine wohlwollendere Beurtheilung fremder Schwächen, als z. B. in einem Damenkaffee stattfindet, der denn doch als der reinste Ausdruck schöner weiblicher Geselligkeit betrachtet werden darf, wird man nicht leicht in einer andern Sphäre antreffen. Alle Worte sind in tiefen, bittern Schmerz über die Hinfälligkeit des weiblichen Wesens getaucht, das z. B. eine schwere Atlasrobe gekauft, während seine Mittel ihm angeblich höchstens zerknitterbaren Changeant gestatten. Wie sehr wird der arme Mann dieses Wesens bedauert, jener Märtyrer, dessen glatzköpfiger Hut nun schon das dritte Stiftungsfest erlebt; wie elegisch spricht man von den Kindern, welche die Dame in der Sophaecke, wohlbemerkt, die gelbseidene Dame grand mousseux première qualité, neulich mit großen Butterbröden — Bröden, nicht Semmeln — vor der Thür spielend gesehen hat, obgleich ihre hübschen Skrophelchen wohl auf Semmeln Anspruch machen könnten; wie mißbilligt man die Knechtschaft der Dienstmädchen jenes Wesens, die nicht satt zu essen bekommen, da sich das Hausmädchen neulich einen großen Pfefferkuchen gekauft hat, — man weiß es gewiß und findet es sehr — sehr Unrecht von der geizigen Hausfrau, daß sie das arme Mädchen so hungern läßt.

Der Rath der Alten oder die Pairskammer beschäftigt sich so mit der socialen Frage; die zweite Kammer, deren Mitglieder unter vierzig Jahren zählen müssen, ist inzwischen auf das Schauspiel, oder besser, auf das Schauspielpersonal gekommen. Die ersten Liebhaber genießen das unverbrüchliche Recht, unerschöpflichen Unterhaltungsstoff für Damenkaffees zu liefern, wie Louis Napoleon für die Bierbänke. Der ersten Liebhaberin wird, zur Ehre des schönen Geschlechts sei es gesagt, kein geringerer Antheil geschenkt. Der Corpsgeist bringt es mit sich, daß man sie als die öffentliche Vertreterin der amorosen Interessen mit nicht minderer Hochachtung betrachtet, als die Männer ein bedeutendes liberales Parlamentsmitglied. Versteht die Dame zugleich „Toilette zu machen", so wird sie doppelt geschätzt. Man könnte fast auf die Idee kommen, daß die Damen glauben, ein moderner Paris würde, abermals aufgefordert, zwischen drei göttlichen Schönheiten den Schiedsrichter zu spielen, nicht wie sein Vorfahr, ganz abgesehen von den Ausgeburten des Modenjournals, sondern einfach der glänzendsten Toilette den streitigen Apfel überreichen. —

Bald darauf nimmt der Damenkaffee eine neue Physiognomie an; das obligate hitzige Getränk nebst den dazu gehörigen Torten wird umhergereicht. Da die Kunst, eine weise gemischte Bowle zu verfassen, selbst unter Männern so weit verloren gegangen ist, daß nur noch wenige Eingeweihte ihre mystischen Regeln kennen und ausüben, darf man von den Damenkardinälen keine zu großen Erwartungen hegen. Es wird aber wohl keinen Mann geben, sein Gaumen sei denn vollständig verwahrlost, der nicht bei seiner Heimkehr das hinter seinem Rücken fabricirte Gebräu für denselben Stoff erklärte, der in Houwald's bekanntem Trauerspiel: die Heimkehr, eine so große Rolle spielte, nämlich für langsam wirkendes Gift. Einer der angewandten Stoffe, natürlich den Wein selber stets ausgenommen, muß in der Mischung immer die Oberhand behalten. Gewöhnlich herrscht

der Zucker vor, sehr oft die Ananas oder die Bitterkeit der Pomeranze, daß man allenfalls an ein Ananascompot oder an magenstärkende eingemachte Pomeranzenschaalen glauben kann. Hinter diese drei Stoffe verstecken sich gern die angewandten Weine, wie das nur mit Kattun und Calicot bekleidete letzte Glied des Corps de Ballet hinter die in Seide gleißenden vorderen Reihen. Sie sind stets die jüngsten, kleinsten und noch nicht abgelagerten.

Nach dem Genuß der verderblichen Feuchtigkeit bricht die Anarchie herein. Die Tafelrunde der Königin Ginevra vor dem Sopha wird gestört, der Rath der Alten wirft sich an den Bostontisch und das Fortepiano wird aufgeklappert und beklimpert, um die Wilhemine Claus oder die Jenny Lind des Damenkaffees zur Kundgebung aufzustacheln. So kratzt der kunstsinnige Schneider im Mai mit seiner Scheere auf dem Bügeleisen, wenn er die tückisch schweigende Nachtigall vor dem Fenster zum Gesange anreizen will. Der Erfolg läßt nicht lange auf sich warten. Zwar ist kein Herr zugegen, auf dessen Herz zu zielen wäre; allein Mütter, die seit zehn Jahren theure Gesangs- und Klavierstunden bezahlen, lassen mit demselben Fanatismus, selbst in engern Damenkreisen, ihre Töchter singen und spielen, als die Sportmänner nur unter sich mit ihren Rennern wetteifern. Nachdem einige Nocturnes, Phantasieen und Solowalzer weiblich ausgeklopft, und „Gnade Robert — Gna . . . a . . . a . . . de für mi . . . i . . . ch!“ ausgehaucht worden sind, fällt man über die armen Lehrer her. Piquirte Pro's und Contra's erheben sich auf beiden Seiten. Die Sternianerinnen widersprechen den Jänsenistinnen, die Teschnerianerinnen blicken herab auf eine arme Julius Schneiderin, und eine „Manuel Garcia“ (sie hat sich nur ein halbes Jahr lang in Cöln bei einer Tante aufgehalten) hüllt sich mit spöttischen Blicken in ein vornehmes diplomatisches Stillschweigen. Vom Gesange gelangt man auf die Sängerinnen, was natürlich so viel heißt, als auf Johanna Wagner. Jede Virago ist der Stolz sämmtlicher Damen. Sie bewundern die männlichen Eigenschaften der Kraft und Größe merkwürdiger Weise auch an dem eigenen Geschlechte und vermögen sogar sich leidenschaftlich darin zu verlieben. Johanna Wagner erregt den meisten Enthusiasmus unter den Damen, während wohl nie ein Mann für Mantius selbst in seinen guten Jahren geschwärmt hat.

Rasch ist die Zeit herangerückt, daß die Damen sich entfernen. Schon sind einzelne Hausknechte und Mägde angelangt, um mit Ueberbleibseln in den Gläsern in der Küche beschäftigt zu werden. Auch ein Hausherr, der eigentliche Hausknecht seines chez soi findet sich ein, um das Weib seines Herzens heimzuführen. Man bedient sich seiner, um bei den Rüstungen in der Garderobe den Damen die Mäntel überzuhängen, wobei er eine auffallende Dienstfertigkeit gegen die Jüngeren verräth, welche sich sogar bis auf die Ueberziehschuhe erstreckt. Endlich sind alle Schleier, Muffen, Handschuhe und Kragen gefunden, und der Moment der Trennung — des letzten Abschiedes naht.

Ich habe Verwandten, die über den Ocean schifften, für immer Lebewohl gesagt, ich habe von Menschen, die wahrlich Ursache hatten, noch eine Weile im Leben zurückzubleiben, auf ihrem Sterbebette Abschied genommen, ich habe dabei gestanden, als Verurtheilte hart am Schaffot ihren bewegten Richtern zum letzten

Male die Hand so heftig drückten, als wollten sie sich daran festhalten — was ist das Alles gegen die Schmerzen, gegen das Anklammern, das Adieurufen, das Nachlaufen, Winken und Webeln bei dem Fahrwohl nach einem Damenkaffee. Nicht der Ocean und der unfreiwillige oder unwillkommene Tod können diese Phänomene des Kummers hervorrufen; man glaubt, daß es sich um eine Zerstampfung aller Atome handelt, und daß auf diese heißen Küsse nichts weiter folgen könne, als — erbarmungslose Vernichtung und Ausmerzung aus dem Universum.

Wie lehrt man Damen rechnen?

Damen können Alles lernen, nur nicht das Rechnen. Wenn Ihnen der Hof gemacht wird, so rechnen sie mit Bestimmtheit darauf, daß einer ihrer Verehrer sie heirathen werde, und sehen am Ende ein, daß sie sich verrechnet haben. Was bedarf's noch vieler Beweise? Das schöne Geschlecht zählt einmal das Rechnen zu seinen schwachen Seiten; ich glaube mir daher kein geringes Verdienst zu erwerben, wenn ich die Damen mit den Elementen der Rechenkunst bekannt mache. Ich habe dazu eine ganz neue Methode mir ausgedacht, indem ich die Rechenkunst im Leben mit der Rechenkunst in der Liebe vergleiche.

Zuerst, meine Schönen, müssen Sie wissen, daß das Rechnen mit 10 Zeichen geschieht und daß man sich dieselben am Besten an einem Liebesgeständniß merken kann; etwa:

| 12, | 3456, | 7890, |
| je | vous | aime. |

Ziehen Sie eine deutsche Liebeserklärung einer französischen vor, so dürfen Sie sich nur Folgendes merken:

| 12 | 34567 | 890 |
| ich | liebe | Sie. |

Kommt diese Erklärung von Herzen, so können wir ganz schnell Sie und die Rechnung, versteht sich nach dem dritten Aufgebote, unter die Haube bringen, d. h. wir fangen an:

Die Addition (Verbindung).

Denn Addiren heißt: zwei Größen mit einander verbinden; der Bräutigam braucht übrigens nicht einmal eine Größe zu sein, er kann auch eine Null sein. Bei dieser Rechnungsart „Verbindung" erhalten Sie vom Herrn Papa eine Summe, die aus mehreren Posten besteht und in der Liebe Mitgift heißt. Das Zeichen der Verbindung (Addition) ist ein stehendes Kreuz (†), bei welchem der Mann seiner Braut ewige Treue schwört, und das er im Hause geduldig tragen und ertragen lernt.

Bei dieser Rechnung müssen Sie es sich gefallen lassen, daß der Mann häufig die Probe macht, die in der Subtraction besteht; er zieht nämlich ab, d. h. er verreist, und findet er bei seiner Rückkehr Alles in guter Ordnung, so ist das Exempel richtig und die Ehe kann als Muster aufgestellt werden. Stimmt aber das Exempel nicht, so nimmt der Herr Gemahl eine Rechenmiene an, d. h. er wird mißgestimmt.

Auf die Addition folgt:

Die Multiplication (Vervielfältigung);

„Und der Herr segnete ihre Ehe, sie vermehrten und vervielfältigten sich gleich
„dem Sande am Meere."

In der Algebra, die Sie übrigens nur dem Namen nach zu kennen nöthig haben, rechnet man hier noch mit plus und minus, d. h. die Kasse des Mannes ist oft so erschöpft, daß kein positives Vermögen mehr vorhanden ist, oder, was dasselbe sagen will, daß er nur mit negativen Vermögen, d. h. Schulden, zu thun hat. Dann pflegt der Mann gewöhnlich zu Factoren seine Zuflucht zu nehmen, oder die Gerichte haben die Gewogenheit, ihm einen Executor auf den Hals zu schicken.

Ich gehe jetzt zu den beiden letzten Rechnungs-Arten über und fange an mit der

Subtraction.

Diese Rechnung wird dann angewendet, wenn der Mann der Frau etwas abzieht; dann ist die Frau der Minuendus, d. h. diejenige Größe, von der etwas subtrahirt wird, der Mann aber ein harter Subtrahendus, der subtrahirt oder abzieht. Es entsteht in jedem Falle eine Differenz, die nie ohne Borgen abläuft. Denn der Mann sagt, meine Einnahme ist 1500 Thlr., die Ausgabe 2000 Thlr., ich muß also 500 Thlr. borgen oder pumpen. Diese Differenz entsteht sehr häufig, wenn die Gemahlin einen Dritten anzieht und dadurch ihren Gemahl auszieht; oder wenn sie Gesellschaften giebt, ohne die Gesellschaftsrechnung zu verstehen, wenn Sie in einem Anfalle von Zorn dem Mann zu viel Spesen macht u. dgl. m.; dann folgt sehr schnell

die Division (Theilung)

eine Folge der verrechneten Subtraction. Der Ehemann (Divisor) sucht, wie oft er sich im Herzen seiner Frau (Dividendus) befindet; ist dies kein Mal der Fall, dann kommt leider in den Coëffizienten Null, es kommt zum Bruch, da keine Theilung stattfinden kann. Man theilt sich zwar mit, aber was? Grobheiten; man wird dadurch getheilter Meinung, lebt in getheilten Gütern, ruft die Gerichte zu Hülfe und theilt sich auf ewig.

Der Mann macht der Frau einen Strich durch die Rechnung und setzt den Rest des Vermögens für die armen Kinder aus:

„Drum prüfe, was sich ewig bindet,
„Ob sich das Herz zum Herzen findet!"

Die Krankheiten der Kaufleute.

(Eine Tischrede in Männergesellschaft.)

Der Arzt und der Kaufmann — Beide beschäftigen sich mit Operationen, Beide machen ihren Schnitt und lassen den Geschnittenen bluten; aber ein wesentlicher Unterschied ist zwischen Beiden: Der Arzt schneidet nur weg, was faul ist, der Kaufmann läßt sich mit faulen Dingen erst gar nicht ein, wenn er nicht selbst — faul ist.

Ueberhaupt sind die Krankheiten der Kaufleute so wesentlich verschieden von denen anderer Menschen, daß man eine ganz eigenthümliche Pathologie für sie schreiben müßte. Fragen Sie, meine Herren, nicht darnach, ob ich zu solchem Werke fähig bin! — In einer Zeit, wo die Doktoren kaufmännisch speculiren und die Kaufleute die Aerzte behandeln, wo den Frauen die Männer Alles verschreiben — (was sie, sonderbarer Weise, selbst einnehmen), in einer Zeit, wo selbst ein Volk dem andern spanische Fliegen hinters Ohr setzt und ein zuvorkommender Nachbar — der sich sonst nie übereilt hat — dem Andern eiligst zur Ader läßt, blos des entzündlichen Zustandes halber (eine Blutentziehung, die, mit Courieren abgemacht, sich nie wieder courieren läßt) in einer solchen Zeit wird es wohl auch einem Laien verstattet sein, über die Krankheiten der Kaufleute mit zu sprechen.

Der Kaufmann ist von Natur schon ganz anders gebaut als jeder andere Mensch. — Was zunächst die innern Theile betrifft, so ist bei ihm am stärksten und größten ausgebildet der Magen: denn ein Kaufmann kann ungeheuer viel einnehmen, verdauen und verarbeiten und — giebt doch nur wenig von sich. Das Herz, das bei den meisten Menschen auf der linken, bei sehr seltenen Exemplaren auf der rechten Stelle des Leibes, bei Frauen, Mädchen, Diplomaten, officiell begeisterten Dichtern und Jesuiten auf der Zunge, bei Anderen wieder z. B. bei jungen, bartlosen Helden in den Expressiblen — vulgo: Hosen — sitzt, das Herz sage ich, sitzt bei ihm im Beutel. Daher kommt es auch, daß ihm, ähnlich den Beutelthieren, die die nackten Jungen in ihrem Beutel herumtragen, seine Baarschaft fest ans Herz gewachsen scheint, und daß er, wie jene, sich gern auf die Hinterfüße setzt; jedoch ist sein Blut wesentlich von dem der Säugethiere unterschieden: es ist zwar fließend d. h. Courant und wird vom Herzensbeutel nach dem Beutel in Circulation gesetzt, aber es ist kalt und somit jeder Kaufmann ein kaltblütiges Individuum.

Auch der äußere Bau ist durchaus abnorm: der Kopf des Kaufmanns ist spitz, die Augen vor- und weitsichtig, die Nase fein, der Mund groß, die Ohren steif, selten geneigt. Stärker ausgebildet als seine Arme sind seine Füße zu Handel und — Wandel, am stärksten aber seine Gefäß-Theile; denn der Kaufmann hat

1. viel auf Banken zu thun,

2. setzt er sich oft mit seinen Gläubigern und

3. wird er oft gesetzt, eben, weil er in seinen Speculationen nicht gesetzt war.

Auch sein Fuß ist sonderbar gebaut; während Manche auf einem großen, gewisse Staaten auf einem gespannten, andere auf dem Conventions-Fuße leben, lebt er gewöhnlich auf einem möglichst hohen Fuße. Und in der That — der Kaufmann wächst nicht blos auf einem hohen Zins-Fuße, sondern er wuchert sogar auf demselben.

Analog diesem Körperbaue sind auch die Krankheiten, die ich eintheilen möchte in innerliche und äußerliche und diese wieder in solche.

1 Des Kopfes. 2. Des Ober- und Unterleibes und 3. Der Beine.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir neben den Krankheiten sogleich die Mitel zu ihrer Heilung, oder überhaupt alle möglichen Krankheiten anführen: — Die Constitutionen sind, wie Sie wissen, sehr verschieden — gut oder schlecht, fest oder schwankend, russisch, leiblich, mittelmäßig u. s. w.; daher auch die Uebel vielfacher Art. Auch kommt es zur Beurtheilung des jedesmaligen Falles sehr darauf an, ob einer viel macht en gros oder en détail, ob in Papieren, oder Holz oder in Kleidern oder in andern Gegenständen.

Die gewöhnlichste Krankheit unter den allgemeinen ist das Wechselfieber, das die Kaufleute in der Regel gegenseitig auf sich ziehen und dem sie nur um so schmerzlicher verfallen, je mehr ihnen Nach-Sicht gezeigt wird. Obgleich auch dreitägig, setzt es doch nicht, wie das gewöhnliche Wechselfieber drei Tage aus, sondern greift gleich kräftig und mit Protest an. Die selten ausbleibende Folge desselben ist Gliederschmerz, Kneipen, Magendrücken, Aussatz an den Theilen, die etwas von sich geben sollen, oft auch Gedächtniß-Schwäche und Schwindel. Letztere Krankheit jedoch müssen wir als eine selbstständige betrachten, da sie oft der ersteren vorauszugehen pflegt.

Der Schwindel im gewöhnlichen Leben ist nur ein ängstliches Gefühl — die Furcht vor dem Fallen; der kaufmännische Schwindel ist entweder gradezu — Fallsucht oder Sucht zu steigen: er entsteht, wenn Jemandem mehr in den Kopf kommt, als die Beine halten können. Man hat bemerkt, daß er sogar nach eiskalten Cabinets-Ordres-Uebergießungen noch stärker wiederkehrt, als zuvor. Er gehört zu den ansteckendsten Krankheiten und bringt die sonderbarsten Verwirrungen des kaufmännischen Organismus hervor: entweder bekommen die Befallenen Fixer-Ideen und gehen wie wahnsinnig herum und darauf aus, die ganze Börse umzuwerfen, oder sie gehen kopfhängend — á la baisse, gebückt, wie scheue Unglücksboten oder wie lachende Erben am Sterbelager des „heißgeliebten" Onkels, oder aber à la hausse, d. h. hochtrabend, mehr als aufrecht — also nicht aufrichtig einher und um. — Auf Dampfmaschinen, also auf Dampf werden Actien ausgetheilt und die Actien wieder theilen uns schrecklichen Dampf d. h. — Schwindel aus. Leider hat nicht Jeder die Kraft, sich von den Actien so beherzt zurückzuziehen, wie jener Mann, von dem mir eben eine spaßhafte Anekdote einfällt.

Ein Makler fragte den andern: sog wie stain die Actien?

Was gehen mir die Actien an, ich kümmere mich nischt darum.

Wie heißt du kümmerst dich nischt? —

Nun ne! ich weiß überhaupt nicht, worüm sie so sonderbar geannoncirt werden.

Wie so?

Nü: in de Zeitungen steht immer blos: Stehle-Bohwinkel, worum steht nit da: Stehle-Niedermärkisch, Stehle-Cöln-Minden, Stehle-Hamburg? denn mir können sie alle gestohlen werden! —

Doch wieder zur Sache!

Der gewöhnliche Ausgang des Wechselfiebers wie des Schwindels ist, daß mit dem Wechsel zugleich der Kaufmann verfällt und fällt, oder, was dasselbe ist, fallirt: dann heißt es: das Haus So und So hat fallirt. Ueberhaupt ist es drollig, daß sich die Kaufleute gegenseitig als Häuser betrachten, und daß ihnen am sichersten scheinen die alten Häuser, obgleich doch grade diese, wie die Neuzeit gelehrt hat, die sonderbarsten Einfälle haben. Das Fallen macht in der Regel viel Lärm, schadet aber dem Kaufmann wenig. Wirf die Katz', wie du willst — sie fällt immer auf die Beine. Auch der Kaufmann fällt selten auf den Kopf. Gewöhnlich fällt er in guter Hoffnung, steht auf in gesegneten Umständen, geht mit neuen Ideen schwanger und kommt wieder, glücklich nieder.

Noch Vieles ließe sich von allgemeinen Krankheiten erwähnen: ich will aber, der Kürze wegen, nur die speciellen Erscheinungen noch durchnehmen: Die schwerste Krankheit unter denen des Kopfes ist der Stockschnupfen. Er entsteht durch Erkältung bei Witterungswechsel, wenn nämlich der Actien-Thermometer von 20 oder 30 Grad plötzlich unter 0 sinkt. Die Begleiter des Schnupfens sind bekanntlich Kopfweh, wodurch der ganze Kopf eingenommen wird. Verschleimung, Heiserkeit, worunter das Sprechen, also auch der Ruf leidet, und endlich das Niesen, welches gleichsam den Drang der verstopften Theile nach Luft und freiem Athem versinnlicht. Wenn aber der Kaufmann niest, sagen die Gläubiger nicht: „Gott, helf euch!“ sondern: „Gott helf uns!“

Ferner gehören in diese Kategorie: die Schwerhörigkeit, welche nicht immer eine Folge von Alters- sondern auch von Jugendschwäche ist und besonders vielversprechende Menschen trifft; ein schlechter Geruch, der Weichsel- oder Krakauer Zopf, die Platte, wodurch das Haupt in blanco geräth, der schwarze Staar oder Blindheit, gegen welche keine Operation mehr wirkt u. a. m.

Die Krankheiten des Ober- und Unterleibes sind: übermäßiger Auswurf, Abzehrung, Schwindsucht, Flauheit, Beklemmung oder Klemme, Schwäche, krebsartige Geschwüre, entzündliche Processe, Würmer, und viele andere, gegen welche selbst der Schutzgott der Kaufleute — Mercur Nichts auszurichten vermag. Alle diese sind stets mit Stockung des fließenden Blutes — des Courantes verbunden und sie entstehen, wenn sich Einer hat verführen lassen, oder die Besinnung verloren hat, wenn das Geschäft überhaupt faul ist, wenn Einer zu große Rosinen im Sacke hat, wenn Einer zu tief hineingeritten ist, oder zu schnell zurückgezogen hat, wenn sich Einer überarbeitet oder angestrengt hat, oder endlich, wenn Einer mit seinem Geschäfte stecken, kleben, oder hängen geblieben ist.

Unter den Krankheiten der Füße ist die schlimmste — die Lähmung, welche selten nur eine Seite trifft, noch gefährlicher ist es, wenn es mit Jemand wacklig geht und er schief steht, am traurigsten aber, wenn Einer das Laufen kriegt und Pleite geht. Auch hier, wie überall ist Hemmung oder Mangel des Blutes die Veranlassung der Krankheit, Lähmung des Hauptnerven die erste Folge: denn der Nerv, der Alles bewegt und lenkt und bewirkt, ist und bleibt das flüssige Gold, das liebe Geld. Das Wichtigste ist somit wirklich das Wichtigste d. h. Gewichtigste, worauf, wie Sie wissen, besonders bei den Dukaten gesehen wird. Daher kommt es auch, daß es nirgend mehr Risches giebt, als bei den Juden selbst: Denn die können keinen Beschnittenen leiden.

Meine Herren! Wer nicht baar hat, der ist baar, Lumpen giebt es in Masse, Papier noch mehr; Papier ist geduldig und wo kein Sein mehr ist, da haben wir doch Scheine!

Wir leben in einer glücklichen Zeit: denn unser Land ist jetzt um einige Millionen Papier reicher und doch an Lumpen nicht ärmer geworden.

Heil dem Gelde, dem Welterlöser, der ewig Gott und doch ewig Knecht zugleich ist! Heil Allen, die den Schild des Glaubens gefunden haben und unter seiner Hut ruhen! Der beste Schild, um anzugreifen, besonders aber, um sich zu decken ist — der Rothschild.

Alle Kaufleute sind Schildknappen dieses großen Ritters, dessen sie nur durch Festigkeit (Solidität) würdig werden. Um aber diese zu erhalten, werden sie ihr kaufmännisches Gebet so sprechen müssen.

Führe mich, Herr, nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von Krankheit: soll ich aber doch eine dulden, so sei es die — goldene Ader! Amen.

Das Leben eine Kunstreise,

oder

Wer? Wie? Wozu? Womit? Wodurch und Warum reist man bei der jetzigen Zeit?

Sie werden sich wundern, m. l. Z. u. Z., wie man auf den Gedanken kommen kann, ein Publikum, das man doch so lange als möglich zurückzuhalten wünscht, auf das Reisen aufmerksam zu machen; allein da es leicht zu vermuthen ist, daß während dieser Vorlesung Ihre Gedanken auf Reisen sein werden, so habe ich auch den meinigen dieselbe Richtung gegeben, um vielleicht auf diese Weise den Ihrigen zu begegnen.

Wie man reist, ist aber eine sehr wichtige Lebensfrage; denn gut reisen und gut leben heißt nichts anders, als für sein Wohlergehen oder für seine Wohl-

fahrt sorgen. Im Allgemeinen ist der Mensch bestimmt zum Wagen; denn ohne Gefahr kömmt nichts Großes zu Stande.

Ein altes Sprüchwort sagt zwar: „Ueberall gut, zu Hause am besten;" aber wer in unserer Zeit nicht überall zu Hause ist, hat's nirgends am besten. Je fremdartiger, desto artiger kommen wir den Leuten vor, und wer immer nach Hause denkt, der ist nicht weit her.

Im Grunde aber ist der Mensch immer auf Reisen; denn sein Leben selbst ist eine Reise, die Geburt eine Erbenfahrt, der Tod eine Himmelfahrt. Das Zimmer der Wöchnerin ist eine Passagierstube des Lebensreisenden, der Geburtsschein ein Reiseschein für die Welt des Scheins und der Täuschung und eine Anweisung auf einen Platz, den man oft wechseln muß.

Mit dem ersten Schrei des Schreckens und der Ueberraschung bezahlt der Erdensohn die Gebühren für das Uebergewicht von allerlei Bagage, die man durch die ganze Lebensreise mit sich schleppt, bis an den Schlagbaum des Bretterhauses, wo der Leibzoll entrichtet wird. Der Leichenstein ist dem Eingekehrten eine Aufenthaltskarte für den Gasthof „zum grünen Hügel," in welchem kein Lager zu hart, keine Kost zu schlecht ist, und wo der Wirth ohne doppelte Kreide die Rechnung macht.

Blicken wir nun, m. l. H. ein wenig auf die breite Fahrstraße des Lebens, und betrachten wir einmal die Vorüberziehenden auf ihren Kreuz- und Irrwegen, wie jeder seine Bahn sich verzeichnet, und je nachdem Gesellschaft und Gelegenheit, Zeit und Witterung seine Lebensreise begünstigen, besser oder schlechter von der Stelle kömmt.

Dem Glücklichen ist das Leben eine Vergnügungsreise, Unglückliche sind Weinreisende, denn ihr Geschäft besteht in Weinen. Sie erproben das volle Maaß echter Thränen (Lacrymae), gepreßt in den Kelch des Leidens, die, wie ungarischer Wein, stets eine bittere Wurzel haben. Reiche Leute reisen, um sich zu zerstreuen, und arme, um sich etwas zu sammeln.

Herabgekommene suchen wie die Wiener nur — die Restauration. Schuldner reisen in die Unterwelt, weil kein Gläubiger in die Hölle kömmt, Philosophen und Verläumder jagen nach Schatten, Glücksritter machen Jagd auf Damen, dabei schießen die Einen wie die Andern — manchen Bock.

Mediziner machen Kommissionsreisen für die Firma: Beinhaus und Comp. oder geognostische Reisen, indem sie Nachgrabungen veranstalten. Schmuggler und Engländer reisen über alle Grenzen, um ihre Güter durchzubringen.

Künstler unternehmen diplomatische Reisen, wenn sie geschickt oder berufen sind.

Handelsreisen werden sehr oft zu Wasser; die Kaufleute aber fürchten sich dennoch nicht vor dem Schwindeln, bis sie zu Grunde gehen.

Eisenbahn-Spekulationen gehen ins Weite, aber Niemand kommt dabei geschwinder ab, als die Aktionairs, welche eine Laufbahn betreten, auf der sie weder Postpferde noch Gläubiger einholen können.

So mancher Lediger und Freier schlägt Kettenbrücken und macht Kreuzzüge ins verlobte Land. Stutzer und Lorgnetten machen Inspektionsreisen

auf den Gesichtern der Damen und ziehen dabei zugleich auf Eroberungen aus. Alte Jungfrauen machen Entdeckungsreisen und suchen den Mann im Monde. Wen aber kein Weltmotiv zur Weltreise bewegt, den bewegt gewiß das Lokomotiv.

Wenn ich's aber recht bedenke, so ist die Lebensreise nur eine Kunstreise.

Denn jeder tritt in der Welt auf, um etwas vorzustellen, und von Andern gut oder schlecht beurtheilt zu werden; daher giebts auf der Lebensreise nur Probe, Produktion und Kritik.

Selbst der Naturmensch sucht sich hervorzuthun, und schon der erste Mensch producirte sich im Paradiese — in aller Unschuld, und so lange er sich in dieser unschuldigen Kunst übte, flogen ihm auch die gebratenen Tauben in den Mund, und er fühlte ein künstlerisches Schlaraffenleben wie kaum einer unserer Virtuosen. Als aber der alte Adam aus seinen Träumen erwachte, ward ihm das einförmige Solo zu langweilig, er verlangte eine obligate Begleitung — die stets ein Zankapfel der Virtuosen ist — und da er der ehelichen Begleitung zu viel nachgab, fiel er bei der ersten Probe durch. Der große Kunstrichter entdeckte durch die Feigenblätter noch manche Blöße, und der gefallene Künstler mußte, nachdem er in den sauern Apfel gebissen, auch ins Gras beißen. Aber auch aus der gegenwärtigen Kunstwelt lehrt uns manch Pröbchen, daß die Kritik über der Kunst steht, weil die Kunst oft unter aller Kritik ist. Es sucht jede Kunst sich selbst zu verläugnen und fürchtet, wenn sie blos sich giebt, sich blos zu geben. Daher zwingen sich Violinspieler zu Trambolinsprüngen und listige Pianisten spielen mit jeder Hand ein Quintett, Tänzerinnen singen Doppeltöne und schlagen mit den Füßen, Sänger versteigen sich höher als ein Seiltänzer, und rutschen nicht selten aus. Possendichter zeichnen Karrikaturen und malen Dekorationen. Die Charaktere liefert der Theaterschneider. Nur Maler nnd Bildhauer sind die einzigen, welche ihre Kunstwerke ganz nackt hinstellen; daher zeigen auch alle Kunstausstellungen, wie viel an ihrer Kunst auszustellen ist. Die andern Künste aber haben sich mit der Natur überworfen, und mit Unnatur überworfen, und dieser Ueberwurf ist nichts als ein Deckmantel für die künstlerische Blöße. Niemand will vor der Kritik in seiner Nacktheit erscheinen, und Jeder versteckt sich unter die Feigenblätter der Zeit. — So muß denn mancher Künstler in einen sauren Apfel beißen, ehe er auf einen grünen Lorbeer kommt, während ein Anderer in einem Moment sich ein Monument setzt. Freilich besteht das würdigste Monument eines berühmten Mannes oft aus Steinen, die ihm die Leute nachwerfen; und da es an solchen steinreichen Leuten niemals fehlt, so darf es Sie, meine Werthen, durchaus nicht wundern, wenn man so mit Monumenten herumwirft. Es ist Jeder dafür besorgt, daß die Künstler auf ihren Lorbeeren ruhen; denn um sie einmal für unsterblich zu erklären, läßt man sie zuerst Hungers sterben. Auf der Lebensreise giebts aber namenlose Künstler, die nichts heißen, und zahllose, die nichts zählen. Spitzbuben machen Sprünge à la Klischnigg, Lügner geben Improvisationen, Kaufleute (machen Gedächtnißkünste und) zeigen als Mnemoniker, wie viel ein guter Kopfbehalter könne. Diebe produciren sich in der Taschenspielerei und machen dabei Börsengeschäfte. Betrüger thun sich hervor in der Malerkunst, spielen den Pinsel und schmieren

die Leute an. Studenten verlegen sich auf's Fechten, hauen durch, und machen Finten. Freunde der modernen Gastfreundschaft, vulgo. Trunkenbolde, illuminiren so lange, bis sie selbst transparent werden. Verliebte machen Lärm wie eine Stuver'sche Rakete, nehmen dann allerhand Farben an und verschwinden.

Die meisten Produktionen, meine Verehrtesten! kommen aber in der Ehe vor, und die Eheleute wissen gar nicht, was für Künstler sie sind.

Der Eine zeigt als Atleth, wie viel er tragen könne, ein Anderer reist als Savoyard mit seinem Maulthiere, so mancher Ehemann ist ausgezeichnet als Hornist, während seine Ehehälfte auf der Maultrommel Lärm in der Welt macht. Viele Ehemänner tragen ein Kreuz, weil sie in der Schlacht bei Belle Alliance zum Invaliden geworden. Alte Junggesellen, die sich jung zu den Alten gesellten, und nun alt zu den Jungen gesellen möchten, machen Schattenspiel-Figuren, indem Jünglinge sie in Schatten stellen, und Mädchen hinter's Licht führen. Alte Jungfrauen aber, die lieber junge Frauen sein möchten, treiben schwarze Kunst, indem sie sich auf alle mögliche Weise verwandeln, um Andere zu behexen.

Die jungen Stutzer spielen die ersten Liebhaber in der Affenkomödie der Mode.

Philosophen und Spekulanten machen Aufsehen als Luftsegler, indem sie Schlösser in die Luft bauen.

Pietisten treiben ihr Werk in der Camera obscura, ohne ein Lichtbild der Welt vorzustellen. Pädagogen bereiten sich ihren Ruhm durch die vortrefflichste Dressur.

Allöopathen verschreiben sich den Ruf eines Spediteurs mit der schleunigsten Versendung, und Homöopathen erwerben sich Verdienste als Werber. Ihre Rekruten sind zwar kein Kanonenfutter, aber doch, wie Falstaff sagt: „Futter für Pulver;" aber weder Allöopathen noch Homöopathen können den Hydropathen das Wasser reichen. Darum nehm' ich nichts von Allöopathen, nichts von Hydropathen und Homöopathen, wohl aber von meinen Pathen, wenn er mir was giebt. —

Humoristen erhalten sich als Wassertreter auf einem Zuckerwassermeer von süßen Fadaisen, indem sie, immer oberflächlich, nichts von Grund aus erfassen und berühren.

Die Humoristen haben überhaupt Vieles von den Wasserthieren. Sie drehen und winden sich wie ein Aal, und theilen dabei manchen elektrischen Schlag mit. Wie der Wallfisch werfen sie bei jedem Athemzuge einen Strom aus — von Wortspielen, erheben sich wohl auch wie fliegende Fische auf Augenblicke über ihre Sphäre, fallen aber wie diese gleich wieder zurück. Nur eins fehlt ihnen von den Fischen, sie sind nicht stumm wie ein Fisch. Doch zeichnet sich diese Thierklasse durch kaltes Blut aus, während die hitzigen Dichter ihr Wasser als Aquavit ankündigen, aber anstatt Geist zu brauen, nur Schaum*) erzeugen. Wenn wirklich bei unsern Dichtern ein Geist erscheint, so ist es ein Verstorbener, den sie citiren.

---

*) Geist und Schaum sind Arten — von Branntwein. Letzterer, wie sich von selbst versteht, ein geringerer.

Die Lyriker aber erzeugen Mißgeburten, die bald einen Fuß zu viel, bald einen Fuß zu wenig haben. Künstler überhaupt verrichten Wunder durch die Homöopathie, indem ihre eignen Mittel nicht sehr groß sind, und sie auch von Andern nicht viel einnehmen. Das Uebel, an dem sie leiden, ist gewöhnlich Mangel an Verdauung; besonders liegen ihnen Recensionen im Magen; und bittre Recensionen können sie schon gar nicht vertragen. Das kleinste aber, was sie doch einzunehmen pflegen, ist — das kleinste Publikum.

Die Kritik aber ist einseitig à la Paganini, und im Publikum wie unter den Künstlern hört man oft Stimmen ohne den rechten Takt, und so giebt es oft Kunstproduktionen ohne Dissonanz.

Sie aber, meine Werthen! haben heute wie immer den besten Ton bewiesen und den lieblichen Klang vernehmen lassen. Denn die Vorzüglichkeit der heutigen Produktion besteht weniger in den seltenen Gaben und Leistungen der Mitwirkenden, als in den häufigen reichlichen Gaben des Publikums, in eine Lehranstaltskassa, die ohne diese Gaben eine leere Anstaltskassa wäre, zum Besten armer Kinder, die auf ihrer künftigen Lebensreise nicht viel zum Besten haben. — Allein wie ich bemerke, sind meine Gedanken gar zu sehr auf Reisen gegangen, und anstatt über die Reisegesellschaft, Zeit und Gelegenheit zu sprechen, habe ich die Zeit versäumt, und mancher Reisende in der Gesellschaft versäumt am Ende noch dazu die Gelegenheit. Ich wage es also nicht, Sie länger aufzuhalten, aus Furcht, daß Sie sich über mich aufhalten, und bitte diejenigen, die mich etwa mitzunehmen denken, mich nur nicht zu arg mitzunehmen.

Ihnen allen aber, die Sie mir so lange und so viel ausgehalten, wünsche nun eine glückliche Lebensreise, und mir ein baldiges freundliches Zusammentreffen und eine so gute Gelegenheit dazu.

Lustige Betrachtungen über das traurige Frühaufstehen.

Von L. Weyl.

Sie haben vollkommen Recht, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, darüber erstaunt zu sein, daß ich gerade dieses Thema zum Gegenstande meiner Betrachtung gewählt. Wenn Sie jedoch die Güte hätten, sich in die Lage eines Vorlesers zu versetzen, so würden Sie finden, daß ein Gedanke ihn am meisten beschäftigen muß, nämlich der, daß seine Zuhörer nicht zu früh aufstehen, ein Uebel das bekanntlich in Kirchen, Kammern und Concertsälen, so wie überall, wo Einer sich die Freiheit nimmt, zu sprechen, und es den Uebrigen freisteht, zu gähnen, zu schlafen oder aufzustehen, nicht zu den Seltenheiten gehört.

Wie man kleinen Kindern zu sagen pflegt: wenn Du morgen früh aufstehst, bekommst Du auch Kuchen, so hat man uns große Kinder dadurch zum Frühaufstehen bewegen wollen, daß man das Sprichwort erfand: „Aurora musis amica“ d. h. frei nach dem Lateinischen: „Die Morgenstunde hat Gold im Munde!“ Wenn die Morgenstunde wirklich Gold im Munde hätte, so würde der Dame Aurora gewiß schon irgend ein Kurmacher auf den Zahn gefühlt haben, worin denn eigentlich die Morgengabe bestehe? Oder ruft sie vielleicht dem, der ihr das Gold entreißen will, zu: „da mußt Du früh aufstehen!“ In diesem Falle würde ich ihr den Gefallen gar nicht thun, sondern vielmehr spät aufstehen, das heißt, den Morgen todtschlagen — da müßte sich's denn aus dem Nachlasse ergeben, ob sie wirklich Gold im Munde gehabt. Wissen Sie, meine hochverehrten Zuhörer, wie das Sprichwort: „die Morgenstunde hat Gold im Munde,“ entstand? Ein Nachtwächter, der einmal von einem des Morgens heimkehrenden Betrunkenen anstatt einer Kupfermünze ein Goldstück erhalten, hat es erfunden und verbreitet. Seit jener Zeit scheint Alles an die Wahrheit dieses Spruches zu glauben. Fragt die Bewohner der Schuldgefängnisse von Lissabon bis Constantinopel, wann die Gläubiger gewöhnlich zu ihnen gekommen, sie werden einstimmig antworten: „Des Morgens!“ und warum? weil die Morgenstunde Gold im Munde hat! —

Man hat in neuester Zeit nicht allein die Frauen, die Juden, die Sklaven und die irischen Katholiken emanzipirt, sondern auch die Thiere. Es giebt Papageien, welche in drei Sprachen sich unterhalten können. Es giebt Bären, welche Solopas tanzen, Flöhe, welche gehörige wissenschaftliche Bildung besitzen, und Spanische Fliegen, welche mehr ziehen wie die Spanischen Tänzer in der großen Oper. Aber in einer Sache können uns die Thiere nicht gleichkommen: im Schuldenmachen. Da nun der einzige Unterschied der Menschen von den Thieren darin besteht, daß nur die Ersteren Schulden machen können, so strebt jeder gebildete Mensch dahin, sich ganz vorzüglich dieses Vorzugs bewußt zu werden. Gemahnt zu werden, ist für Jeden höchst störend; da aber die Gläubiger, wie wir gesehen, uns am häufigsten des Morgens die Aufwartung machen, so ist dies der erste wesentliche Nutzen, den das Spätaufstehen verschafft; man bekommt sie nicht zu sehen, und träumt von goldenen Bergen, während der hartnäckige Manichäer gekommen, um die Rechnung von einem Paar lumpigen Thalern einzukassiren.

Völker haben dieselben Sitten und Gewohnheiten, wie Individuen. Ein Blick auf die Geschichte zeigt uns aber, daß diejenigen Völker am besten zu ihrem Ziele gelangten, welche spät aufstanden. Das alte Rom sah seinen Tarquiniern, Frankreich seinen Bourbonen, und die Helenen den Türken lange zu, ehe sie aufstanden und ihre Freiheit erkämpften. Also ist das Spätaufstehen auch vom historischen Standpunkte aus gerechtfertigt.

„Eilt hinaus, ihr Langschläfer, und seht, wie in majestätischer Pracht die Sonne ihrem Bette entsteigt!“ So rufen die Anhänger des Frühaufstehens uns zu. Bedenken Sie nur, meine Herren, wie unpassend es ist, eine so hohe Dame, wie die Sonne, bei ihrem Lever zu belauschen, bevor sie gehörig Toilette gemacht. Aber der Anblick der Sonne ist auch ein so erhabener, daß man sich wohl hüten

muß, dieses Schauspiel zu einem alltäglichen zu machen. Ein-, zwei-, dreimal des Jahres dieses himmlischen Genusses theilhaftig zu werden, läßt einen bei weitem bessern Eindruck zurück, als dasselbe Tag für Tag vor Augen zu haben.

Wir sollten uns an der Sonne ein Beispiel nehmen, und gleichzeitig mit ihr die Lagerstätte verlassen? Wenn wir uns täglich so früh in's Bette begeben könnten, wie sie, so würde es uns ebenfalls ein Leichtes sein, mit unserm Frühaufstehen zu prahlen. Was hat denn aber die Sonne von ihrem Frühaufstehen? Sieht sie doch täglich ihren Untergang vor sich, und wer weiß, ob eine Morgen- und Abendröthe wirklich eine gesunde Röthe ist. Die Gelehrten sind längst darüber im Reinen, daß die Flecke, welche sich an ihr zeigen, eine Folge des zu frühen Aufstehens sind.

Wer täglich zwei Stunden früher aufsteht, lebt in einem Jahre zweiundfunfzig Arbeitstage länger. Der Schlaf besteht aus drei Haupttheilen. In dem ersten vormitternächtlichen Schlafe defiliren tausenderlei Gedanken vor unseren Augen vorbei. Der Kaufmann denkt an den Wechsel der Geschäfte, der Dichter an die Miethe und seine Ideale, der Schneider an das Verjährungsgesetz und seine Kunden. Endlich erbarmt sich Morpheus über uns — wir schlafen ein und träumen. Noch liegen wir gefoltert, bald drückt uns der Alp, bald plagt uns das Gewissen; wir sehen die rächende Hand des Richters vor uns, der von uns Rechenschaft verlangt für das Verbrechen einer auf der Straße gerauchten Cigarre; da endlich wird es Tag, und der Morgenschlaf, der süßeste, der beste und ungestörteste Schlaf beginnt. Seht, diesen Schlaf, die Quintessenz der Ruhe, die Pointe des süßesten Schlummers, will man uns rauben, ihn sollen wir gegen zwei Stunden vertauschen, damit wir zwei Stunden mehr Zeit gewinnen, über vereitelte Pläne und getäuschte Hoffnungen nachzudenken! — O, nimmermehr, Aurora musis amica, des Morgens schläft sich's am besten. — Von den Bewohnern dieser Erde sind vielleicht ein Viertel reich, wohlhabend, bemittelt, die übrigen drei Viertel hingegen arme Teufel. Ein solcher pauvre diable, der des Morgens um vier Uhr aufsteht, bekommt bis Mittag wenigstens dreimal Appetit. Um seinen Hunger zu stillen, muß er nothwendig mehr ausgeben, als ihm sein geringer Verdienst gestattet; so verfällt er in Schulden, wozu ihn allein das frühe Aufstehen verleitet hat. Würde er um acht Uhr aufstehen, so könnte er sich mit einem kleinen Frühstück bis Mittag begnügen. Das frühe Aufstehn sollte demnach polizeilich verboten sein.

Martin Luther sagt zwar:

Früh aufstahn und jung freien
Wird Niemand gereuen!

Aber man vergesse nicht, daß Luther als Wächter der neuen Lehre nicht früh genug aufstehen konnte, um gegen den Papst und seine Anhänger sich zu behaupten. Fontenelle, der hundert Jahre alt geworden, stand bekanntlich um vier Uhr auf; aber er erzählt auch selbst, daß er täglich um acht ein halb Uhr zu Bette gegangen. Bei unseren socialen Verhältnissen würde dies schwerlich zu bewerkstelligen sein. Wo bleiben die Theater, Bälle, Kränzchen, Soiréen, Wurstpicknicke?

Büffon ließ sich täglich um drei Uhr wecken, und gab seinem Diener den Befehl ihn zu kneipen und zu schlagen, wenn er nicht gutwillig aufstände. Aber man vergesse nicht, daß Büffons Geschäfte es mit sich brachten; wie hätte er sonst die Nachtvögel studiren und sein großes naturhistorisches Werk schreiben könneu, bei dessen neuer Ausgabe der Verleger 400,000 Francs zugesetzt. So rächt sich noch nach einem Jahrhundert die in ihrer Ruhe gestörte Natur.

Alexander der Große gehörte ebenfalls zu den frühaufstehenden Notabilitäten — er lebte sechsunddreißig Jahre. Er stand also früh auf und ging früh zu Bette!

Der durch seine Lehre berühmte Graf St. Simon ließ sich täglich mit den Worten wecken: Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen! — Hätten wir, die wir wissen, welches Unheil seine Anhänger, die St. Simonisten, angestiftet haben, nicht lieber gewünscht, daß sein Bedienter ihm bei seinem Erwachen zugerufen: Schlafen Sie Herr Graf, es ist erst zehn Uhr.

Wie beruhigend ist nicht das Gefühl des Langschläfers, der kühn behaupten kann, daß er während des Schlafes kein menschliches und göttliches Gesetz übertreten! Und werfen wir bei unserm späten Erwachen einen Blick um uns her, welch heiteres Bild entfaltet sich da vor unseren Augen, siehe, da ist Alles in bester Thätigkeit, Alles hat bereits Hand an's Werk gelegt, wir sehen keine Schwärmer mehr, die nach Hause eilen, keine Trunkenbolde, die einherwanken, und haben endlich nicht den Anblick jener Unglücklichen, die mit dem Morgensterne schon an ihre harte Beschäftigung eilen müssen.

Es schlug acht Uhr, als ich diesen Aufsatz vollendet. Ich bin, gegen meine Gewohnheit, heute früh aufgestanden. Wieder ein Beweis, daß nichts Gescheutes in der Morgenstunde vollbracht wird.

Drum schlaft, Ihr deutschen Brüder — Ihr deutschen Schwestern seid ohnehin schon keine Freunde des Frühaufstehns — schlaft in die Morgenstunde hinein, ob der Hahn kräht oder der Wächter den Morgen abruft; sollte aber einmal der Gallische Hahn zu krähen anfangen — dann laßt uns nicht länger schlafen; denn Ihr kennt ja das alte Lied: Sie sollen ihn . . . — ach, um des Himmels willen, Sie sind schon eingeschlafen! Wünsche wohl geruht zu haben! —

Het Wettloopen tüschen den Haasen un den Swinegel up der Buxtehuder Heid.

Disse Geschicht is lögenhaft to vertellen, Jungens, aver wahr is se doch, denn mien Grootvader, van den ick se hew, plegg jümmer, wenn he se mie vortüerde, dabi to seggen ‚wahr mutt se doch sien, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen.' De Geschicht hett sick aver so tobragen.

Et wöor an enen Sündagmorgen tor Harvesttied, jüst as de Bookweeten bloihde: de Sünn wöor hellig upgaen am Heven, de Morgenwind güng varen över de Stoppeln, de Larken süngen inn'r Lucht, de Immen summsten in den Bookweeten, un de Lühde güngen in ehren Sündagsstaht nah'r Karken, un alle Creatur wöor vergnögt, un de Swinegel ook.

De Swinegel aver stünd vör siener Döhr, hett de Arm ünnerslagen, keek dabi in den Morgenwind hinut un quinkeleerde een lütjet Leedken vor sick hin, so good un so slecht as nu eben am leven Sündagmorgen en Swinegel to singen pleggt. Indem he nu noch so half liese vör sick hin sung, füll em up eenmal in he künn ook wol, mittlerwiel sien Fro de Kinner wüsch un antröcke, een beeten in't Feld spazeeren on tosehn, wie sien Stähkröwen stünden. De Stähkröwen wöören aver de nöchsten bie sienem Huuse, on he pleggte mit siener Familie davon to eten, darüm sagh he se as de sienigen an. Gesagt gedahn. De Swinegel makte de Huusdöör achter sick to, un slög den Weg nah'n Felde in. He wöor noch nich ganz wiet von Huuse, und wull jüst um den Stähbusch, de dar vör'm Felde liggt, nah den Stähkröwenacker hinup dreien, as öm de Haas bemött, de in ähnlichen Geschäften uutgahn wöor, nämlich um sienen Kohl to besehn. As de Swinegel den Haasen ansichtig wöor, so böhd he em en fründlichen go'n Morgen. De Haas aver, de up siene Wies en vornehmer Herr was un grausahm hochfahrtig dabi, antworde nicks up den Swinegel sienen Gruß, sondern seggte tom Swinegel, wobi he en gewaltig hönische Miene annöhm, ‚wie kummt et denn, dat du hier all bi so frohem Morgen im Felde rummlöppst?' ‚Ick gah spazeeren' seggt de Swinegel. ‚Spazeeren?' lachte de Haas, ‚mi ducht du kunnst de Been ook wol tu betern Dingen gebruuken.' Disse Antword verdröot den Swinegel ungeheuer, denn Alles kunn he verdreegen, aver up siene Been laet he nicks komen, eben weil se von Natuher scheef wöören.' Du bildst bi wol in,' seggt nu de Swinegel, tom Haasen, ‚as wenn du met diene Been mehr utrichten kannst?' Dat' denk ik' seggt de Haas. ‚Dat kummt up'n Versöök an,' meent de Swinegel, ‚ick pareer, wenn wie en de Wett loopt, ick loop die vörbi.' Dat is tu'm Lachen, du met diene scheefen Been,' seggt de Haas, ‚aver mienetwegen mach't sien, wenn du so övergroote Lust hest. ‚Wat gilt de Wett?' ‚En goldne Lujedor un'n Buddel Branwien' segt de Swinegel. ‚Angenahmen,' spröök de Haas, ‚sla in, un denn

kannt gliek los gahn' ‚Nä so groote Ihl het et nich,' meen de Swinegel, ‚ick bin noch ganz nüchbern; eerst will ick to Huus gahn un en beeten fröhstöcken: inner halwen Stünd bün ick wedder hier up'n Platz.'

Damit güng de Swinegel, denn de Haas wöör et tofreeden. Unnerwegs dachte de Swinegel bi sick ‚de Haas verlett sick up siene langen Been, aver ick will em wol kriegen. He is zwar ehn förnehm Herr, aver doch man'n dumm'n Keerl, un betahlen sall he doch.' As nu de Swinegel to Huuse ankööm, spröök he to sien Fro ‚Fro, treck di gau an, du must mit mi nah'n Felde hinnut.' ‚Watt givt et denn?' seggt sien Fro. ‚Ick hev mit'n Haasen wett't üm'n golbenen Lujedor un'n Buddel Branwien, ick will mit em inn Wett loopen, un da sallst du mit dabi sien.' ‚O mein Gott, Mann,' füng nu den Swinegel sien Fro an to schreen, ‚büst du nich klook, hest du denn nich ganz den Verstand verlaaren? Wie kannst Du mit den Haasen in de Wett loopen wollen?' ‚Holt dat Muul Wief,' seggt de Swinegel, ‚datt is min Saak. Resonehr nich in Männergeschäfte. Marsch treck die an, un denn kumm mit.' Watt sull den Swinegel sien Fro maken? se mußt wohl folgen, se mugg nu wollen oder nich.

As se nu mit enaner ünnerwegs wöören, spröök de Swinegel to sien Fro ‚nu pass up, wat ick seggen will. Sühst du, up den langen Acker dar wüll wi unsen Wettloop maken. De Haas löppt nämlich en der eenen Föhr un ick inner andern, un von baben fang wie an to loopen. Nu hast du wieder nicks to dohn as du stellst di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas up de andere Siet ankummt, so röppst du em entgegen ‚ick bün all hier.'

Damit wöören sie bi den Acker anlangt, de Swinegel wiesde siener Fro ehren Platz an, un gung den Acker hinup. As he baben anköm, wöör de Haas all da.

‚Kann et losgahn?' seggt de Haas. ‚Ja wol,' seggt de Swinegel. ‚Denn man to!' Un damit stellde jeder sick en siene Föhr. De Haas tellde ‚hahl een, hahl twee, hahl dree,' un los güng he wie en Stormwind den Acker hindahl. De Swinegel aver löp ungefähr man dree Schritt, dann duhlde he sick dahl in de Föhr, un bleev ruhig sitten.

As nu de Haas in vullen Loopen ünnen am Acker anköm, röp em den Swinegel sien Fro entgegen ‚ick bün all hier.' De Haas stutzd un verwunderde sick nich wenig: he menede nich anders als et wöör de Swinegel sülvst, de em dat toröp, denn bekanntlich süht den Swinegel sien Fro jüst so uut wie ehr Mann.

De Haas aver meende ‚datt geiht nit to mit rechten Dingen.' He röp, ‚nochmal geloopen, weder üm!' Un fort ging he wedder wie en Stormwind, datt öm de Ohren am Koppe flögen. Den Swinegel sien Fro aver bleeb ruhig up ehren Platze. As nu de Haas baben anköm, röp em de Swinegel entgegen ‚ick bün all hier.' De Haas aver ganz uuter sick vör Ihwer schreede ‚noch mal geloopen, wedder üm!' ‚Mi nich to schlimm,' antwoorde de Swinegel, ‚mienetwegen so oft as du Lust hast.' So löp de Haas noch dree un söbentig mal, un de Swinegel höhl et immer mett em uut. Jedesmal, wenn de Haas ünnen oder baben anköm, seggten de Swinegel oder sien Fro ‚ick bün all hier.'

Tum veer un söbentigsten mal aver köm de Haas nich mehr to ende. Midden am Acker stört he tor Eerde, datt Blohd flög em uut'n Halse un he bleev todt

up'n Platze. De Swinegel aver nöhm siene gewunnene Lujedor un den Buddel Branwien, röp siene Fro nut der Föhr aff, un beide güngen vergnögt mit enanner nah Huus, un wenn se nich storben sünd, lewt se noch.

So begew et sick, datt up de Buxtehuder Heid de Swinegel den Haasen dodt loopen hatt, un sied jener Tied hatt et sick keen Haas wedder infallen laten mit'n Buxtehuder Swinegel in de Wett to loopen.

De Lehre aver uut disser Geschicht ist erstens, datt keener, un wenn he sick oock noch vörnehm dücht, sick sall bikommen laten, övern geringen Mann sick lustig to maken, un wöört ook man'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden is, wenn eener freet, datt he sick 'ne Fro uut sienem Stande nimmt, un de jüst so uutsüht as he sülwst. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn datt siene Fro ook en Swinegel is, un so wieder.

Gespenstergeschichte.

Um diese Zeit (1675) hat in der Wagemanns- oder Wahmstraße, dawo die großen Häuser stehen, ein alter Kriegsmann gewohnt, welcher vordem in der holländischen Staaten Dienst gegen den Spaniard und Engelsmann gestritten, aber einsmals, wie er sagte, weggekommen und zu den Avanturiers oder Fliboters gestoßen war, allwo er wunderliche Thaten verrichtet. Da er nun Leib und Seele, wie er gesagt, salvirt, hat er sich vor dem leibigen Teufel und seiner Gesellschaft nicht gefürchtet, sondern dieselben öfter hergefordert, daß sie ihm ihre Kunst weisen möchten. Endlich aber ist ihm ein sonderbares Gespenst vorgekommen, dessen er all seine Lebtage gedenken müssen; und er hat danach, wenn Jemand zweifeln wollen, wie es bewandt wäre, demselben strax in's Wort gefallen, und also gesprochen:

„Wat? Gespenster gull't nich gêeven? Gespenster givt et doch, so wâr ik Herr van Höneman hêt un Hövtmann bi di Fribüters west bün. Hört man tô, wat mi sülfst vör 'n Geschicht passêrt is.

Ik Her van Höneman, Laitnant Wacker, un Laitnant van de Cumpani sêten êns Avens gans vergnöglik ub min Stûv' un spêlden en Gericht Lummer. Sôlo was 'n Schilling un all dat anner so na Prôpotschôn, as örndliché Lüd' hört und gebört.

Justement, as ik grâd 'n grôten Sòlo mit viv Matadôrs in de Hand hev', kloppt wat an de Dör. Wol kunn dat sin? Min oll' Lisch harr ik nâ 'n Gericht Näg'nôg'n ûtschickt, un dat olle Minsch treckt jümmers de Hûsdör fast achter sik tô, un ûter uns drê Mannslüd' was kên Minsch in dat hêle Hûs — —

Laitnant Wacker krack dat Beven un Laitnant van de Cumpani dat

Zittern; ik sêd': du gerechter du allmechtiger Got, wat hêt dat, wat bedüd' dat und wôtô schal dat? —

Ratsch deit sik de Dör âpen, un min sâlig Her Wêrd un min sâlen Frû Wêrdsch trêden in optima forma .in de Stûv rin. Laitnant Wacker füllen de Kôrten ût de Hand un he kröp unner'n Disch; Laitnant van de Cumpani füll in Swögniss un kröp unner min Gardinenbettstêd, verlör âvers sîn P'rük dabi.

Unnerdessen kêmen de sâlen Lüd nêger. He harr 'n brûn gallonêrten Rock an un 'n grôten Töllerwisch an jêden Arm, 'n draffeldôren West', un Schô mit Snûten so dick und brêd as 'n Appelkôken un grôte Ossenôgen d'rin; en P'rük up'n Kopp so grôt as 'n Lammerfell, vör mit twê Spitsbôven un achter mit ên Gaudêv, 'n grôten swatten Drêang'l ünner'n Arm, un 'n Dêgen so lang as 'n Brâtspit an de Sit. Se harr 'n swatte Pikesch an un 'n grôte Dormös' up 'n Kopp mit Blômen un Zitternâteln, 'n grôten stiven (Rock) so dat se man up de hôg' Kant in de Dör kâm' kunn; Örbummelâjen bet um de Schullern; Schô mit hôge Hacken un Snâbelsnûten, un sonn grôten Fechtel, den dêd' se jümmers up un tô, up un tô, up un tô. —

Se güng'n nu beid' de Stûv up un dâl, up un dâl, up un dâl, un tor Dör henût. —

Nu krachen de annern beiden de Kurâsch wedder: de ên kêm unner'n Disch 'rût; un de anner under min Gardinenbettstêd' un stülp sin P'rück up, de wêr âvers as 'n oll Stövûl, un sin Mandirung sêt so vull Feddern, dat he ûtseg as 'n kalkûtschen Hân. Laitnant Wacker kikt tor Dör henût, un uns alle drè plâgt de verflûchtige verdammte Nischirigkeit, dat wi de sâlen Lüd' nâgât.

Nu gât se int Hus Trepp' up, Trepp dâl! Keller up, Keller dâl; un wi jümmer achter an. Se gàt nâ'n böbelsten Bön henup; un wi jümmers achter an. As wi up den böbelsten Bön kâmt, fâten se sik beid' an dat Winneltau, un schnurr-r-r-r gât se hendàl; un wi all' achter an. Ik kèm' ôk glücklich hendâl; Laitnant Wacker ôk; Laitnant van de Cumpani âvers blaff in de drüdde Bônlûk' häng'n as Apsalon in'n Ekbôm. Endlich spaddel' he sik lôs, füll avers quatsch up de Êr' as'n umgestülpte Schöttel mit Appelmôs.

Nu güng'n de sâlen Lüd' nâ de Kök 'rin; un ik achter an, un Laitnant Wacker achter an; Laitnant van de Cumpani lêg dâ as de Pogg' in Manschin. As wi âvers in de Kök käm', so fallen Schöttel un Schâpen, Töller un Grâpen, Lüchter un Selpött, Schûmkellen un Kastrullen, kort, all' dat hêle Tinntüg un Missingtüg, wat in de Kök was, mit 'n ungehairen Mirakel un Spektakel in ênen Dutt tohôp, un husch! het se de leidige Got-si-bi-uns tom Schofssteen henût.

Ik fûll dâl as'n Klâv' Holt un sêd': du gerechter, du allmechtiger Got, wat hêt dat, wat bedüd' dat un wôtô schal dat? Laitnant Wacker füll üm un krach krampfhaftige Vertreckungen: Laitnant van de Cumpani lag dâ un rallög'. So blaffen wi all' drê as dôdige Minschen liggen, bet min olle Lisch

mit de Näg'nôg'n na Hûs kêm', un uns all drê 'n Ammer Wàter över'n Kopp göt!

Wat harr wi davan?

Laitnant Wacker krach dat Plackenfêber; Laitnant van de Cumpani harr dat hitzige Fûlfeber un kêm ná 't Alhûs; un mi hett sit de Tit de böse Döst to fâten. Mîn oll Lisch kêm âvers am allerslimmsten weg, denn dat Minsch krêg vör Schreck de gêle Sucht, un hett se noch bet up hüt un dissen Dàg.

Un wenn disse Gescicht' nich wâr is, sal mi êwig un drê Dàg' de Dübel hâlen."

Declamationen
ernsten Inhalts.

Das Ende der Gironde.

Von Alfred Meißner.

Sie saßen, eine finstre Tafelrunde
In dunklem Saal zu mitternächt'ger Stunde
Bei einem großen feierlichen Mahl;
Gewalt'ge Männer, Jünglinge und Greise,
Viel braune Lockenhäupter und viel weiße
In Allem einundzwanzig an der Zahl.

Mit einem Bruderzug im Angesichte,
So glichen sie, beim rothen Fackellichte,
Bastarden, die ein starker Gott gezeugt
Mit schönen Töchtern aus dem Menschenstamme
Und die auf sein Geheiß dieselbe Amme
Mit Milch desselben Geistes groß gesäugt.

Den Becher in der Faust, der festgeballten,
So glichen sie, die herrlichen Gestalten,
Den Gästen bei tiefnächt'gem Hochzeitfest,
Die auf den Zeiger starren, und mit vollen
Pokalen und erhitzten Augen grollen,
Daß sie die Braut so lange warten läßt.

Sie sprachen laut, der Becher ging die Runde,
Sein Wein hochroth, wie Blut aus einer Wunde,
Indeß ertönte draußen lautes Schrein,
Oft sah man Männer durch die Fenster lugen,
Es schritten Wachen auf und ab und schlugen
Mit ihren Hellebarden auf den Stein.

Und fern, fernab bei rothem Fackelfeuer,
Erhob sich ein Gerüste ungeheuer!
Kein Katafalk, ob schwarz auch, nein, bei Gott —
Auch kein Altar — der Mond beschien's, der fahle —
Für jene schwarzen Männer dort im Saale
Erbauten rothe Männer ein Schaffot!

Ja ein Schaffot war jene Bretterbühne,
Der Saal, das Vorgemach der Guillotine,
Der Conciergerie granit'ner Säulensaal!
Der Wein des Todes schwamm in jedem Becher,
Denn Girondisten waren jene Zecher
Und ihr Bankett war auch ihr Henkersmahl.

Wohl waren's Brüder, wenn auch nicht an Jahren,
Denn von der Milch desselben Glaubens waren
Sie aufgesäugt in wilder Schreckenszeit.
Wohl sprach der Bräut'gam hier aus jeder Seele,
Denn Jeder harrte, daß man ihn vermähle,
Am Blutbett seiner Braut: Unsterblichkeit.

In seines Brütens Abgrund niederstarrend,
Der Todesstunde fromm entgegenharrend,
Saß Sillery, der Patriarch der Schaar,
Daneben Vergniaud, die finstre Seele,
Sein Aug': ein Löwe, der sich in die Höhle
Zurückzog, weil der Kampf zu ungleich war.

Viger, der wilde, tobte wüst und trunken,
Ein Fürst, der nach der Kron', die ihm entsunken,
Mit träger Hand nicht wieder greifen mag;
Doch Duchatel, der apollonisch-schöne,
Las Platon's Phädon und vernahm die Töne
Von einem früh verblaßten Jugendtag.

Die lange Nacht war um, der Morgen graute,
Da — plötzlich hob sich Vergniaud und schaute
Umher, sein Auge schwarz, wie Mißgeschick —
„Weh euch," rief er, „die so im Wahn versunken,
„Daß sie noch vor dem Sterben zu getrunken,
„Der einen, ungetheilten Republik.

„Man mordet euch, Titanenepigonen,
„Wie die, die ihr gestoßen von den Thronen;
„Begreift ihr's nicht; es war ja Raserei,
„An Welten bautet ihr, an idealen,
„Als ob für ein Geschlecht von Canibalen
„Solch eine Welt die rechte Wohnung sei.

„Ich sah, wie ihr, der Menschheit Schmach und Schändung,
„Ich rang, wie ihr, in gräßlicher Verblendung
„Den großen Träumen edler Schwärmer nach.
„Einst stach es mir ins Herz, wie tiefe Schande,
„Sah ich das Volk, mit Koth auf dem Gewande;
„Nun trägt es Blut, der Tausch ist neue Schmach!

„Die Träumer will ich nach Utopien schicken,
„Sich dort zu gründen, jene Republiken,
„Die nie gefußt auf unserm Erdenkoth.
„Es wäre denn, Gott wolle den Planeten,
„Der ihm sehr schlecht gelang, von neuem kneten;
„Eh aber tilgt uns doch sein Knecht: der Tod.

„'s giebt keine Hoffnung für das Volk der Erde,
„Zerfleischen wird sich unter sich die Heerde,
„Nach uns das Chaos und des Wahnsinns Sieg!"
Er rief's, da ging der Zorn durch die Versammelten,
Die Fäuste ballten sich, die Lippen stammelten,
Die Augen suchten Balazé: — er schwieg.

Ja wohl, er schwieg, er schlief und war erblichen,
Doch nein, er hatte sich hinweggeschlichen,
Vom Mahl, ein Judas, noch vorm Morgenroth;
Der Gläubige hatte, schwach bei Glaubenslosen,
Sein Messer lautlos sich durch's Herz gestoßen,
Sie glaubten All', er träume — er war todt.

Und nun der Morgen war herangekommen, —
Auf Wolkenscheiterhaufen, halb entglommen, —
Lag trüb und schwer der rothe Sonnenball;
Die Seine dampfte, an den fernen Zinnen
Von Notredame hing Nebel wie ein Linnen
Zum Bahrtuch für die großen Todten all'!

Und in die Halle stürzten wilde Schaaren,
Die rothe Mütze auf den schwarzen Haaren,
Sie drangen wüthend auf die Zecher ein.
Das Volk wird wild, die Henkersknechte harren,
Die Rosse stampfen vor den Henkerskarren,
Die Bajonete vor! steigt ein, steigt ein!

Sie reihten sich, sie stiegen in den Wagen
Den ungeheuren, dunkel ausgeschlagen,
Sie riefen laut ihr: vive la republique!
Vive la montagne! erwiederten die Massen
Des dichtgedrängten Volkes in den Gassen,
Dann ging es fort — rasch wie das Mißgeschick.

Ihr Gassen: Ströme, deren Wogen Häupter
Von Menschen sind! der Sturm des Meers, betäubt er
Wie euer Sturm? Sein Sturm ist Riesenspiel,
Doch überholt der Lärm des Sturmgetoses
Der Girondistenchor; er sang Dein großes
Marseiller Kriegslied, o Rouget & Lisle.

Allons enfans . . . Die dunkle Guillotine
Stand aufgerichtet auf der Bretterbühne,
Ringsum die Schergen, wüst und sinnberaubt.
Bei allen Todgeweihten Abschiedsrufen
Schritt Sillery hinan die Bretterstufen
Und legte auf den Block ein weißes Haupt.

Des Volkes Schrei, der Sterbenden Gesänge
Verhallten dumpf, da ritt durch das Gedränge
Ein Reitersmann, sein Roß ein wildes Thier.
Er selber klein, tiefäugig, jung an Jahren,
Olivenfarb' mit langen schwarzen Haaren,
Ein Corse von Geburt und Offizier.

Er hob sein Aug' empor, das schwarze wüste,
Erkannte Vergniaud auf dem Gerüste
Und rief: „Mein armer Freund, du hattest Recht,
„Es stehen unsre Namen in der Urne,
„Die Revolution gleicht dem Saturne
„Und sie verschlingt ihr eigenes Geschlecht.

Aufschreit das Volk, ein Tiger freudetrunken,
Es waren zwanzig Häupter hingesunken —
Kehrt weg das Blut! das Stück für heut ist aus.
Der kleine Corse gab dem Pferd die Sporen,
Er ahnte nicht, tiefbrütend, traumverloren,
Daß er der Zeus im künftigen Götterhaus!

Die Geusenwacht.

Von J. L. K. F. Seyffardt.

Gelungen ist der Handstreich, den keck die Geusen gewagt,
Es sind die stolzen Spanier glücklich aus Briel verjagt.
Jetzt haltet gute Wache, Geusen, seid auf der Hut,
Sonst geht verloren wieder das kaum erlangte Gut.

Vor Anker liegend schaukelt ein Schiff sich hin und her
Da, wo mit breiter Mündung die Maaß sich stürzt in's Meer.
Mit kecken Wassergeusen ist gut das Schiff besetzt,
Zwölf Mann durch Wund' und Narben die Stirn und Brust zerfetzt.

Die sollen die Festung schirmen vor Ueberfall und Verrath,
Daß ihn vom Meer der Spanier nicht unverwandt sich naht,
„Drei Salven sollt' ihr geben, wenn uns der Feind bedroht,
„Daß er gerüstet uns findet!" — so lautet das Gebot.

Ein unwillkom'ner Auftrag, der hin zur Ruh' verdammt,
Der Geuse liebt die Arbeit, wenn wild der Krieg entflammt,
Um weidlich drein zu schlagen, zu Wasser und zu Land,
Nahm er für Volk und Freiheit das blanke Beil zur Hand. —

Leis plätschern die grünen Wellen, sternklar und kühl ist die Nacht;
Auf dem Verdeck sich streckend, liegt zechend die Geusenwacht,
Weit aufgeschnallt die Kuppeln, gelöst Kollet und Wamms
Erfrischen sich die Durst'gen mit dem Feuertrank Schiedam's.

Flott wird geleert der Becher, der Geuse wird's nicht müd,
Er läßt dabei erschallen manch' trotz'ges Rebellenlied,
Das sind gar kecke Weisen, Spottlieder voll Trutz und Hohn,
Den Pfaffen und Fürsten Fehde; hoch lebe die Rebellion! —

Das Trinkgeschirr gefüllet bis oben an den Rand,
„Hoch Wilhelm von Nassauen! und hoch Alt „Niederland!"
Und Jeder schwingt den Becher, und wer keinen Becher hat,
Nimmt einen von den Krügen und schwingt ihn an Bechers Statt.

Die Köpfe werden schwerer und leichter wird der Krug,
Da schallt aus allen Kehlen der kecken Geusen Spruch,
Die breiten Hüte fliegen dabei hoch in die Höh',
„Türk lieber, als papistisch!" dröhnts über Strom und See.

Doch mählich wird es stiller, die Becher sind alle leer,
Und in den bauchigen Krügen ist nicht ein Tropfen mehr.
Wo sie gezecht, da finden sie gute Lagerstätt,
Als Decke die rauhe Nachtluft, Schiffsplanke als Kissen und Bett.

Der Jüngste von den Zwölfen hat nicht an Schlaf gedacht,
An ihm ist heute die Reihe, zu halten gute Wacht
Und von des Schiffes Brüstung schaut spähend er umher
Und läßt die Augen schweifen hin über das weite Meer.

Leis plätschern die Wogen, sternklar und kühl ist die Nacht,
Und wie sie auch mag spähen, nichts Schlimmes entdeckt die Wacht,
Allüberall friedliche Stille und Ruhe rings umher
Nichts Feindliches auf dem Strome, nichts Feindliches auf dem Meer.

Unstät in die Weite schweifet scharf lugend des Geusen Blick,
Da bleibt er plötzlich haften und kehrt nicht mehr zurück,
Ihn bannt' die Hütte am Ufer, ihn fesselt das flimmernde Licht,
Das aus der kleinen Wohnung sich Bahn zum Geusen bricht.

Bekannt ist ihm die Hütte und drin das Kämmerlein,
Dort rasten wohl jetzt seine Lieben beim trauten Lampenschein,
Sein Herzlieb, am vollen Busen den säugenden Jungen gelegt
Dabei die greise Mutter, die emsig die Spindel bewegt.

Abwenden kann er das Auge von der kleinen Hütte nicht,
Ihm wird, als ob ihm winke das matte flackernde Licht,
Als ob ihn locke zur Stätte, ihn riefe uferwärts —
Auch unter der Geusenjacke schwellt Sehnsucht mächtig das Herz. —

Nicht weit ist's bis zum Ufer, die heimische Hütte so nah —
Ein Sprung — ein kurzes Schwimmen und siehe, er wäre da —
Allüberall tiefsten Frieden die See und den Strom entlang —
Er springt — ein Geuse grübelt und überlegt nicht lang.

Und als er hinuntergesprungen, hat erst die Fluth ihn bedeckt,
Dann ist er emporgekommen und hat sich mächtig gestreckt,
Und hat den Strom durchrudert, daß schäumend die Welle entweicht,
So hat der rüstige Schwimmer alsbald das Ufer erreicht.

Und nun sich an's Land geschwungen, und dann ein hastiger Lauf —
Da steht er vor der Hütte, da reißt er die Thüre auf,
Da schreits vor Ueberraschung und vor Entzücken und Lust,
Es liegen ihm seine Lieben fest an der breiten Brust! —

Und wie er kam, so muß er zurück denselben Weg, —
Glückauf! der Wassergeuse braucht Brücke nicht und Steg! —
Der wackere Schwimmer bahnt sich durch Wetter und Strom den Pfad —
Leis rudernd hat er langsam dem Wachtschiff sich genaht.

Wie stockt er da so plötzlich und hebt vor Schrecken die Hand?
Hilf Gott! zwei Bote liegen fest an des Schiffes Rand —
Ha, pflichtvergeßner Wächter, als Dich Dein Lieb' umschlang,
Da nahten sich die Spanier zu einem kühnen Fang.

Da war das Schiff erklommen, geräuschlos, sonder Laut —
Lärmt nur! die werden's nicht hören, an welche die Wacht vertraut,
Eilf liegen berauscht und schlummern, der Zwölfte ist beim Lieb' —
Der Spanier hat baß sich gewundert, als Alles so ruhig blieb.

Da jählings erwacht ein Geuse und greift zur Waffe sofort,
„Wacht auf, ihr faulen Schläfer, der Spanier ist an Bord!“
Wohl wurden die schlummernden Wächter geweckt aus ihrem Schlaf,
Doch mancher erst, als die Wunde, die Todeswunde ihn traf.

Umzingelt durch die Spanier, bedrängt durch Uebermacht,
Hat keiner von den Geusen an Uebergabe gedacht,
Sie haben brav gefochten, gefochten löwenkeck,
Bis einer nach dem Andern todt hinfiel aufs Verdeck.

Ha! pflichtvergeßner Wächter, als Du Dein Lieb' umschlangst
Kam über Deine Gefährten die Schauer der Todesangst.
Du hast zur rechten Stunde Dich wieder eingestellt,
G'rad, wo der letzte Geuse durchbohrt zu Boden fällt.

Zurück, wenn Dir noch Geuse, das Leben theuer blieb,
Kehr um zur heim'schen Hütte, umhals Dein Herzenslieb,
Zurück, verliebter Schwimmer, zum trauten Kämmerlein
Dort findest Du Dein Söhnchen und greises Mütterlein.

Zurück! — Doch wie — Verwegner — Bei Gott was fängt er an,
Nicht rückwärts, nein zum Schiffe, zum Schiffe schwimmt er hinan
Und nun den Kiel erklimmt er und ohne daß man ihn sah
Hat er das Schiff bestiegen und duckt sich unter die Raa.

Er kam zu rechter Stunde — beendet ist das Gefecht,
Todt liegen die Kameraden, da, wo sie so tüchtig gezecht,
Todt liegen sie Alle und keiner hat sich beizeit salvirt,
Um aufzuschrecken die Festung; der Spanier jubilirt:

„Flammt an, flammt an drei Fackeln, stellt sie den Bug entlang,
„Signal den lauernden Freunden, daß unser Wagstück gelang.
„Daß offen der Weg zur Festung, die sich in Sicherheit wiegt,
„Vertrauend der säumigen Wache, die eben durch uns besiegt."

„Flammt an, flammt an drei Fackeln!" Da flammen sie empor,
Da aber auch stürzt der Geuse urplötzlich wild hervor
Und jählings hat er dem Spanier, der ihm am nächsten stand,
Die angeflammte Fackel gerissen aus der Hand.

Und durch die staunenden Feinde, die Schlimmes nicht geahnt,
Hat er die Fackel schwingend sich einen Weg gebahnt,
Mit kräft'gem Faustschlag macht er zur Hinterluke sich Platz
Und springt die Treppe hinunter mit einem einz'gen Satz.

Ein Ruck und der schmale Eingang zur Pulverkammer ist frei,
Ein Schlag und es springt der Deckel der Pulvertonne entzwei,
„Drei Salven wolltet ihr haben, ich gebe nur Eine Euch,
„Doch wird sie besser knallen, als knallten die drei zugleich!"

„War untreu der Pflicht ich im Leben, erfüll' ich sie treu im Tod,
„Meine Salve wird Euch melden, aufdonnernd, daß Ihr bedroht" —
Dann hat er die Fackel geschwungen, daß heller sie aufgebrannt,
Und hat sie in's Pulver geschmissen, mit starker, nicht zitternder Hand.

Und dann — ja dann ein Krachen, wie's nimmer vom Himmel gekracht.
Ein Blitz, wie die Wetterwolke noch keinen hervorgebracht,
Und von dem Schiffe fliegen die Trümmer weit umher,
Erst bis zur Wolke geschleudert, dann klatschend zurück in das Meer.

Und kaum ist der Blitz verlodert, und der mächtige Donner verhallt,
Da stürmen in Briel die Glocken und Trommelwirbel erschallt, —
Allarm — rasch eilt die Besatzung hinaus auf Bastei und Wall —
Jetzt mag der Spanier kommen, zu Sturm und Ueberfall.

Doch keiner ist gekommen, als laut der Donner gesagt,
Daß aufgeschreckt die Festung, hat keiner den Sturm gewagt,
Glück auf! — Briel war gerettet! gewahrt vor Mißgeschick
Blieb flatternd dort die Flagge der jungen Republik.

Die Reiterwacht.

Von Julius Groß e.

An dem Waldsaum lagert die Reiterswacht,
Ringsum die Flaschen gehen
Und das Feuer flackt in die Nebelnacht
Und der Herbstwind saust von den Höhen.
Und in Flammenglanz zwischen das Klingen drein,
Stampfende Rosse im Mondenschein,
Kriegergesang rings um die Reihen —
Fern noch hauset der Feind —
All' die Gauen ein Schlachtgefild,
Rauchende Dörfer meilenweit —
Sonne, wann bringst du den Frieden mild
Der trauernden Christenheit? —
Doch die Sonne kümmert nicht Klage und Tod,
Trompeten schmettern ins Morgenroth,
Die Bürger beten, die Krieger reiten
Eiserne Herzen in eisernen Zeiten.

Und der Wachtmeister hebt das Glas
Fern donnern die Abendkanonen —
Und er streichet den Bart und singt im Baß
Und denket der todten Schwadronen:
Und im Böhmerwald, und im Böhmerwald
Da hielt ich den Vater im Arme kalt,
Da schlugen die Werber mich mit Gewalt —
Golden blitzten die Münzen. —

Auf meinem Hause sang das Todtenhuhn,
Wüst und öde die Fluren breit —
Sonne, wo mag meine Mutter ruhn'
Sage, wo ist ihr Grab beschneit?
Doch die Sonne weiß nur von Blumen und Blühen,
Sie spendet ihr Licht nur lebendigen Mühen,
Die Mütter klagen, die Söhne reiten,
Ihr eignes Glück sich selbst zu erstreiten.

Und wieder singt der Wachtmeister hohl,
Nun ist sie dem Teufel geworben,
Und die Spatzen am Wege, die wissens wohl
Wo sie hinter dem Zaune gestorben —
Weine nicht mehr, mein blasses Kind,
Hab dich süß im Mai geminnt,
Weißt ja, wie flüchtig die Reiter sind,
Schätzlein, darum kein Grämen;
Und hast mich im Leben gekoset zur Nacht,
Hast mich auch zum Tode gefreit,
Sonne, wann kommt nun mein Liebstes sacht
In schauernder Geisterzeit?
Doch die Sonne weiß nichts von deinem Gram,
Neue Lieb im Fernen blüht wonnesam,
Die Bräute weinen, die Liebsten reiten,
Das Sanfte darf sie nimmer begleiten.

Was hast du plötzlich das Auge gewischt?
Gedenkst du noch, alternder Sünder,
Als die Kirchen geloht, als die Schwerter gezischt,
Als sie brüllten, die Zwanzigpfünder!
Zu Magdeburg war's in der Flammenglut,
Croaten, Panduren, die Knöchel in Blut —
Auf die Spieße die schreiende Ketzerbrut —
Fanden all kein Erbarmen —
Grauet dein Herz nicht, bebt nicht dein Sinn?
Horch! in Ruinen die Eule schreit —
Sonne, wo sind diese Tausende hin,
Asche steubet dein blühendes Kleid?
Doch die Sonne, sie strahlt nicht in Schutt und Nacht,
Die ward nur von Flammen so hell gemacht;
Die Sterbenden röcheln, die Mörder reiten,
Kein Mitleid tönen die himmlischen Saiten.

Was Kriegsmuth erbeutet, was Schlachtmuth errang,
Auf blutigen Leichenackern,
Auf jauchzt es wilder in wildem Gesang
Und die Flammen knistern und flackern.
Und wie der Chor aufwirbelt im Schwung,
That wohl Mancher einen tiefen Trunk
Bis in die frühe Dämmerung,
Und die Nebel ziehen und wallen.
Sank das Schwert dir, zuckst du so bang?
Tönt es dir wie Grabgeläut? —
Sonne, wo bleibst du heute so lang,
Sonne, was hat dich weggescheut? —
Doch die Sonne weiß nicht, was nächtlings geschieht,
Wie es klirrend und trabend die Nebel durchzieht.
Die Schläfer taumeln, die Feinde reiten,
Es rauchen die Höhen, es dämmern die Weiten.

Und als die Sonne mit junger Pracht
Durch die heimlichen Nebel geleuchtet,
Was scheint sie so roth auf die Reiterwacht,
Was perlt auf den Rasen gefeuchtet!
Vor der Feuerstatt geht ein schwarzer Dampf
Niedergesäbelt im Roßgestampf —
Sterbende Krieger im Todeskampf —
Feindliche Fahnen wehen —
Schlugen die Herzen zur Nacht so kühn,
Schweiften die Seelen soweit,
Nur die Nacht und der Sterne bleiches Glühn
Blieben ihnen zum Grabgeleit,
Denn die Sonn' und die Sieger behalten das Recht,
Kümmern sich nicht um das todte Geschlecht;
Die Leichen schweigen — die Sieger reiten,
Das Licht und das Leben steht über den Zeiten. —

Der Tod des Tiberius.

Von E. Geibel.

Bei Cap Misenum winkt ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgeräth zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wie lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühthau fiel.

Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell — und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften: Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut, als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.

Und jetzt mit halb erstícktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: Schaff mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal,
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual,

O gieb mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umsonst: Dort wälzt sich's wieder schon heran
Mit Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sich die Falten
Und starren mich gebroch'nen Auges an,
Germanikus und Drusus und Sejan —
Wer rief euch her! Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
'S'ist wahr, ich tödtet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! wann endet diese Pein!

Der Arzt bot ihm den Kelch: er sog ihn leer
Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
Dann, aus den Kissen, blickt er scheu umher,
Und frug verstört: Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten. —
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon Nachts, und wie sie quälen,
Daß weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz dich hier,
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und in's Inn're lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und baar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großthat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an,
Lieb', Ehre, Tugend, Alles Schein und Lüge,
Nichts unterschied vom reißenden Gethier
Dies Kothgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verrieth?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied,
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken!
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.

Ich schritt ins Blut hinein, bis zu den Knöcheln,
Doch auch das Grausen wird zum Ueberdruß
Und jetzt, nur noch gequält vom Stral des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr ich in das Nichts.

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: Soll ich den Cajus rufen?
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —

Doch Jener: Schlange, falle
Mein Fluch auf dich; was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie Alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben,
Vermöcht ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehen;
Und nun der blöde Knab! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben.
Für sie dies Scepter! —

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin. —

Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Weserthal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,

Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimathtraum:
Vor seine Seele drängt es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag. —
Und nun — wie kam's nur — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volk's Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt um ihn.

Dann fuhr er auf. Aus des Pallastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war todt;
Er aber schaute kühn in's Morgenroth,
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

Des Sängers Fluch.

Von L. Uhland.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz,
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll.
Daß reich und immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenbrust erhebt.

Die Höflingschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis.
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite und Gesang.
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“ —

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeigt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland.
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und Vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Lucile Desmoulins.

Von Rudolph Gottschall.

Die Nacht ist kalt; es schauert der Tod,
Und blutig kommt das Morgenroth.
Es nahte der finstren Männer Schwarm;
Sie rissen ihn fort aus meinem Arm.
Ich irre, ich suche, ich find' ihn nicht —
Sie schleppen ihn fort zum Blutgericht.
Mir wanken die Knie!

Die Seine fließet so stumm und trüb,
Als weinte sie um ein begrab'nes Lieb;
Der alte Dom von Notre-Dame,
Er steht verschleiert in tiefem Gram.
Du Schatten in der Laternen Licht,
Unheimlicher Wächter, verfolg' mich nicht!
Ich irre und suche!

Die Seine wacht auf mit dem jungen Tag
Bei'm Gesang der Schiffer, bei'm Ruderschlag.
Die Kuppel von Notre-Dame erhellt
Ein Gruß des Lichts aus der ewigen Welt.
Doch meine Seele ist überwacht
Und flieht das Licht und wünscht sich die Nacht,
Das ewige Dunkel.

Ist's möglich, daß solch' ein Glück vergeht,
Ein Leben in flücht'ger Minute verweht,
Daß eine feindliche Macht entringt,
Was die Seele mit tausend Armen umschlingt?
Dort bringen sie ihn bei Fackelschein!
Ihr finstern Männer, o haltet ein!
Ich fleh' auf den Knieen!

Camille, Camille — ich rufe dich!
Er streckt die Arme aus gegen mich;
Er schüttelt das Haupt und senkt es stumm;
Er geht und kehrt sich noch einmal um.
Im bleichen Antlitz wohnt der Tod;
Ja, blutig kommt das Morgenroth —
O Hülfe, Errettung!

Es wölbt sich der Himmel zur Todtengruft;
Es regt sich kein Arm, es schläft die Luft.
Wo das Messer zuckt, da ist's todt und still —
Ich komme, ich folge dir, Camille!
Wir gehen zusammen den letzten Gang:
Zwei Köpfe im Korbe — ein herrlicher Fang!
O freue dich, Henker!

Was schaut ihr Männer mir ins Gesicht?
Ich bin bei Sinnen, o zweifelt nicht!
Versiegt ist meiner Thränen Quell —
Führt mich zum Tode nur schnell, nur schnell!
O meine Jugend ist nur Trug —
Ich habe gelebt genug, genug!
Ich wünsche zu sterben!

Ihr zaudert? — Wenn euch mein Blick verführt,
Sei das Aug' verflucht, das die Glut geschürt!
Ha Mörder! seht ihr mit Scepter und Kron'
Dort den blutigen Schatten, den Königssohn?
Den ihr gewürgt euern König und Herrn,
Er war meiner Seele heiliger Stern!
Es lebe der König!

Ha endlich! wie sie wüthen und schrei'n,
Dies rettende Wort gab Gott mir ein!
Sie fassen mich wild mit Blutbegier;
Du todter König, ich danke dir.
Ich hab' dich gehaßt so lange Zeit —
Die letzte Locke sei dir geweiht.
Es lebe der König!

Der alte Komödiant.

Von Anastasius Grün.

Der Vorhang rauscht und fliegt empor,
Ein alter Gaukler tritt hervor,
Mit Flitter sattsam ausstaffirt,
Sein ehrlich Antlitz roth beschmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerst du mich im Herzen gar,
Der du vorm Grabe gaukelnd springst,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln zwingst!

Ein Lächeln über ein greises Haar
Und über die nahe Todtenbahr'!
Dies eines Lebens höchster Preis,
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greises Hirn ist schwach und alt
Der Liebsten selbst vergißt er bald,
Du aber zwängst mit Müh' und Pein
Noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greises Arm ist abgespannt,
Man sieht nur noch die müde Hand
Zum Segen für Kind und Enkel erhöht
Und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand schlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüstem Wort,
Und all' die Mühe, armer Mann,
Damit der Pöbel lachen kann.

Und schmerzt dich auch dein morsch Gebein,
Ei was, 's ist längst ja nimmer dein!
Du magst wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann!

Der Greis sich in den Lehnstuhl setzt,
Ei wie das seine Glieder letzt!
„Der macht sich's auch bequem, fürwahr!“
So murmelt's spöttisch durch die Schaar.

Mit leisem, abgebrochnem Ton
Beginnt er mühsam sein Sermon.
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!“
So zürnt es strafend ringsumher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
Da schweigt er, als ging sein Athem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
Wer ahnt's, daß ein Todtenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnt's, daß ein Leichenlied dies sei?

Der Alte lehnt im Stuhle todt,
Das Leben heuchelt der Schminke Roth,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
Wie eine Grabschrift, die da spricht,
Daß alles Lug und Trug und Dunst,
Sein Leben, Treiben, seine Kunst!

Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün,
Rauscht über sein Grab nicht klagend hin!
Es ist sein ölgetränkter Mond
Um Todte zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis
Und Einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!“

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
Legt dann dem Greis ins Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer sind sein Leichenzug,
Die sind, den Sarg zu tragen, genug;
Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat Niemand geweint und Niemand gelacht.

Löwenritt.

Von F. Freiligrath.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus seiner Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte,
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehen sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Glauben. Wissen. Handeln.

Ein allegorischer Traum. Von N. Lenau.

Schon ist der Berge Purpurgluth verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
O Dunkelheit, im ernsten Eichenthal! —
Hier zünd' ich Nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
Ich steh' dabei und starre stumm hinein;
Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Schaaren,
Wie Mücken auf der Lüfte lauer Fluth,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiser in die Glut.
Sie singen mir, um's Feuer dicht gekauert
Viel' längst verklung'ne Melodien vor,
Wie einst gejubelt ich, und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
Umsäuselt von Hesperiens Blüthenbäumen,
Entgegentrat als eine schöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,

Flog mir an's Herz, das ihm entgegendrang.
Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
Und selig schritten wir und rasch dahin;
Wir sah'n am Himmel goldne Wolken zieh'n,
Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahin braust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahin braust
Durch Thal und Gebirg, durch Meer und Wüstensand,
Wie zwingt er die Donnerakkorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schooße des Schlummers zu Gott empor,
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!" in tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Felder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren seine Beut', es schweigt sein blutig' Gelüste,
Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Thränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
Die schönste Liebesblüthe Gottes tragend,

Des todten Heilands lächelnd Angesicht.
Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens fromme Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durch's Laubgewölk das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntniß hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hasch' ich ihn, bis in des Waldes Mitte,
Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Deß Gliederbau sich rings in stolzem Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbang;
Da hört' ich leise räthselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie in hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend Süß' zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die gold'nen Früchte ragen:
„Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
„Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
„Drum glimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen:
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
Als ich in's bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, todt,
Wie, frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Roth.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
„Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen,
„Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
„Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
„Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
„Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"

Doch all' der Trost war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick.
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt mit Glast,
Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmüh'n.
Schnell lief durch's wirre Volk ein Jubelklang.
Und, sieh! Ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
„Und blutig bist, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeistert auf und feierlich
Ein Sängerchor und sang zum Harfenspiele:
„Wie lieben wir, erhab'ne Mutter, dich!"
Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
Zur Nische streckten Viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!"
Und Zepter taucht und Insul aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer saß das Weib in stummer Spähe,
Da trat ich forschend zu in ihre Nähe:
Todt war sie, todt! — In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames stille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend. — —
Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
Mit Majestät und Schrecken angethan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Haideland, verlass'ner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier

Den Gram das Schicksal um Dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der fester sich um diese Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab,
Und hängt sich an die säuselnden Cypressen.

Schelm von Bergen.

Von H. Heine.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tanzen ist ein schlanker Fant
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Sammt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschaar,
Wenn jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeteu schmettern drein,
Der närrische Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir
Ich muß nach Hause gehn. —“
Die Herzogin lacht: „Ich laß dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen.“

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen“ —
Die Herzogin lacht: „Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.“

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir
Der Nacht und dem Tode gehör ich —“
Die Herzogin lacht: „Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehr ich.“

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!“ so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weichet scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug — er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle,
Er zog sein blankes Schwert und sprach
Knie vor mir nieder Geselle.

Mit diesen Schwertschlag mach ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelm von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein,
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Harmosan.

Von A. Graf von Platen.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt vom Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
So Hosrus Enkel Jesdegard auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt,
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt.

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwiedert ihm: „In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht."

„Nur eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geschick und meins;
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins."
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sofort ein Trunk bereit,
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du," ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht so dann: „Er lebe fort.
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort."

Stumme Liebe.

Von R. Prutz.

Marie war des Dorfes schönstes Kind
Schwarz war ihr Haar, die Wange frisch und rund;
Wie Frühlingslächeln, lockend, lustig, lind,
Umspielt ein Lächeln lieblich ihren Mund
Unnennbar süßes schien ihr Blick zu sagen;
Doch wer entbrannt von sündlicher Begier,
Vermochte nicht ihr Auge zu ertragen.

Sie war sehr schön und Niemand sagt es ihr.
Tagtäglich ging sie in des Morgens Früh'
Zum Gottesdienst; da grüßte sie die Leute
Mit holdem Mund, und wen sie grüßte, freute
Des Grußes sich, und heimlich lobt er sie.

Ein Lindenbaum steht vor des Kirchleins Thür,
Weit ausgestreckt der grünen Aeste Zier.
Und tönt vom Thurm das heilige Geläute,
Rauscht mit den Blättern er, als wollt er laden
Die müden Pilger in das Haus der Gnaden.

Im Lindenschatten lag der arme Hans;
Die dürren Blätter las er von der Erde,
Sah sie mit Lächeln, knüpfte sie zum Kranz,
Zerriß den Kranz mit kindischer Geberde.
Denn er war taubstumm; nie vernahm sein Ohr
Der Blätter Rauschen, noch der Vöglein Chor;
Den Mutternamen hat er nie genannt,
Was Worte wären, hatt' er nie gekannt.
So war der Unglückselige geboren,
Ein Gram den Weisen und ein Spott den Thoren.
Dort außen lag er, durft' hinein nicht treten,
Mit der Gemeind im Heiligthum zu beten.
Mit Steinen warfen lose Knaben ihn,
Er mußt' es dulden! Mütter gingen scheu,
Als wollten sie geheimen Zauber fliehn,
Sich kreuzigend am stummen Hans vorbei,

Und jauchzten auf beim Jauchzen ihrer Kleinen.
Hans ahnte nicht, wie schwer sein Schicksal sei,
Er wußte nicht, was diese Leute meinen.
An ihm vorüber täglich ging Marie;
Sie grüßte jeden, ihn auch grüßte sie,
Und neigte sich mit ihren weißen Händen,
Ein frommes Kind, Almosen ihm zu spenden.
So kam sie täglich — und sie war so schön!
Hans sah sie an: ein innerlich Behagen
Durchrieselt ihn, so oft er sie gesehen.
So oft sie ihn mild grüßend angelacht,
So oft sie Brod und Früchte ihm gebracht.
In seiner Seele Nacht begann's zu tagen;
Nichts kannt' er sonst, selbst seine Mutter nie;
Eins kannt' er jetzt; die Eine war Marie.
Er konnte nicht den süßen Namen nennen;
Doch wußt er sie aus Allem zu erkennen,
Hell lacht er auf, wenn sie gegangen kam,
Und traurig ward er, wenn sie Abschied nahm.
Dann weint er laut, und lief im Feld umher,
Versteckt im Moor sich, in des Waldes Mitte,
Bis daß er merkte, daß es Morgen wär.
Dann lag er wieder vor des Kirchleins Thür
Und kam Marie lieblich dann geschritten,
Dann freut er sich, und winkt' und nickte ihr;
Sie sah's mit Mitleid, ahnte, wußte kaum,
Was Liebe sei: wie käme Liebe nur
Zum armen Stummen unterm Lindenbaum?
Er aber lag und küßte ihre Spur,
Und reichte ihr den Kranz, den er gewunden,
Und sah ihr nach, bis sie im Dorf verschwunden.

S'war Sonntag früh; Marie ging zum Altar;
Ein schwarz Gewand umfloß die zarten Glieder,
Ein Röslein trug sie in dem dunklen Haar:
Sie war so schön, wie nie ein Mädchen war;
Sie wußt es nicht, die Augen schlug sie nieder,
Und als sie kam bis an des Kirchleins Thür
Und ihre Spende gab dem armen Hans —
Hans sprang empor! der holden Augen Glanz
Drang in sein Herz: er sprang empor zu ihr,
In tiefster Seele fühlt er's mächtig drängen,
Als wollt es schier den Busen ihm zersprengen.
Er reicht die Hand ihr — und sie nimmt sie nicht!

Sieht ihr ins Aug' — sie wendet das Gesicht!
Er stammelt, schreit, stürzt nieder in den Sand,
Zerwühlt das Haar mit unbarmherz'ger Hand
Dann springt er auf! die wilden Augen rollen,
Und setzt den Mund, die Lippen sieht man beben,
Als ob sie jetzt, o jetzt sich öffnen wollen,
Als werd ein Wort, ein erstes ihm entschweben . . .
Stumm, ewig stumm! da packt's wie Wahnsinn ihn,
Ein geller Schrei — Marie will entflieh'n,
Er läßt sie nicht! Er sieht sie prüfend an,
Legt an die Stirne seine Finger — dann
Drückt er sie heiß und heißer an die Brust,
Küßt ihren Mund in ungeheurer Lust,
Küßt Stirn und Busen, hält sie fest am Kleid,
Bis die entsetzte Menge sie befreit.

Nun hält man gut, in Fesseln ihn zu legen:
Der stumme Hans, erzählten sie, ist toll.
Man wollt ihn heilen, wie ein Thier, mit Schlägen,
Er fühlt es nicht: sein Auge kummervoll
Blieb an die Thüre wandellos geheftet;
Trat wer herein, er dacht', es wär Marie,
Ging wer hinaus, er dacht', es wäre sie.
So lag er lang, von Krankheit ganz entkräftet,
Nicht Hand, nicht Fuß vermocht es mehr zu regen,
Vermochte nicht das Auge zu bewegen,
Das leichenstarr, gebrochen, ohne Glanz
Nur an der Thür blieb wandellos geheftet.
So endlich starb der arme stumme Hans.
Zwei Monde drauf — zwei Monde, lange Zeit
Hat schön Marie der Pachtersohn gefreit.

Der letzte Hohenstaufe.

Von K. L. Graul.

Nein es fällt hier kein Verbrecher, den der Rache Schwert erreicht,
Seht, der Henker prüft das Opfer und erzittert und entweicht,
Selbst des Adels stolze Blüthe neigt in Ehrfurcht ihr Panier — —
Leuchtet einem alten König in die Gruft der Schilde Zier?
Alles schweigt bestürzt und düster, Mancher murrt und tadelt laut;
Einer nur bleibt ohne Rührung, der da vom Balkone schaut:
Karl von Anjou sucht sein Opfer, stolz und finster, der Tyrann,
Und er will der Welt es zeigen, wie ein Herz versteinern kann.
Aus der Häscher finstrer Mitte, strahlt ein Jüngling himmelrein
Wie aus düstern Wolkenbildern hell des Abendsternes Schein;
Und er hebet seine Blicke thränenmüd' und kummerschwer, —
Ach! er muß vom Blutgerüste sehn das weite, blaue Meer
Seiner Träume schönen Spiegel; weh — sein Nachen liegt zerschellt; —
Eine heiße Thräne brennet; Lebewohl, du schöne Welt!"
Drüben winkt die Blumenküste, wo sein Ahnherr Lieder sang,
Und die stolze Feste schimmert, wo der Leu sein Scepter schwang —
Und der Enkel steht gebunden, Spiel in eines Räubers Hand,
Der ihm seinen Thron zertrümmert, ihm geraubt der Väter Land. —
„Weh! im Wahne meines Glückes, wallt ich nach der Ahnen Gut,
„Nach der Ahnherrn alter Krone, und das Erbe trinkt mein Blut!"
Und es tritt das Bild der Heimath ihm in alter Pracht herein:
Hohenstaufen sieht er leuchten, hoch und hell im Abendschein:
Von des Schlosses Söller winkend. zeigt sich ihm der Mutter Bild,
Aufgelöst in Schmerz und Wehmuth, bleich in Thränen, engelmild;
Ihre Blicke schweifen südwärts, ohne Schlaf in Mitternacht —
Und es rührt des Sohnes Seele Mutterschmerz mit Geistermacht.
An der Brust des Busenfreundes birgt er seiner Thränen Glanz,
Hält sein letztes Gut umschlungen, — und der Freund versteht ihn ganz.
Seines Schmerzes Hälfte schüttet er in Freundes Herz hinein,
Wirft den Handschuh jetzt zur Erde: „Wer ihn hebt, soll Erbe sein!
Einen Richter meinem Mörder! — Freund! o Mutter! lebewohl!
„Gott befohlen meine Seele!" Horch ein Streich fiel dumpf und hohl. —
Und der letzte Strahl der Sonne floh wie Blut ins düstre Meer,
Und ein Adler schwebte raschen Fluges durch die Lüfte her.
Steigt zur schönen Leiche nieder, taucht den Flügel in ihr Blut,
Von der Sonne Hohenstaufen trägt er heim die letzte Gluth;

Seine Schwinge eilt nach Norden, wo ein Mutterauge wacht,
Auf dem Söller bang in kalter, wolkendunkler Herbstesnacht.
Müde Schwalben schaun am Morgen auf die Leiche traurig hin:
„Weh', wir sind zu spät erschienen mit dem Gruße Konradin."
Und um Hohenstaufens Veste kreist ein Königsadler stolz,
Daß in Thränen froher Ahnung sanft ein Mutterauge schmolz,
Und er neigt sich zu ihr nieder, — hui, da schwirrt ein Pfeil vorbei,
Und der Adler stürzt zu Thale, von dem Söller gellt ein Schrei —
Auf den Pfühl gesunken athmet drin die Mutter bang und schwer —
Sie verstand das dunkle Zeichen. Ach! ihr Liebling ist nicht mehr!
Wenig Tage — von den Staufen tönt die Kunde durch das Thal:
Euer Stamm ist ausgestorben, weh, ihn traf des Mörders Stahl!
Und verklungen sind die Lieder: Todtenpsalmen dumpf und hohl
Hallen aus dem Schlosse wieder: „Letzter Staufe, fahre wohl!"

Das eigne Herz.

Was ist das herrlichste in unserm Sein? —
Was schließet wohl in kleine, dunkle Räume
Den höchsten Schmerz und Höllenqualen ein,
Und Erdenglück und Paradieses-Träume?
Was schlägt so hoch bei reiner Freud' und Lust,
Was ist so leicht, so innig zu betrüben?'—
Das ist das Herz in uns'rer Brust
Mit seinem Hoffen, seinem Lieben! —

Da drinnen wohnt dein ganzes Erdenglück
Verstehest du das Heilige zu wahren; —
Wohin du immer richtest deinen Blick,
Wirst nirgends du was Schöneres gewahren
Und dankend sagen, froh dir selbst bewußt,
Das Herlichste, das Seligste hienieden
Ist doch das Herz in deiner Brust,
Mit seinen Schmerzen, seinem Frieden! —

Sei überhäuft mit Ehre und mit Gold,
Mit Allem, was das Leben kann erringen,
Hab' eine ganze Welt in deinem Sold,
Und alles Aeußere möge Dir gelingen:
Wenn aber du dabei entbehren mußt,
Was Friede nur allein vermag zu geben,
Ein redlich Herz in treuer Brust,
Bist du der Aermste doch im Leben! —

Wie reich dagegen, wenn ein Herz dir schlägt,
In eigner Brust und in der zweiten wieder,
Wenn dich der Freund um deinen Kummer frägt,
Und mit dir singt der Freude hohe Lieder! --
Wenn Kind und Gattin, deiner Lieb bewußt,
In deinen Arm mit frohem Lächeln eilen,
Da mag dein Herz in deiner Brust,
Mit keinem Gott den Himmel theilen! —

Und wenn du einsam in dem Leben stehest,
Wenn vieles Liebe von dir weggeschieden,
Du sinnig still allein zum Ziele gehest,
Was giebt Verlaßner, da dir dennoch Frieden? —
Was tröstet dich ob jeglichem Verlust? —
Das eine noch, was Armer dir geblieben,
Das treue Herz in deiner Brust,
Mit seinem Hoffen, seinem Lieben! —

So haltet denn das eigne Herz recht fest,
Das Schönste, was das Schicksal euch gegeben,
Und wenn auch viel, wenn Alles euch verläßt,
Das Herz allein bleibt euch getreu im Leben! —
Es ist wohl eine oft verkannte Lust
Recht sinnig still allein mit ihm zu sprechen;
Ein hohes Herz in warmer Brust
Kann nur, den Himmel hoffend, brechen! —

Gesellschafts-Declamationen
heitern Inhalts.

Die Rosen.

Dreigespräch von Karl von Holtei.

Erste Dame. Nein, im Concert zu declamiren,
Ich kann es nicht, ich will es nicht!
Man muß ja allen Muth verlieren,
Wenn man so zwischen Tönen spricht,
Wo in dem rauschenden Orchester
Das arme, schwache Wort verklingt —
Ich hab mir's vorgenommen, Bester,
Ich spreche nicht und Niemand bringt mich dazu.

Der Herr. Wohl zu Ihrer Schwester,
Verehrte, muß ich mich wenden;
Sie werden so gefällig sein?
Sie werden nicht zurück mich senden
Mit einem kalten, stolzen Nein?

Zweite Dame. Ich? ha, was fällt Ihnen ein?

Der Herr. Nun ja, ich hab's einmal versprochen,
Und hab noch nie mein Wort gebrochen.

Zweite Dame. Versprochen? sprechen Sie allein!

Der Herr. Wen könnte das interessiren,
Rein ohne Damen wär' es matt.
Ein Dreigespräch zu recitiren,
Hab ich bereits auf dieses Blatt
Mir den Entwurf zu dem Gedicht
Schon aufge — — —

Erste Dame. (ihn unterbrechend) Nein ich nicht.

Zweite Dame. Ich nicht.

Der Herr. Wie reizend ist der Trotz, die Laune,
Das kleidet sie unendlich schön.

Zweite Dame. Ich will nicht.

Der Herr. Ich erstaune,
Sie einer Meinung heut zu sehn.
Das ist ein seltner Fall im Jahre

Bei diesem holden Schwesterpaare.
Nun sei's — jedoch von dem Gedichte
Versprach ich gute Wirkung mir.

Zweite Dame. Betrachtet man es recht bei Lichte,
So ist es Eigensinn von dir.

Erste Dame. Von mir? Was ist es denn von dir? —

Zweite Dame. Bescheidenheit.

Erste Dame. Von mir nicht minder.

Zweite Dame. Ich bin verzagt.

Erste Dame. Mir fehlt der Muth!

Der Herr. O! meine so bescheidnen Kinder,
Allzu bescheiden ist nicht gut;
Wer wird sich selbst so wenig kennen?
Mit einem Wort, es war mein Plan,
Sie beide „Rosen" zu benennen; —
Zerstören Sie den schönen Wahn?

Erste Dame. Wie? Rosen?

Der Herr. Ja.

Zweite Dame. Ei!?

Erste Dame. Ei!?

Der Herr. Nun? Wie?
Gefällt es dem bescheidnen Sinn?
So geben Sie ein wenig Acht,
Und werden meines Planes inne,
Es ist wahrhaftig eine Pracht;
Die weiße und die rothe Rose streiten,
(So wie zwei Schwestern auch zu Zeiten,)
Wer wohl von beiden schöner sei?
Der Sänger eben geht vorbei,
Er hört den Streit, vernimmt den Zwist.

Erste Dame. Sie fragen, welche schöner ist?
Darüber, mein ich, kann kein Zweifel walten,
Dem morgenrothen Zauberschein
Gebührt der Vorzug ganz allein,
Und Jedermann wird roth für schöner halten.

Zweite Dame. Die zweite Rose fühlt wie klar,
Wie zart sie strahlt. Drum kann sie lächeln,
Sie stellt sich siegreich als die schön're dar
Und ihr genügt es, sich zu zeigen.

Der Herr. Mit Worten zu selbst eignen Preisen,
Gelangen wir zu keinem Ziel;
Die Worte bleiben leeres Spiel;
Hier handelt's sich — —

Beide Damen. Nun?

Der Herr. Um Beweise

Erste Dame. Beweisen will ich sonnenklar und helle,
Die rothe Rose sei der Blumen Königin.
Auf ihres Purpurhauches Welle
Schwimmt süßer Duft durch alle Lüfte hin,
Sie athmet Wonne, ist die Zauberquelle
Für jedes Dichters ahnungsvollen Sinn,
Und gilt zu ihrem eignen Ruhme,
Von alter Zeit nur für der Liebe Blume.
Die rothe Rose ist des Frühlings Herz,
Wenn sie erblüht, schlägt seine schönste Stunde;
An ihren Blättern hangen Lust und Schmerz
Wie an des Liedersängers heiterm Munde.
Und künden ihre zarten Lippen Schmerz,
Ist's nur der Liebe sanfte Schmerzenskunde.
Sie spricht es aus im Klange leisen Bebens:
Ich bin das blumige Symbol des Lebens.

Zweite Dame. Schwester, welch ein keckes Prahlen,
Daß man schier dran glauben müßte,
Wenn man's nur nicht besser wüßte;
Deine rothen Zauberstrahlen
Dienen nicht zu deinem Preis,
Denn vom Anbeginne waren
Alle Rosen — alle — weiß,
Aber weil vor vielen Jahren
Einst der blühende Adonis
(Venus Liebling) auf der Jagd
Umgebracht von einem Unthier,
Jener Göttin Klag' erregte,
Eilte sie, den Leichnam suchend,
Bebend über Rosenbüsche,
Und verletzte so im Laufe
An den Dornen sich die Füße,
Daß des Blutes Purpurtropfen
Hie und da auf Rosen fielen.
Sie, die Kinder jener Rosen
Rothe Rosen sind's geblieben;
Aber Kinder eines Stammes,
Waren ihre Eltern weiß.

Erste Dame. Nun so ist's der Göttin Klage,
Der die Welt so viele Wonne
Der Natur den Stolz verdankt.

Zweite Dame. Stolze, bin ich denn so wenig?
Soll ich dich in nichts besiegen?

Schau das Leben schmücket sich,
Wohl beim Spiele, wie beim Tanze
Mit dem rotheu Rosenglanze,
Und die Liebe trägt voll Lust
Rothe Rosen an der Brust;
Aber Lieb und Lust verbleichen;
Und aus blühenden Gestalten
Werden endlich doch die kalten,
Ernsten, stummen, lieben Leichen.
Schmücke du des Lebens Fülle!
Ich begleite jene Hülle
Die ein einsam kalter Sarg
Unserm Thränenblick verbarg.
Fröhlich freilich ist der Scherz,
Aber heilig ist der Schmerz.

Der Herr. Und wenn von einem Stamm, ihr Beide
Verwandt und eng verschwistert seid,
So bleibt auch Schwestern, ohne Neid,
Ertheilt euch wechselnd Lob und Preis.
Weiß liebe Roth — Roth liebe Weiß!
Hab ich doch selber einst gesehen,
(In alten Märchen nur zu lesen,
Wie nahe sie beisammenstehn.)
Es ist einmal ein Mohr gewesen
Der liebte seine Herrin sehr! —
Da kam ein fremder Ritter her
Und freite sie. — Ach Lieb wie Schmerz
Verschloß der Mohr in's tiefste Herz.
Und als die Hochzeitsstunde kam,
Der Mohr die glühendste Rose nahm,
Und legte sie dar mit treuem Sinn
Der Herrin auf den Putztisch hin.
Brach heimlich doch aus ihrem Kranze
Eine weiße sich vom reinsten Glanze.
Und nun der Zug zum Feste zieht,
Die Herrin nicht den Mohren sieht.
Seine rothe Rose in der Hand
Eilt sie zum stolzen Eheband;
Kaum hat sie noch den Ort erreicht,
Die Ros' in ihrer Hand erbleicht.
Sie staunt. — Sie sieht sich fragend um,
Es steht ein Haufe Volks herum,
Der Mohr darunter: den Todesstich
Mit scharfem Dolch versetzt er sich,

Es quillt sein Blut, — er sinkt — doch läßt
Die Rose nicht, er hält sie fest,
Die weiße Rose war purpurroth; —
Die rothe erblichen. — Der Mohr war todt.

Zweite Dame. Der arme Mohr!

Erste Dame. Ich möchte wissen, ob das wohl auch ein Weißer kann?

Der Herr. Vor Liebe sterben? —

Zweite Dame. Er denkt nicht dran.
In unsern Tagen sich aus Liebe tödten?
Das ist nicht mehr der Tage Lauf,
Nein, höchstens werden sie Poeten
Und machen Trauerlieder drauf;
Im Liede sprechen sie vom Tode,
Ein Freund setzt die Melodie dazu,
Sie hören's singen (so will's die Mode)
Und rufen Bravo! in Seelenruh.

Der Herr. Nun muß ich bitten, verehrte Schwestern,
Das hör ich länger nicht mit an,
Sie wollen auf die Männer lästern?
Bedenken Sie, ich selbst bin ein Mann.

Erste Dame Nur Sie sind Schuld, die Rosen kamen
Auf ihren Ruf und wissen Sie nicht,
Daß bei den Rosen der Dorn, — bei Damen
Das Zünglein immer ein wenig sticht?
Wir haben nun schon lange gar geplaudert; —
Wo bleibt zuletzt das verheiß'ne Gedicht?
Zur Sache mein Herr!

Der Herr. Bemerken Sie nicht,
(Es konnte gar nicht besser gelingen!)
Ich wollte Sie nur zum Sprechen bringen. —
Sie haben gesprochen, nun ist's ja gut,
Zum Sprechen fühlt eine Frau stets Muth,
Und was wir gesprochen, das schreib ich nieder,
Im Concerte wiederholen Sie
Das ganze Gedicht.

Erste Dame. Im Concerte?

Zweite Dame. Wie?

Der Herr. Auf Ehre, Sie thun's! —

Erste Dame. Nein, niemals wieder.

Zweite Dame. Wiederholen? Nein und immer nein!

Der Herr. Die Nachsicht der Hörer wird Sie stärken.
Und ehe Sie beide selbst es merken,
Wird die Declamation überstanden sein.

Wer hat's besser?

Declamation für zwei Damen.

Erste Dame. Heut wo freundlich sind gekommen
So viel liebe Frau'n und Herrn,
Habe ich mir vorgenommen
Zu beleuchten nah und fern
Wie zurückgesetzt wir Frauen,
Wie die Männer protegirt!
Diesem Ausspruch darf man trauen,
Da Erfahrung ihn dictirt!
Was ich immer auch Euch nenne
Frauen sind am schlimmsten dran,
Von den Wesen, die ich kenne
Ist bevorzugt nur der Mann! —
Ohne lange erst zu fragen
Treibt er Alles, was er thut
Ganz nach Willkühr und Behagen;
O! — Nur die Männer haben's gut.
Zweite Dame. Nun zu läugnen wäre Sünde
Daß die Männer gut daran;
Doch für uns auch giebt es Gründe
Nicht zu neiden einen Mann,
Meinst nach Willkühr könn' er schalten?
Was die Einbildung nicht thut!
Wir sind's die ihn treiben, halten;
O! wir Mädchen haben's auch gut!
Erste Dame. Von dem Mentor kaum entlassen
Tritt er ins Collegium,
Raucht Cigarren schon in Massen
Sieht sich schon nach Mädchen um;
Und hat eine ihm gefallen
Blickt er kühn ihr untern Hut.
Gott! sollt' uns die Lust befallen!
Ja! die Männer haben's gut! —
Zweite Dame. Sprich nicht so von jenen Armen,
Deren goldne Jugendzeit
Nur den Büchern ohn' Erbarmen
Und Examinas geweiht.

So 'ne Prüfung! welch ein Schrecken! —
Denk ich dran, mir stockt das Blut!
Während wir schon Männer necken,
O! wir Mädchen haben's gut! —

Erste Dame. Endlich kommt der Mann in Ehren,
Wird Beamter, Militair,
Kann sich wählen nach Begehren
Denn die Wahl wird ihm nicht schwer. —
Während er kann Geld verdienen
Weiß, warum er etwas thut,
Stricken wir mit trüben Mienen.
Na! — ob's die Männer haben gut.

Zweite Dame. Ja, nach 15 Studienjahren
Wird er endlich Praktikant!
Um es gründlich zu erfahren,
Daß er gar nichts noch gekannt!
Während er muß Akten lesen
Oder kämpfend giebt sein Blut,
Können wir Romane lesen!
So ein Mädchen hats's doch gut! —

Erste Dame. Auf dem Ball, wie zu beneiden,
Wählt der Mann nur die ihm werth
Während Frau'n mit bangem Leiden
Harren dem — was Gott bescheert!
Tanzt er nicht — oft aus Capricen
Niemand fragt, warum er's thut.
Thun wir's nicht, heißts: die blieb sitzen
O! die Männer haben's gut! —

Zweite Dame. Grad auf einem Balle eben
Blüht für uns das höchste Glück,
Wo uns hundert Herrn umschweben,
Jeder hascht nach einem Blick!
„Fräulein! eine Tour nur!" — warten!
Später, wenn ich ausgeruht —
Und so läßt man zwanzig warten:
Haben's die Mädchen da nicht gut? —

Erste Dame. Selbst das Alter, das uns Frauen
Manchen Seufzer kostet schwer,
Wenn wir graue Härchen schauen,
Auch wohl eine Falte mehr —
Drückt's den Mann? — o nein! ganz lustig
Schwebt der alte Herr, galant
Zu den Mädchen, hold und duftig
Wird nur „Väterchen" genannt.

Väterchen küßt da die Wangen
Dort die Stirn dem jungen Blut,
Väterchen macht Keiner bange,
Ach! — selbst die Alten haben's gut.

Zweite Dame. Doch, wenn Väterchen nur wüßte,
Wie man ihn belächelt oft,
Lieber einen jüngern küßte,
Der sich naht ganz unverhofft;
Denn an Freiern fehlt's uns Mädchen,
Sind wir hübsch — und reich doch nie
Halten alle hin am Fädchen,
Infanterie und Cavallerie, —
Schlanke Lieutenant's, wie die Pappeln,
Kaufherrn, Doctoren kommen an
Doch man läßt sie schmachten, zappeln,
Ach! Mädchen sind am Besten dran.

Erste Dame. Hat ein Mädchen nur sein Leben
Voll von Treu und Herzensgluth
Ganz dem Manne hingegeben,
Dann, ja hat ein Mann es gut!
Doch wenn er sein junges Leben
Uns nur weiht mit Leib und Blut,
Unsere Gunst nur will erstreben —

Zweite Dame. Ja, wenn einer das mal thut,
Dann — ja, — hat's ein Mädchen gut.
Einen Fall doch könnt ich nennen,
Worin beide Theile gleich:
Wo sich Mann und Weib nicht trennen,
Beide lieb'- und mildereich.
Wenn es gilt, das Weh' zu heilen,
Kunst ihr Scherflein freudig giebt,
Edle Hörerschaaren eilen,
Güt'ger Sinn das Urtheil übt, —

Erste Dame. Wenn gemildert viele Wunden
Inn'ger Dank auf Allen ruht —

Zweite Dame. Das sind dann die schönsten Stunden,
Wo es Beide haben gut! —

Statt des zehnten Verses kann auch dieser gebraucht werden.

Zweite Dame. Das ist wahr, wir armen Mädchen
Sind wir über achtzehn — fort,
Heißt es: „was? — die ist noch Mädchen? —
Die kriegt Keinen mehr, auf Wort!" —
Deshalb trau'n wir uns nicht weiter,
Bleiben, wenn wir zwanzig sind,

Zehn Jahr darauf stehn — ganz heiter
Bis wir endlich — müde sind,
Dann läßt man uns sitzen! — gräulich!
Sagt: „ja! ehmals ging sie an“ —
Jetzt ist sie Ruine freilich —
Ja, da sind wir übel d'ran! —

„Ich werde niemals declamiren!“

Sich öffentlich zu produziren
Zu viel Gefahr scheint mir dabei;
Drum werd ich niemals declamiren
Und das erklär ich laut und frei! —

Es kann auch nichts Genanteres geben;
Da wartet man des Augenblicks,
Wo man sich muß vom Stuhl erheben,
Man stellt sich hin, macht seinen Knix,
Und das ist schon 'ne schlimme Sache,
Da fängt Verlegenheit gleich an,
Denn wie man seinen Knix auch mache,
's giebt immer was zu mäkeln dran.

Blickt man dabei frei hin und wieder,
So heißt es gleich: „sie kokettirt!“
Und schlägt man seine Augen nieder,
Gilt man für blöde und genirt;
Sucht man nun beides zu vermeiden,
Was sich am Ende doch gebührt,
So muß man gar den Vorwurf leiden:
„Gott wie die heute affectirt!“

Hat man die Klippe nun umgangen
Und schaut frei in den Saal hinein,
Macht der Gedanke uns befangen,
So aller Blicke Ziel zu sein,
Mit Brillen, Lorgnetten, nah und ferne
Muß man sich da beäugelt seh'n,
Man möcht' wahrhaftig g'rad' so gerne
Wie ein Soldat im Feuer stehen! —

Die Herr'n zwar — wie man oft vernommen —
Sahn auf Gestalt nur und Gesicht,
Da hofft man gnädig durchzukommen
Denn gar zu häßlich ist man nicht
Mehr muß man vor den Damen zagen,
Da wird's uns nicht so leicht gemacht,
Der Anstand kommt und das Betragen
Die Toilette in Betracht! —

Nun ist man selbst zwar Frauenzimmer
Und wählte sie mit Sorgfalt aus,
Doch Kennerblicke spüren immer
Auch den geringsten Fehl heraus
Da geht man bald zu überladen,
Bald wieder gar zu einfach her
Die Farbe thut der andern Schaden
Und solcher wichtigen Dinge mehr! —

Und wenn sie tadelnd uns betrachten,
So ist das wahrlich außerm Scherz
Man scheint dann wohl nicht drauf zu achten
Doch jeder Blick zuckt tief durch's Herz. —
Ist die Verlegenheit entfernt
So blicket man — doch nur zum Schein —
Denn bis auf's Und hat man's gelernt —
Zum Anfang in sein Buch hinein.

Und nun beginnt das Declamiren,
Und steigert die Verlegenheit;
Denn das verwünschte Recensiren,
Das ist der Fluch der jetz'gen Zeit;
Man will sich ja nicht täuschen lassen,
Genießen, was geboten wird:
Hauptsächlich gilt es, aufzupassen
Ob nicht ein Fehler auch passirt! —

Denn ward die Auswahl gut getroffen
Gut vorgetragen das Gedicht,
Darf höchstens man den Lobspruch hoffen:
„Ganz übel war sie heute nicht.
Doch hat man sich versehn, versprochen —
Was auch dem Besten selbst passirt —
Da wird sogleich der Stab gebrochen
„Die hat sich schauderhaft blamirt!" —

Drum wenn man endlich mit Geschicke,
Es glücklich bis zum Schluß gebracht,
Und naht dem ernsten Augenblicke,
Wo man den Knix zum Abschied macht,
Da muß auf's neu man wieder bangen
Ob man als Lohn für sein Bemühn
Der Hörer Beifall wird empfangen,
Ob man sich still zurück muß ziehn. —

Nein, Nein! — da muß ich depreciren
Und wiederhol' es laut und frei:
Ich werde niemals declamiren! —
Ich hab's gesagt und bleib dabei.

Das Salz der Ehe.

Von C. A. Görner.

Am Tische saß ein junges Ehepaar;
Es war bereits seit vierundzwanzig Stunden
Durch Priesterhand an dem Altar verbunden,
Kein Wunder, daß es überglücklich war,
Daß ihre Blicke sel'ge Wonne zeigen —
Der Himmel hängt bei ihnen noch voll Geigen,
Die Liebesgötter singen Melodie'n
So süß, daß Gram und Unmuth schnell entflieh'n! —
„Nie soll aus uns'rem Haus die Eintracht weichen,
Mein holdes Jettchen," spricht der junge Mann,
„Nie soll ein Zwist Dir je die Wangen bleichen,"
Und sieht dabei sein Weibchen schmachtend an. —
„Mein guter Fritz, was ich Dir an den Blicken
Absehen kann, das wird sogleich gescheh'n,"
Ruft Jettchen zärtlich, sinkt dann vor Entzücken
An seine Brust — — kann man was Schön'res seh'n?
Doch bei dem Sinken stößt sie mit dem Arme
Das erste vollgefüllte Salzfaß um,
Und hastig sprach sie: „Daß sich Gott erbarme!
Daß war von mir wahrhaftig mehr als dumm!"
„Was ist gescheh'n, lieb' Jettchen?" — „Süßes Leben,
Das Salzfaß — sieh doch nur das Salzfaß an.

Da liegt's — nun wird es Zank ganz sicher geben." —
„Ei, Gott bewahre! Denk' doch nicht daran,
Wie kann ein Salzfaß uns're Eintracht stören" —
„Und doch ist's so, mein Fritz — ich werde krank!
Von meiner Mutter mußt' ich immer hören:
Wenn's Salzfaß fällt, dann giebt es sicher Zank."
„Ei, Deine Mutter scherzte, liebes Weibchen,"
„Mit ernsten Sachen scherzte Mutter nie." —
„Du bist so fromm und sanft ja wie ein Täubchen,
Wie käme Zank zu uns wohl, wie?" —
„Ja, freilich bin ich sanft," spricht Jettchen kläglich, —
„Allein, wenn's Salzfaß fällt" — „Mein Engel, laß
Daß Salzfaß ruh'n, ich lieb' dich ja unsäglich,
Und zanken werd' ich nie," — so brummt im Baß
Der junge Mann, — „nun laß uns ruhig essen!"
Frau Jettchen nimmt zwei Löffel Suppe ein,
Dann spricht sie seufzend: „Fritz — es geht nicht, — nein!
Ich kann das böse Salzfaß nicht vergessen;
Es wär' doch arg, wenn gleich am ersten Tage
Ein Streit sich zwischen uns entspänne, Fritz!"
„Mein Engel, mach' Dir deshalb keine Plage,
Das mit dem Salzfaß, Kind, ist nur ein Witz."
„Nein, lieber Mann, es ist kein Witz — seit Jahren
Hat meine gute Mutter es erfahren:
Wenn's Salzfaß fiel, da gab es Zank sogleich."
„So schweig' doch nur mit solchem dummen Zeug,"
Ruft Fritz verstimmt, — „Was sagst Du da mein Lieber?
Du sprichst vom dummen Zeuge, theurer Schatz?
Ich glaube, süßer Fritz, Du hast das Fieber!
Der Ausdruck wär' hier nicht an seinem Platz!"
„Platz hin, Platz her, lieb' Jettchen! Deine Klagen —
Um so ein Salzfaß — ich sag's ungenirt —
Die kann, wahrhaft'gen Gott, kein Mensch ertragen!"
So spricht der sanfte Fritz etwas piquirt. —
„Ei, bin ich Dir schon lästig, Fritz? Gebrechen
Bemerkst Du an mir? Ei, das geht ja schnell." —
„Wie kannst Du, Kind, so unvernünftig sprechen?
Ich meinte" — „Was Du meintest, wird mir hell!
Erst dummes Zeug — dann unvernünftig — freilich,
Ich bin ein Gänschen, — bin zu dumm für Dich." —
„Nein, Jettchen, Du bist wirklich recht abscheulich —"
„Nun auch abscheulich? ich bedanke mich!
Das Salzfaß — ja, das Salzfaß!" — „Du sollst schweigen
Von Deinem Salzfaß." — „Nein, das brauch' ich nicht!

Ich werde nie mich unterthänig zeigen,
Wenn man so dictatorisch mit mir spricht.
Wirft man ein Salzfaß um, sagt' meine Mutter —"
„Ach, Deine Mutter ist 'ne Frau vom Land!"
Ruft Fritz ergrimmt, und schmeißt, wie Martin Luther
Das Dintenfaß, den Löffel an die Wand.
Das Zeichen zu der Schlacht war nun gegeben,
Die Eintracht gab der Zwietracht ihren Platz;
Man hörte nicht mehr; „Engel — süßes Leben,"
Nicht mehr: „Mein trautes Liebchen — holder Schatz."
Tyrann — Barbar, erscholl's aus Jettchen's Munde —
Angehende Xantippe! schrie Herr Fritz mit Wuth,
Und so bekam ein Jeder seine Wunde —
Was doch nicht Alles so ein Salzfaß thut! —
Nachdem sich nun die feindlichen Parteien
Rein ausgesprochen hatten, zog Herr Fritz
Sich in den Lehnstuhl, um sich zu zerstreuen,
Und Jettchen nahm am Fenster ihren Sitz.
Aus ihren Augen flossen sanfte Thränen,
Aus ihrem Munde drang ein „O!" und „Ach!"
Und unser Fritz fing herzhaft an zu stöhnen,
Und stöhnte jedes „Ach!" ein paarmal nach.
Ihr war's, als ob er mit dem Kopfe nicke,
Er las in ihrem Auge: „Lieber Mann!"
Da konnte sich der Gute nicht mehr halten,
Schnell sprang er auf, umarmte herzlich sie,
Und sprach gerührt: „Es bleibt mit uns beim Alten,
Zank, liebes Jettchen, giebt es nie mehr, nie!"
„Nie mehr," spricht Jettchen, „Du mein süßes Leben!
Ertragen will ich Alles mit Geduld —
Auch bin ich an dem heut'gen Streit nicht schuld:
Das Salzfaß fiel, — da mußt es Zank ja geben!"
Jetzt die Moral! Fest könnt Ihr darauf bauen,
Stellt in der Eh' sich Zank und Haber ein,
So sind unschuldig stets die guten Frauen, —
Das Salzfaß trägt die Schuld dann ganz allein! —

Er liebt mich nicht! — Er liebt mich doch!

Von F. W. Gubitz.

Es ist doch wirklich ärgerlich,
Zehn Sternenblumen sind zerrissen
Und immer noch kann ich nicht wissen
Mit sich'rem Grunde: liebt er mich?
Fürwahr, die dummen Blumen mehren
Die Sorg' uns nur, wenn man sie fragt;
Besonders diese hoffnungsleeren,
Die mir nichts, Dir nichts, Nein! gesagt —
Kaum machet uns ein halber Glaube selig,
Wutsch, muß er weg! — ich find' es unausstehlich!

Wenn ich's recht überlegen will: — —
Wir trafen uns zuerst beim Schützenfeste;
Da schaut' er mich — und das war noch das Beste! —
Verlegen an, doch blieb er still!
Wir standen stumm uns gegenüber,
Ich wurde roth, er wurde roth. —
Ein Wort und noch eins war mir lieber!
Da er mir nun kein einz'ges bot,
So ist, — was hilft's: — der Schluß doch unvermeidlich:
Er liebt mich nicht! — Das scheint unleidlich deutlich!

Hm! — Eins ist, was ich sicher weiß: —
Wie jedes Mädchen mußt' ich schenken
Ein Band als Preis — wer sollt' es denken?
Er schoß da nur um meinen Preis!
Er hat ihn richtig auch gewonnen —
Sein Auge strahlte nun voll Lust,
Und schnell — es war fast unbesonnen! —
Verbarg das Band er an der Brust
Und stürzte fort — als wollt's ihm einer rauben:
Er liebt mich doch: — man könnt's am Ende glauben!

Und Abends bei dem Tanz — nun ja! —
Da war er wohl zurückgekommen,
Doch ging er zagend, stand beklommen;
Ich tanzte viel, mein Stummer sah
Nur zu — ich hätte gar zu gerne
Mit ihm getanzt; doch Er — ja Er! —

Er blieb mir stets in weiter Ferne,
Und plötzlich tanzt er wild daher
Mit einer Andern — pfui! ich fand es greulich!
Er liebt mich nicht! — Denn das war zu abscheulich.

Da fällt mir ein — das Kirchweihfest! —
An einer Säule stand er unbeweglich,
Und sah auf mich so trüb' und kläglich,
Wie wenn die Hoffnung uns verläßt! —
Und wenn ich nun durch Zufall wieder —
Ich weiß, daß es nur Zufall war —
Ihn ansah, schlug den Blick er nieder,
Doch blieb er steh'n, unwandelbar.
Es freute mich, soll ich's bekennen höchlich.
Er liebt mich doch! — Es ist kein Zweifel möglich!

Warum denn nicht? — Ich ging nach Haus,
Da grüßt er mich; die böse Sitte,
Wenn Sie den Gegengruß nur litte!
Man darf nicht, also blieb er aus,
Ich lief davon und sah verstohlen
Mich einmal um, — da war er fort,
Statt, wie sich's ziemt, mich einzuholen!
Man giebt doch nichts auf's erste Wort; —
Wenn er mir nachkam, ja, dann konnt' ich's merken,
Er liebt mich nicht! — Die Liebe spricht in Werken!

Doch kürzlich kauft er sich ein Gut
Dicht bei uns an; es wird gehandelt,
Und noch an unser'm Zaun verwandelt
Sein Lieben sich in frischen Muth.
Er zahlt die Summe augenblicklich —
Der Nachbar sagt's! — indem er spricht:
„Mein Freund, ich bin hier gar zu glücklich,
Hier kümmert mich die Summe nicht!"
Was soll nun wohl ein Mädchen davon halten?
Er liebt mich doch! — Es will sich so gestalten!

Er kam zum Vater, sprach nun da
Von Wind und Wetter, von der Ernte —
Daß ich mich eilend nicht entfernte,
Weiß ich denn selber, wie's geschah?
Er bat um guten Rath auch offen
Den Vater, als erfahr'nen Mann;

Ich aber wurde ganz betroffen,
Denn mich, mich sah er gar nicht an!
Da lief ich heftig fort und ließ ihn stehen!
Er liebt mich nicht! — Es ist ihm recht geschehen!

Er liebt mich nicht! 's ist mir auch gleich!
„Adele!" — „Ja!" die Kniee brechen,
Die Mutter ruft! — Er will mich sprechen,
Im Garten steht er ernst und bleich —
„Schon gut! — ich werde bald erscheinen!" —
Nun, pochend Herz, was willst Du noch?
Und welche Frag' ist zu verneinen:
Er liebt mich nicht? — Er liebt mich doch?
Es ist mir gleich! — Ich kann's ja kaum erwarten! —
Er liebt mich doch! — Ich fliege nach dem Garten!

Männerherzen.

Von Franz Dingelstedt.

„Das Frauenherz ist eine Eisenbahn,"
So sprach unlängst ein vielbeliebter Dichter; —
Und Ihr, gestrenge Herrn und milde Richter,
Ihr hörtet es vergnügt und lächelnd an. —
Glaubt Ihr, damit sei's nunmehr abgethan?
Ei, ei, da kennt Ihr uns, die Frauen schlecht:
Das letzte Wort wißt Ihr, ist unser Recht,
Und was ich damals laut gelobt im Namen
Der Eisenbahnen und der Damen,
Am Männerherzen blutig uns zu rächen,
Heut' halt' ich dies echt-weibliche Versprechen,
Auf daß wir uns mit jenem Sprichwort trösten,
Dem alten: Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

„Ei, seht doch," hör' ich's flüstern, murmeln, zischen,
„Worin will sich das Naseweischen mischen?
Sie kennt ja nur von Hörensagen
Das Herz, das wir im Busen tragen,

Verborgen unter Sammetwesten,
In goldnen Ketten eingeschlagen." —
Geduld, Verehrte! — Euer Herz erscheint
Am meisten dann, wenn Ihr's am mindsten meint;
Es reist incognito, doch es vergißt,
Daß es bekannt schon allenthalben ist. —
Es läßt uns sagen: „Ich bin nicht zu Haus"
Und guckt dabei zum Augenfenster 'raus;
Es geht spatzieren — oft mit dem Gewissen! —
Es lebt und stirbt und lebt von Neuem auf,
Und kurz, es hat denselben Lebenslauf
Das stolze Männerherz, den jeder Mann
In sich erfahren — und verleugnen kann.
Ja, zieht Euch nur in des Bewußtseins Schatten
Zurück, und in die seidenen Cravatten,
Es hilft Euch nichts, auch Euer Herz muß dran.

Thu' ich ihm Unrecht, — mögt Ihr mich belehren,
Thu ich ihm wehe, nun, Ihr dürft Euch wehren.
Um Männerherzen würdig zu vergleichen,
Wähl' ich mit Vorbedacht nur solche Zeichen,
Die sich für Männer ziemen — andre nie,
Aus der Cavalier-Philosophie.
Und so das Nächste gleich herauszugreifen:
Die Männerherzen gleichen Tabackspfeifen.
Da gibt's zu selten und zu oft gebrauchte,
Mit Silber, sei es falsch, sei's echt, beschlag'ne;
Geschmackvoll oder häßlich angerauchte,
Für's Haus bequeme und zum Staat getrag'ne;
Die ist zu luftig, jene nicht genug,
Die hat zu viel und die zu wenig Zug,
Die glimmt zu langsam, jene brennt zu rasch;
Zuletzt wird alle Glut ein Häuflein Asch'.
Dann braucht man nur die Asche auszuklopfen,
Und neuen Zündstoff nachzustopfen.

Das Männerherz, sag' ich zum zweiten Male,
Ist — eine Auster in der Schale.
So lange nur, als am Korallenriff
Die Auster, in sich selbst verschlossen, schlief,
So lange lebte sie, war frisch und gut.
Ein Männerherz, das unbewußt
Noch schlummert in der jungen Brust,
Das ist allein das starke, wahre, feste,

Von allem Guten ist's das Beste. —
Sobald das grelle Tageslicht der Welt
Verderbend in das heil'ge Dunkel fällt,
Sobald der Hauch der Eitelkeit es trifft,
Ist's aus mit ihm, es stirbt an diesem Gift.
Dann will es sich mit hundert Siebensachen
Später pikant und lieblich machen,
Zum Beispiel mit Citronensaft,
Den Thränen einer falschen Leidenschaft,
Mit Pfeffer oder Witz . . . Genug, Ihr Schwestern,
Wir dürfen sagen, ohne daß wir lästern:
Von solchen Dingen kann der schwächste Magen
Zum Frühstück ein paar Dutzend schon vertragen.

Das Männerherz — merkt wohl — denn auf einmal
Werd' ich gerührt und ganz sentimental —
Das Männerherz ist wie der keusche Mond,
Der hoch am blauen Frühlingshimmel thront.
Gelt, das ist neu? — Allein was Altes ist,
Obwohl so Mancher es vergißt:
Das Herz bedarf zu seinem Wechsel nicht
Vier Wochen, wie der liebe, gute Mond,
Nein, sein Kalender schreibt das alt' und neue Licht
Auf einen Tag an, das ist so gewohnt.
Sonst haben Mond und Herz dieselben Phasen,
Ein Viertel Seufzer und ein Viertel Rasen,
Dann plötzlich Finsterniß. —
Die kommt gewiß
Mit der Ehe.
Wehe, Wehe!

Kommen und Gehen.

Von M. G. Saphir.

Kommen. Ich heiße „Kommen," bin von gutem Haus
Und mein Geschlecht ist ohne Tadel
Zwei Silben machen meine Ahnen aus
Von ächtem, unverfälschtem Adel.
Und will man oft noch Sylben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen. Ich heiße „Gehen," bin ein gutes Blut
Geschwind und flink stets auf den Beinen;
Dem Kommen ist man oft nicht halb so gut,
Als eben mir und all den Meinen,
Und will man mir noch manche Sylben schenken,
Dann mach' ich viel zu schaffen und zu denken.

Kommen. Ja ohne mich, auf Treu und Ehr,
Wär jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Mensch gekommen wär,
Was sprächen wir vor leeren Bänken?
Drum hab' ich eine Sylbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß „Willkommen!"

Gehen. Auch ohne mich, auf Treu und Ehr,
Wär von Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn Kunstsinn hier nicht gangbar wär
Es bliebe hier wohl leer und öde,
Und würd' ich das nicht freudig eingestehen,
Dann hieße mich mit Recht man ein „Vergehen!"

Kommen. O gehe nur, du wetterwendisch Wort
Denn nimmer kannst du Segen bringen,
Beliebter bleib ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen „unterkommen" ist stets gern gesehen,
Ein schrecklich Ding jedoch ist „untergehen."

Gehen. O komme nur, du heuchlerisches Wort,
Denn nimmer kannst du Segen spenden;
Beliebter bleib ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer „umzugehen" weiß, ist herzlich aufgenommen,
Jedoch entsetzlich ist es „umzukommen!"

Kommen. Wohl „zu weit gehen" können manche oft,
Doch „zu weit kommen" kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke „gehen" heißt oft falsch gehofft
Zum Zwecke kommen kann das Herz erheben.
„Fortgehen" macht uns traurig, oft beklommen,
Vergnügt jedoch macht uns ein gut „Fortkommen"

Gehen. „Wie gehts?" das klingt zum Gruße traut und wahr,
„Wie kömmts?" verdrüßlich klingt's und trüb,
Jemandem nahekommen bringt Gefahr,
Jemandem nahegehen zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns stets nur Wehen
Viel angenehmer ist's, um etwas gehen.

Kommen. Durchkommen ist ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,

Dahinterkommen, g'rad ist's und gescheidt
Doch hintergehen will von Bösem sagen.
Ausgehen kann beim Gelde niemals frommen,
Es ist ein Glück jedoch, damit auszukommen!

Gehen. Was nützt uns das Einkommen doch fürwahr,
Wenn das Eingehen sich nicht recht will zeigen?
Selbst niedergehen kann die Sonne klar,
Doch niederkommen? davon laßt uns schweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geschehen,
Zum Jubel heißt's, nun soll es recht losgehen!

Kommen. Ob dieser Abend heut Sie wird ergötzen,
Gestehn Sie's selbst: darauf kömmt's an,

Gehen. Doch würden wir uns auch schon glücklich schätzen,
Würd' auch von Ihnen nur gesagt: 's geht an!

Kommen. Musik und Dichtkunst klopft bei ihrer Nachsicht an,
Sie sollen heute sie zusammenkommen sehen.

Gehen. Wohlan, so thue denn ein Jeder, was er kann,
Dann hoffen wir, es soll auch schon zusammengehen!

Männer und Hüte.

Von Ad. Glasbrenner.

Die Männer haben immer es geliebt,
Uns Frau'n mit irgend Etwas zu vergleichen,
Kaum hat der Liebesgott sie nur berührt,
Sind Sonnen wir, die nimmer sie erreichen;
Dann sprechen sie von Strahlen und von Gluthen,
Und wären gern des Weltmeers Fluthen;
Kaum aber haben sie die Sonne in der Schlinge,
Sind Blumen wir und sie die — Schmetterlinge.

Und hat des Priesters Hand den Bund geweiht,
So wechseln die Vergleiche noch geschwinder:
Heut sind wir Engel, morgen Schäfchen schon,
Und wenn sie schmollen, sind wir ihre Kinder!
So geht es fort: Die Rosenwangen bleichen,
Wir hören uns sogar mit einem Kranz vergleichen;
Doch schlimmer noch steh'n in der Ehe oft die Sachen,
Und aus der Sonne wird zuletzt ein Drachen!

Weil nun die Männer alle Dichter sind,
Und immer in Vergleichen zu uns sprechen,
Nie uns so nehmen, wie wir wirklich sind,
So will ich mich an ihnen heute rächen,
Und ob so mancher auch dagegen wüthe,
Ich sage: sie sind Alle nichts, als Hüte!
O herrlichster Vergleich von den Vergleichen!
Ich seh' im Saale die Chapeaux erbleichen.

Die jungen Mädchen gehn im Scheitelhaar,
Weil sie noch keinen Hut für sich gewonnen;
Am liebsten nehmen sie, der ihnen theuer war,
Und der mit Bändern reich und schön umsponnen.
Oft sehn sie aber nach der Trennung ein,
Daß sich der Hut nicht schmiegen läßt und biegen:
Bald ist der Kopf zu groß und bald zu klein,
Und will sich nicht nach ihrem Köpfchen biegen.

Wir Frauen sind, was Putz und Staat betrifft,
Noch gegen alle Männer sehr bescheiden,
Und doch hört man den Jammer mancher Frau,
Daß sie ihr neuer Hut nicht recht will kleiden.
Oft schelten uns die Männer auch und fluchen,
Daß wir das Schauspiel ganz allein besuchen:
Wie dumm! nur ohne Hut muß man ins Schauspiel gehen,
Sonst kann ein Andrer ja vor'm Hut nichts sehen!

Um, liebe Schwestern, durch Vergleiche uns
Nicht mehr an allen Männern heut zu rächen,
Nenn' die verschied'nen Hüte ich sogleich,
Und will zuerst von einem Filzhut sprechen.
Solch ein Subjekt, das ist gewöhnlich reich,
Und fühlt sich auch von außen glatt und weich,
Doch schmückt es nicht und ist nur für die Dauer:
Sein Weib geht lebenslang mit ihm in Trauer.

Obgleich die Männer die Gelehrsamkeit
Durchaus für sich allein behalten wollen,
Giebt's doch auch Dumme: denn ist's wohl gescheidt,
Mit seiner Frau aus Eifersucht zu schmollen?
Nein, solch ein Strohhut ist ein Ungeheuer,
Der fängt bei jeder Näherung gleich Feuer,
Und weil sein Strohkopf Kluge nicht mag leiden,
So sucht er stets den Doctorhut zu meiden.

Seht jene Jünglinge mit faden Schmeichelei'n
Um alle Damen der Gesellschaft kreiseln;
Seht schmachten sie, verdreh'n die Aeugelein,
Und wie ein Zephir durch die Blumen säuseln!
Die Schmachtenden! o wer sie nicht errieth!
Die süßen Herrn, es sind die Zuckerhüte!
Sie sind es, die auf großem Fuße leben,
Weil ihnen die Natur nur wenig Kopf gegeben.

Als Dichter nenn ich Euch den Federhut:
Traut ihnen nicht, den luftigen und leichten!
Die Phantasie trägt sie und ihre Gluth
Zu Andern hin, wenn sie die Hand uns reichten.
Als Fingerhüte nenn' ich Euch die Diebe
Und als Papierhut jeden Speculanten;
Sie lieben nicht, doch werben sie um Liebe,
So haben sicher wir sehr reiche Anverwandten.

Jetzt scheide ich von Euch, ihr Schwestern, hier,
Und bitte, legt den Scherz zu andern Scherzen!
Denn an den Männern uns zu rächen, nein,
Der Ausspruch kam mir wahrlich nicht von Herzen,
Laßt Blumen uns, laßt sie die Hüte sein,
Und so zum Band der Liebe uns vergleichen;
Dann werden wir das schönste Ziel erreichen:
Wir ihnen Schmuck und sie uns Schutz verleihn!

Juridische Liebe.

Von L. Weyl.

Ich hab' einen jungen Juristen geliebt,
Dem werd ich den Abschied geben,
Er hat mich mit Worten zu häufig betrübt,
Wer könnte mit solchem Manne leben?
Ich bin doch ein Mädchen gar ehrlich und brav
Und doch sprach er ohn' allem Spaße
Es sei fast im Strafgesetz kein Paragraph
Zu finden, der nicht auf mich passe! —

Ich sei eine Diebin, verbrecherisch nebstbei,
Weil ich ihm sein Herz hab gestohlen
Was doch unter Brüdern ein werthvolles sei,
Und obendrein hätt' ich's verhohlen;
Auch hat er der Brandlegung mich angeklagt,
Durch mich steh' sein Innres in Flammen;
Man müßte mich deshalb, — so hat er gesagt —
Zu jahrelangem Kerker verdammen.
Sogar auf's Schaffott hätt' der Mensch mich geschickt,
Als Mörd'rin — o! ich vergaß Thränen, —
Ich hätt, — sprach er — alles Glück ihm erstickt,
Und nichts ihm gelassen, als Sehnen! —
Auch hätt' ich nebstbei noch als Giftmischerin
Ihm maßloses Unheil gestiftet,
Die Jugend, die Hoffnung, den heiteren Sinn,
Das hätt' ich ihm Alles vergiftet!
Ich sei, meint er, auch eine Falschmünzerin,
Die für das Gefühl, das er hege,
Nur Worte ihm gäb' mit frevelndem Sinn,
Die trügen ein falsches Gepräge! —
Geraubt hätt ich ihm seine einstige Ruh,
Im Herzen ihm Aufruhr erreget,
Betrogen ihn um seine Lieb' noch dazu,
Da ich das Gefühl nie geheget!
Ich müsse, so schloß er, im schwersten Arrest,
Viel Jahre lang' sitzen in Ketten,
Der Richter sei Amor, der hielte mich fest,
Ich könne mich nimmermehr retten! —
Ich! sitzen in Ketten auf so lange Frist?
Das wäre ja wirklich zu schmählich;
O Gott, so ein Jüngling, der nebstbei Jurist,
Das ist doch fürwahr unausstehlich!
Im Ehestand gar wär' mit solch einem Mann
Beinahe kein Wort mehr zu sprechen,
So ein Herr Jurist ist ein wahrer Tyrann
Der sieht gleich in Allem Verbrechen!
Doch sonst wär der Junge so übel nicht,
Ich wüßte fast nichts, was ihm fehle,
Nur wenn er von Strafgesetz feierlich spricht,
Erfüllt er mit Angst meine Seele! —
Ah bah! — zieht er doch seine Stirne nur kraus,
Mich schüchternes Mädchen zu schrecken,
Doch wär' ich einmal die Frau nur im Haus,
Ich ließe mich nimmermehr necken! —

Ich glaube, ich nehm' ihn dennoch zum Mann,
Trotz all' seinen Strafparagraphen,
Man sagt ja, im Ehestand wird mancher Tyrann
Gar bald zum gehorsamsten Sclaven! —
Und er — er nimmt mich sicher zur Frau —
Trotz meiner verbrech'rischen Thaten,
Und nimmt er sein Richteramt gar zu genau, —
So giebts ja genug Advocaten!

Ich bitte!

Von F. W. Gubitz.

Ich bitte! — diese Wörtchen gelten
Im Reiche der Empfindung viel,
Auch für Gedanken sind nicht selten
Sie wichtig in dem Lebensspiel.
Es ziemt sich, daß ich mich erkläre,
Und da man schon das Sprichwort hat:
Die Bitte finde gute Statt,
So hoff' ich, daß man's mir gewähre:
Ich bitte! —

Wenn in des Schicksals nächt'gen Tagen
Ein wundes Herz der Qual erliegt,
Und aus dem innersten Zernagen
Ihm jeder Puls im Fieber fliegt,
Wenn alle Schrecken rings sich sammeln,
Kann doch aus seiner Welt voll Schmerz
Der Mensch, das Auge himmelwärts,
Gedrückten Lauts zum Ew'gen stammeln:
Ich bitte! —

Hat je dein Freund im Uebermuthe
Voll Wahns vielleicht, er sei gekränkt,
Und wär's im Sturm aus heft'gem Blute,
Dir Stacheln in die Brust gesenkt:
Wie könntest du wohl widerstehen,
Wenn er nun reuig kehrt zurück,
Um mit dem schuldbelad'nen Blick
Dich leisen Wortes anzuflehen:
„Ich bitte!"

Will's Liebchen gar zu gern erfahren,
Was der Geliebt' ihr bergen will,
Wird Schmeichelbitten sie nicht sparen;
Doch schweiget er dann noch still,
Und fängt ihr 's Köpfchen an zu dampfen,
Dann widerstrebt er ferner nicht,
Wenn nun Feinliebchen plötzlich spricht,
Indem den Tact die Füßchen stampfen:
„Ich bitte!"

Doch leichter läßt sich viel verweigern,
Wohl dem der stolz auf Gut und Geld,
Gewohnt ist, jeden Wunsch zu steigern,
Zu Allem sich berufen hält.
Er wundert sich, gewahrt er Klippen
Auf seinem Weg voll Glanz und Glück;
Will tödten durch den spitzen Blick
Und ruft mit aufgeworf'nen Lippen:
„Ich bitte!"

Dem rosenblüth'gen Gärtnermädchen
Sagt dort ein junger Sausewind:
„Du bist auf Ehre in dem Städchen
Das wundervollste Götterkind!"
Sie schlägt verschämt die Augen nieder,
Des Schmeichlers Zunge will nicht ruh'n,
Und kaum vernehmbar haucht sie nun,
Verlegen zupfend an dem Mieder:
„Ich bitte!"

Ein derber Knabe fiel vermessen
In wilde Ungezogenheit,
Er soll nicht eher spielen, essen,
Als bis Mamachen ihm verzeiht.
In ferner Ecke steht er trotzig,
Bis nun der Schüsseln süßer Dampf
Ihn matt gemacht für weit'ren Kampf,
Da ruft er endlich patzig-trotzig:
„Ich bitte!"

Es schmollt ein junges Ehepärchen,
Er sieht nicht hin, sie schaut nicht her,
Und weh! nicht um ein einzig Härchen
Will weichen weder Sie noch Er.

Ah, jetzt rückt er zu ihrem Plätzchen:
„Nicht wahr, mein Kind, du bittest mich?“
Doch sie erglüht, springt auf: „„Wer? Ich?
„„Was steigt dir denn zu Kopf, mein Schätzchen?
„„Ich? bitte?“ “

Ein wackrer Vormund liest nach Noten
Gar ernsten Text dem jungen Herrn,
Den er vor sein Gericht entboten,
Weil keck er borgte nah und fern.
Der Vormund will dann moderiren,
Allmählig kommen zum Akkord,
Doch spöttisch nimmt der Herr das Wort:
„Ich bitte, sich nicht zu geniren,
„Ich bitte!“

Ein Börsenmann, den einst die blinde
Fortuna sich hat auserwählt,
Vererbt dem bildungslosen Kinde
Die Tonne Goldes, gutgezählt;
In junger Spekulanten Mitte
Heißt sie nun Krone des Geschlechts;
Sie aber knixt nach links und rechts,
Und spricht geziert: „Ich bitte, bitte,
„Ich bitte!“

Wohl manches könnt' ich noch berichten
Von unserer Wörtchen Wechselklang,
Doch wollen wir darauf verzichten,
Sonst wird's den Hörern breit und lang.
Vielleicht kommt schon zu spät das Ende,
Drum halt' ich's für mein klügstes Theil,
Wenn ich mich nun in aller Eil
Noch an die güt'ge Nachsicht wende:
„Ich bitte!“

Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

Von Ed. M. Oettinger.

Du reichst mir deines Mundes Rosen
Zum honigsüßen Kusse dar,
Und willst noch länger mit mir kosen,
Weil ich so lang auf Reisen war.
Du hast noch Manches mich zu fragen,
Weil wir so lang' uns nicht gesehn,
Horch, eben hat es Zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

Du hältst mich fest an meinem Rocke
Und sprichst (ein Schelm, der so was dir verdenkt!):
„Wo hast du, Trauter, jene Locke,
Die ich beim Abschied dir geschenkt?"
Mein liebes Kind, wie würd' ich's wagen,
Dir in das treue Aug' zu sehn,
Wenn — eben hat es Zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

„O sage mir, mein süßes Leben,
Wo hast du jenen kleinen Ring,
Den ich beim Scheiden dir gegeben,
Als ich an deinem Halse hing?"
Wie kannst mit Zweifeln du mich plagen,
O könntest in mein Herz du sehn!
Horch . . . eben hat es Zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

„Das Eine nur, das möcht' ich wissen,
Ob du mir treu gewesen bist?
O, schwör' es mir auf dein Gewissen,
Als guter, gottesfürcht'ger Christ."
Ich würde selber mich verklagen,
Beschämt vor deinen Blicken stehn,
Wenn . . . eben hat es Zwölf geschlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hause gehn.

Du thöricht Kind, wie kannst du zweifeln,
An meiner Liebe heißer Gluth?
Ich schwör' es dir bei allen Teufeln,
Ich bin und bleib' dir ewig gut.
Drum, Liebe, laß das tolle Fragen,
Recht gern würd' ich dir Rede stehn,
Doch . . . eben hat es Eins geschlagen,
Bei Gott, ich muß nach Hause gehn.

„Na!"

Ein einsilbiger Roman von M. G. Saphir.

Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beispiel geben,
Daß oft das Kleinste groß sein kann.
Das Wörtchen „na" man sollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung spricht's,
Mit einer Sylbe zu erscheinen,
Das ist so gut ja wie ein Nichts;
Da kann man größ're Worte haben,
Der „Federmesser-Fabrikant"
Der „Festungs-Mauer-Wassergraben"
Der „Pulver-Magazinen-Brand"
Und noch mehr Worte so dergleichen,
Die wie Gebirge stehen da,
Und doch sind sie nicht zu vergleichen
Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „na!"
„Na," sagen Sie schon ungeduldig,
„Kömmt aber der Beweis noch nicht?" —
Na! nur Geduld, ich bin nicht schuldig,
Der Dichter schrieb so dies Gedicht.

Im Wörtchen „na" liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei;
Versöhnung, Neigung, Lust und Grollen,
Koketterie und Neckerei.

Nanette und die Tante sticken,
Nanette schaut durch's Fensterglas;
„Na" brummt die Tante, „welche Blicke!
„Du Ungezogne, schickt sich das?" —
„Na" sagt das Nichtchen, „welch Vergehen,
„Als ob das eine Sünde wär'!"
Doch nicht umsonst hat sie gesehen,
Denn ihr Geliebter kommt daher;
Wie kommt er spät! Das soll er büßen!
Schon wetterleuchtet ihr Gesicht,
Er stürzt herein zu ihren Füßen;
„Na" schmält sie, „ziere Dich nur nicht!
„Wo Du geblieben, bleib' auch künftig,
„Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!"
„Na" fleht er, „Nettchen, sei vernünftig,
Ich weiß nicht, wie Du heute bist." —
„Na" schmollt sie, „hat sich was zu wissen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt."
„Na" ruft die Tant' vom Nähekissen,
„Wer weiß, wo der herum sich treibt!" —
„Na, na!" sagt er, „herumgetrieben?
Wo sie nicht ist, hab' ich nicht Ruh;"
Sie blinzelt, „na! wo bist geblieben?
So sprich, ich höre Dir ja zu." —
— „Ich bring' Dir etwas, rath Nanette" —
„Du? na! das wird was Rares sein;"
— „Na schau', es sind Concertbillete,
Ich führe morgen Dich hinein."
Dergleichen, weiß man, muß versöhnen,
Sie lächelt schlau „na! so gieb her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu schwer."
Er will versöhnt sie jetzt umfassen;
„Na!" ruft sie aus, und kehrt sich weg.
„Na" schmeichelt er, will sie nicht lassen,
„Na, na" grollt sie, „das ist doch keck!" —
Er will sie dringender umfangen,
„Na! Süße!" fleht sein heißer Mund;
„Na denn" spricht sie, und reicht die Wangen,
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na, na! was für ein Liebgekose?!"
Ruft nun die Tante brummend aus;
„Na! Tantchen! hier ist eine Dose,
Dies Prieschen ist ein wahrer Schmaus."

Sie bitten nun um ihren Segen,
Und flehn „Na, liebes Tantchen, na!“
Da schmunzelt sie: „Na, meinetwegen,
Da habt ihr euch, ich sage Ja!“ —
„Na, endlich!“ rufen sie voll Freude,
„Das ist doch noch ein Tantchen, na!“
„Schon gut“ sagt sie und wehret Beide
Halblächelnd von sich ab: „na, na!“

Nun wend' ich mich an Euch hier Alle,
Und frage: „na, hab' ich nicht Recht? —
Wenn's auch zum Besten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „Na, es ist nicht schlecht!“

Die Ehestandsoper.

Von W. John.

Es spricht so Mancher gar zu gern
In Bildern und Vergleichen,
Und liegt die Aehnlichkeit auch fern,
Er strebt sie zu erreichen;
Und so beseelt der Wunsch auch mich,
Genau hier durchzuführen,
Daß Ehestand und Oper sich
Einander nah berühren.

Die Liebe stimmt mit leichter Müh'
Die Herzensinstrumente,
Bald nähert sich die Harmonie,
Was kaum vorher sich trennte.
Des Präludirens freies Spiel
Läßt schon Accorde hören,
Die auf ein Tonstück voll Gefühl
Die Aussicht wohl gewähren.

Und bald beginnt der Brautstand dann
Als Jubel-Ouverture,
Man merkt's dem ganzen Werke an,
Daß Seele drin regiere.

Die Innigkeit, der keckste Muth,
Des tiefsten Geistes Spuren,
Begeist'rung, wahre Herzensgluth
Sind hier die Grundfiguren.

Mit melodieenreichem Ton
Jedoch im leichten Style,
Erweckt die Introduction
Die freudigsten Gefühle.
Dies kleine Tonstück, zart und mild,
Hold tönend nur Empfinden,
Es ist der Flitterwochen Bild,
Die schön, doch schnell entschwinden.

Und gleich versucht sich Frau und Mann
Mit Eifer im Duette,
Und überbieten sich sodann
Nachgebend um die Wette.
Passagen singet sie und er
Singt nach, was sie mag singen,
Und was er sang, sei's noch so schwer,
Das muß auch ihr gelingen.

Doch offen bald bekennt die Frau
Die Wünsche im Parlando,
Und bittet um Gewährung schlau
Mit schmeichelndem Scherzando.
Dies Liedchen, doch, ob's noch so prunkt,
Verwirft der Mann im Ganzen,
Er hält sich streng auf Contrapunkt
Und hört drin Dissonanzen.

Indeß der Gattin Launen sind
Jetzt ähnlich den Triolen,
Die wechselnd Tact für Tact geschwind
Sich häufig wiederholen.
Doch mag auch noch so or'ginell
Die Säng'rin sich verzieren,
Der Mann erkläret sie für grell
Rossini'sche Manieren.

Und tadelnd giebt er ernst sich Müh',
Ob's auch die Gattin störe,
In einer kräftigen Baßparthie
Zu brummen, daß man's höre —

Die Gattin fühlt ihr zartes Ohr
Durch diesen Baß verletzet,
Weil nur der lieblichste Tenor
Des Mannes sie ergötzet.

Sie ahnet jetzt, es wird nichts draus
Aus dem, was sie gewollet,
Und drücket mezzo voce aus
Recht deutlich, daß sie schmollet.
Den Gatten doch verdrießet tief
Des Eigensinnes Waltung,
Von Pausen ein Recitativ
Wird Beider Unterhaltung.

Da endlich hält's die Frau für Pflicht,
Ein Solo anzufangen,
Zu zeigen sich im hellsten Licht,
War längst ihr Kunstverlangen.
Und frei entwickelt sie darin
Die schwersten Colratouren;
Den Mann reißt zum Erstaunen hin
Die Kühnheit der Bravouren.

Sie strengt sich an, recht lange Zeit
Den Triller auszuhalten;
Das heißt des Willens Festigkeit
Behauptend zu entfalten.
Ihr Portamento, laut und hell,
Vernimmt man schon von weiten,
Der Mann muß tremulando schnell
Dies Solo still begleiten.

Da kommt der Hausfreund noch herbei,
Und ohne zu besinnen,
Muß jetzt der Mann, so schwer 's ihm sei,
Gar ein Terzett beginnen.
Die erste Stimme hat der Freund,
Die zweite sie bekommen,
Und seine dritte wird, wie's scheint,
Von Beiden nicht vernommen.

Als Prima Donna sieht die Frau
Gar viel jetzt auf Garb'robe,
Und hält auch täglich sehr genau
Vor ihrem Spiegel Probe.

Sie höret schon voll Phantasie
Den Beifall laut erschallen,
Und will, es koste jede Müh',
Dem Publicum gefallen.

Und was noch sonst dazu gehört,
Die Oper auszustatten,
Den äußern Schmuck, den Flitterwerth
Verlangt die Frau vom Gatten.
Die Harmonie, zu einfach schön,
Die kann ihr nicht genügen,
Sie will die Eheopfer sehn
Und sich am Glanz vergnügen.

So machet jetzt die Mode gleich
Die Opern und die Ehen,
Doch sei ihr Glanz auch noch so reich,
Sie können nicht bestehen!
Drum sehe man in beiden nie
Auf Prunk- und auf Verwandlung,
Ihr Werth liegt nur in Harmonie
Des Tons und guter Handlung.

Weinen und Lachen.

Von M. G. Saphir.

Weinen. Das Weinen ist in diesem Erdenzelt,
Des Herzens und des Menschen einz'ge Gabe,
Begrüßt von Thränen tritt er in die Welt
Und so begleitet wandert er zum Grabe;
Und auch das Kind, das kaum zum Licht erscheint,
Es ahnt des Lebens langen Schmerz und — weint.

Lachen. Das Lachen ist der Menschheit höchstes Gut,
Denn weinen, weinen kann auch die Hyäne;
Doch Lachen zeugt von rosenrothem Bluth,
Von schwarzgestocktem Blute zeugt die Thräne,
Die Weiner und die Nießer werden niemals flott,
Zu beiden sagt die Menschheit „helf euch Gott!" —

Weinen. Kennst du die kleine Wunderperle nicht,
Die nur des Herzens Grund und Tiefen,
Aus unsrer Augen unbegrenztem Licht,
Die innigsten Gefühle riefen?
Kennst du die Wunderperle, Thräne nicht,
So weißt du nicht, wie Herz zum Herzen spricht.
Lachen. Dem Weinen ist die Schöpfung nicht geweiht,
Die Engel lächelten, als auf das „Werde"
In ihrem rosenvollen Hochzeitskleid,
Dem Nichts entsprang die junge Erde,
Und nach des öden Chaos ew'ger Nacht,
Hat freundlich ihr der erste Tag gelacht.
Weinen. Und als erwachend aus dem ersten Schlaf
Die erste Frau nun vor dem Manne stand,
Als nie gekannte Lieb sein Wesen traf,
Als nie gekannte Gluth sein Herz entbrannt,
Da brach aus seinem Aug, was ihm der Mund verneint,
Die erste Thräne war es, die der Mensch geweint.
Lachen. Und darum weinet jetzt noch mancher Mann,
Wenn seine Frau ihn schauet beim Erwachen.
Zu lieben fängt der Mann mit Weinen an
Zu lieben aber hört er auf mit Lachen.
Mit Thränen nicht gewinnt man Frauenherz,
Sie reißt ein Einfall hin, ein Witz, ein Scherz.
Weinen. Das Lachen und des Lebens tolle Lust,
Sie sind wie Gäste, die vorüber schweben,
Der Schmerz allein, das Weh' in unserer Brust,
Sie siedeln an sich für das ganze Leben:
Die Menschen sind zur Freude nicht gemacht,
D'rum weint das Auge, wenn das Herz auch lacht.
Lachen. Das Weinen kommt nicht stets aus reinem Quell,
Und falsche Thränen fließen falschen Schmerzen,
Das Lachen, das erkennt am Klang man hell,
Ob uns das Lachen wirklich geht von Herzen;
Die fühllos sind, die weinen g'rad recht viel
Auch im Theater bei dem Trauerspiel.
Weinen. Wenn sich des Abends trennen Tag und Nacht,
Und wenn sie sich am Morgen sehen wieder,
Dann weinen sie aus süßer Liebe Macht,
Die Tropfen fallen dann zur Erde nieder;
Doch Thränen sinds, vom Himmels-Auge blau,
Der Mensch nennt diese Tropfen: Morgenthau.
Lachen. Dann lacht der Westwind, scherzt die Thräne fort,
Küßt sie hinweg von zarten Rosenwangen

Denn Weinen ist ein wahrer Schönheitsmord,
Das Thränenwasser bleicht die Rosenwangen;
Der heitre Himmel sprach: „es werde Licht,"
Da ward ein lachend Frauenangesicht.

Weinen. Das Lachen ist nicht immer edler Herzen Brauch,
Gebrauch davon kann auch der Böse machen:
Die Bosheit lacht, die Schadenfreude auch,
Die Dummheit und die Einfalt, sie auch lachen,
Die Thräne aber hat der Erdensohn
Allein für Liebe, Mitleid, Religion.

Lachen. Den Weinenden, den hört man einmal an,
Den Lachenden wird man nicht satt, zu hören,
Das Lustspiel wird besucht, so oft man kann,
Die Posse wird uns froh stets neu bethören,
Ein Trauerspiel hält Niemand zwei Mal aus,
Man sagt: „ein Trauerspiel? das hab ich schon zu Haus!"

Weinen. Wer lacht, wenn er ist mit sich ganz allein,
Wer einsam ist, kann Lachen den ergötzen?
Hingegen Weinen stellt voll Trost sich ein,
Einsame Augen liebevoll zu netzen.
Wer sich in öder Nacht hat einsam satt geweint.
Dem ist der Freund, die Thräne, nicht verneint.

Lachen. Für Thränen giebt es nicht Erinnerung,
Vergangner Schmerz bleibt im Gedächtniß nimmer;
Das Lachen wird dran denkend, wieder jung,
Die Freude lebt in der Erinn'rung immer.
Das Weinen wird in Lethe ganz versenkt
Ans Lachen man das ganze Leben denkt.

Weinen. Die Thränen sind die Boten an das Herz,
Die Boten bitten rührend um Erhörung,
Sie finden freien Einlaß allerwärts
Und ihrem frommen Flehen wird Gewährung;
Die Thräne, die dem Mitleid wird geweint,
Sie ehrt viel edle Herzen, hier vereint.

Lachen. Vor solchen Thränen tret ich gern zurück,
Nicht herzlos soll man stets das Lachen wähnen,
Auch ich trag gerne bei mein kleines Stück,
Man lächelt oftmals gerne zwischen Thränen,
Wenn solchen Anklang findet fremder Schmerz,
So lacht dem Weinenden wohl selbst das Herz!

Weinen. (Zum Lachen). So reiche freundlich mir die Schwesterhand.
Und laß uns freundlich jetzt zusammenstreben.

Lachen. (Zum Weinen). Das Leben ist ein buntgewirktes Band,
In welches Lust und Schmerz den Faden weben.
Beide (Zum Publikum). Wo Weinen, Lachen, sinnig sind vermischt,
Da wird das Herz gekräftigt und erfrischt.

Der Schneiderjunge von Krippstedt.

Von A. Kopisch.

(Nach alter handschriftlicher Notiz.)

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge
Dem Bürgermeister einst die Zunge;
Es war im Jahr Ein Tausend siebenhundert.
Der Bürgermeister sehr sich wundert
Und findet es wider den Respect,
Weshalb er in den Thurm ihn steckt.
Es war nach der Nachmittagspredigt,
Die Kirche noch nicht ganz erledigt,
Am heil'gen Trinitatis Tag.
Da geschah auf einmal ein großer Schlag!
Es schlug mit Gedonner im Wettersturm
Der Blitz in denselben Sanct Niclasthurm.
Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,
Die kaum sich vom Brand erhoben hat.
Was innen ist im Gotteshaus,
Das bringt mit aller Gewalt heraus,
Was außen ist, das will hinein!
Da sieht man auf einmal Flammenschein
Von außen an des Thurmes Spitze:
Da rief man: „Feuer! Wasser! wo ist die Spritze?" —
— Die Spritze, ja, die ist dicht dabei;
Doch Kasten und Röhren sind entzwei;
Wie saure Milch lauft Alles zusammen,
Man schreit und blickt auf die Feuerflammen.
Dazwischen, — es war ein böser Tag, —
Hallt mancher Donner- und Wetterschlag! —
Nun sammelt sich der Magistrat,
Und Jeder weiß etwas und Keiner weiß Rath;
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,
Sieht sich das Ding bedenklich an,

Und spricht: „hört mich, wir zwingens nicht!
Der Thurm brennt nieder, wie ein Licht.
Es kommt, wer hätte das gedacht sich
Wie anno sechzehnhundert achtzig!
Erst brennt der Thurm, die Kirche, die Stadt sodann;
Drum ist mein Rath: rett' Jeder, was er kann! —"
Da laufen die Bürger, mit aller Kraft,
Ein jeder das Seine zusammenrafft.
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,
Wie stoßen zusammen die Puderköpfe!
Auf einmal — was krabbelt dort aus dem Loch
Am Thurm? — der Junge? — Nein! — und doch!
Er ist's, er klettert zu Thurmes Spitze
Der Schlingel! — Er nimmt vom Kopf die Mütze,
Er schlägt auf das Feuer und — daß dich der Daus!
Er löscht es mit seiner Mütze aus!
Er tupft es am ganzen Thurm umher,
Man sieht nicht eine Flamme mehr!
Und während alle jubelnd schrein,
Schlüpft er von Neuem ins Loch hinein.
Er scheut des Magistrates Wesen
Und sitzt, als wäre gar nichts gewesen. —
Das mehrt den Jubel, die Bürger alle,
Rufen ihm „Vivat!" mit lautem Schalle!
Der Bürgermeister aber spricht,
Indem sein großer Zorn sich bricht:
„Holt ihn heraus, ich erzeig ihm Ehr,
Und thu' für ihn Zeitlebens mehr!"
Da kommt er ganz rußig, der Knirps, der Zwerg!
Hoch lebe der kleine Liewenberg!" —
Der Bürgermeister sprach: „komm Junge,
Streck noch einmal heraus die Zunge!
Ich leg dir lauter Ducaten drauf!
So, sperr den Mund recht angelweit auf!
Nur immer mehr herausgereckt! —
Wir haben Alle vor dir Respect!
Und morgen wird, daß nichts manquirt,
Die große Spritze hier probirt
Und, was entzwei ist, reparirt! —

Ich setze nur den Fall!

Von G. Seidl.

Oft denk' ich mir, wenn ich so reizend wäre,
Wie manche Mädchen sind auf dieser Welt —
Ach! das wär' schön! — Mit einer einz'gen Zähre
Gewänn ich mir den Mann, der mir gefällt! —
Nicht putzen würd' ich mich, — wozu der Flimmer?
Ein seelenvolles Aug' begeistert immer,
Auch wenn's durch keinen Spitzenschleier blickt;
Und Wang' und Mund, und Fuß und Locken,
Der Taille Form, der Stimme Schall — —
Ich bin nicht schön, — kann's auch nicht werden —
Allein — ich setze nur den Fall!

Wär' ich dazu noch reich — nun! desto lieber!
Denn zu verachten ist das Geld doch nicht:
Am Reichen zieht so mancher Sturm vorüber,
Der schonungslos das Herz des Armen bricht.
Ich würde nicht verschwenden und nicht geizen,
Recht klug, recht lieb'voll theilt' ich Alles ein.
Zwar kann mich Gold nicht übermäßig reizen,
Allein es muß doch schön sein, reich zu sein!
Da gäb' es Landpartie'n, Lectüre,
Concert, Gesellschaft, Oper, Ball. — —
Ich bin nicht reich, werd's auch nicht werden, —
Allein — ich setze nur den Fall!

Und wenn ich nebstdem auch gelehrt noch wäre,
Ich mein' ein Stück von einer Dichterin,
Die Verse macht trotz einem Mann! — Auf Ehre!
Mich kränkt's, daß ich so ganz nur Prosa bin.
Ach! Verse machen — Verse — gar wohl reimen —
Vielleicht ein Stück gar schreiben, das gefällt —
Und Alles, was wir fühlen, was wir träumen,
Anzuvertrau'n der theilnahmvollen Welt, —

Im Stahlstich sein Porträt zu sehen,
Sein Lob zu lesen überall, — —
Ich dichte nicht — werd's auch nie lernen —
Allein — ich setze nur den Fall!

Besäß ich überdies auch noch die Gabe,
Zu declamiren so recht seelenvoll,
Wie ich's gehört oft in Concerten habe,
Wo jedes Herz in süßer Rührung schwoll;
So dazustehn vor einer edlen Runde,
Im Festkleid, in der Hand Buch oder Blatt,
Wenn Alles schweigend hängt am Aug' und Munde
Der Sprecherin, des Lauschens nimmer satt,
Wenn sie zuletzt sich still verneiget
Und Beifall losbricht überall, — —
Mir galt's nie, — wird mir auch nie gelten —
Allein — ich setze nur den Fall!

Pät Kunschert in Groot-Schöppenstädt.

Von Wilhelm Bornemann.

Blift **Vedder** Bu'r by Pär un Plog,
Denn deit he good un deit genog.
Von Olther is en Sprüchwort west:
„Holl, Schooster, dynen Leesten fest!"

Mitunner — hät he sick sien Feld
Un Wisch un Goaren trü bestellt,
Denn mag he mal Muloapen goahn,
Un öbern Strang en Bitchen schloan.

So stund et letztens by my just,
Als ich mit Ens kreg groote Lust,
Moal noah Groot-Schöppenstädt to gehn,
Un en **Kummödjenstück** to sehn.

Ant Roathhus, midden in de Stadt,
Hung et vull Zeddels Blatt by Blatt,
Up ersten stund: „Hört, Lüde, hört!
„De **Galgen** werd hüt aukschoneert!"

Dumm Tüg is dät! — sprack ick vör my,
De **Börgermeister** was derby
Un sä: — „Landsmann! doa irrt he drin,
„Sön Galgen brengt Dokoatens in."

Armsünnerholt — lockt sienen Mann
Dät Glück in't Hus — doa holl'n se dran;
Un de **Dickglöbigen** vörut
Ling'n gären up de Bärenhut.

Ah so! sprack ick, hüm, hüm — ah so!
Nu merk ick Lunte unnert Stroh.
Sin denn ok **Muckers** drup verpicht?
Dät weer 'ne putzige Geschicht.

By neben — angekliestert satt
Dät lustige **Thregoaterblatt.**
Se hem up Oabends vörgestellt:
Wo **Harbelkin** kummt up de Welt.

Un up den Zeddel stund noch dick;
Et is en **Danz=Spetoakelstück,**
Wat sick von sülwst anpriesen mütt,
Keen Frybiljet is hüt wat nütt.

Sön Stück is nich nach mynen Sinn:
Hans=Worscht — up Hochdütsch — Harbelkin,
Is en Hans Narr! Dergliecken kann
Ick sehn by Bu'r un Eddelmann.

Et wird in de Kummödje goahn,
As aller Oarts de Sachen stoahn:
Hans **Narr** — steit hoch in Gnoad' un Gunst,
Hans **Broad** — werd schmälig afgehunnst.

En drübber Zettel angeschloan,
Hät en **Kunschert** to kund geboahn,
Un en jung Mäken weer mit mank
Vull nischt as puren Nachtgoals=Sang.

Se füng, drüm eben weer se koan,
All änre Mäkens krumm un loahm,
Doaby Fegur, Gesicht un Arm
So schmiedig as en Kälberdarm.

Hei! dacht ick: krum un loahm to fing'n,
Werd sülwst den Düvel nich geling'n!
Wist sülwst en Ogentüge sin —
Un vör Acht Gröschen leep ick rinn.

Et is zund Schöppenstädtsche Wies',
Steit fünst Veer Gröschen män de Pries,
Dick dubbelt up den Schwanz to schloan,
Kümmt moal wat Eckstroasch antogahn.

Affunnerlich to Danz un Sang —
Un pauken sick to Stroaten lang
Oft Arm un Been up Leblang loahm,
Üm to Biljetts mit ran to koam.

Pots flickerdusend Element,
Hier was myn Geld moal goat verwennt!
Gehat hebb' ick een groot Pleffeer,
Un kreg ok Prügel noch byher.

Dät Fruenvolk was ganz verblixt,
Von ünn' un boaben upgewixt.
Verblinnt sin my de Ogen schier
Sön Klunker-Flunkern was et hier.

Dät Mannsvolk woar mit struppen Boart
Rings in't Gesicht herüm behoart;
Tweefarbig üm den Kopp sogoar —
Up schimmelgrau — peckschwartet Hoar —

De Musekanters kemen jitzt
Dehls angeschlampt, dehls angeflitzt,
Se langten sick de Fibbels her,
Un kratzten drup to Krüz und Quer.

Geschimpt hät drüm myn Noabersmann,
As et en Rohrsperling nich kann;
To Kopp steeg üm doaby dät Bloot,
Keen Kullerhoahn werd so blauroth.

Instimmen — hem se dät benennt,
Un my gefeel et eckschellent;
De Fibbels kniepen se ant Ohr —
Gliek als en Ferken quiekt de Schnor.

Kümmt an den Baß dät Kniepen ran,
Kutsch brummt he los, so barsch he kann;
Ein Urpapa is wiß dät Beest
Moals von de kleine Fibbels west.

Ok was de Keerdel, de damit
Los rumpeln mußt, von Goljats Schnitt.
Sön Knirrfix as klein Doavid was,
Keem by dät Unbeert schlecht to Paß.

Trumpetens — schnäbberdenkten drin,
De Trummels — bullerten mit in,
De grötste, dicker as 'ne Tunn,
Kreeg upgeknallt von boab' un unn'.

Rechts — mit ne Pumpkü'l — de was good,
Links — mit 'ne scharpe Bessenrood,
As woll sön Jung' krigt utbetoalt,
De Nachts sien Bedde hät bestroahlt.

Et was en Mord-Spetoakelspöll,
By jeden Schlag up't dicke Fell
Kreg ick in'n Magen Ruck up Ruck,
As bumpste drin en Zickenbuck.

Ok granzte Broder Kort un Lang —
Posune heet dät Dings — mit mank,
Derhinner stund, as Bloasebalg,
En quabbenschnütger Dickoppstwalg.

De Trumpets — wunnerboar to sehn,
Beholl'n in'n Hals sick mänche Tön;
Un de Trumpeters schläbbeln denn
Se fix as Spucke rut — an't Enn.

En schwartet Dings — Flagott mit Noam —
Leet twischen mank ohn Schoam un Groam
Driest von sick goahn, wat hier mit Schick
Nich nähger lett beteiken sick.

Bums — Alles still. Kunschert fung an,
De Trumpets bellerten vöran,
Husch, Baß un Fibbels mit derto,
Dät kribbelkrabbelte män so.

En Musekant stund hoch in Höh,
My dücht, dät he vörfiddeln däh;
Äm satt, so goad et sick leet sehn.
De linke Woad an't rechte Been.

Oft schlog he, wild vör Ungedult,
Den Fibbelboagen — knax! up't Pult.
Ick denk, doch heeb' ick't nich erforscht,
He was byher — Kunschert-Hanswörscht.

Von sien Hantheren rechts un links
Leep äm de Angstschweet pieperlings,
Un as dät Stück was afgeschwunkt,
Doa hät he mit de Hand gewunkt.

Fix tratt en Mann up ganz alleen,
De namm sien Spöllbings mank de Been,
Driest wedden will ick drup, dät was
En Pankert von Viglien un Baß.

Half dick, half dünn hät dät geklingt,
As sön halfwaß'ner Bengel singt,
Krigt he, halsin dät Öberschloan,
Fängt äm de Boart wat an to stoahn.

Mit noch en Pankert, nich so dick,
Statts mank de Been, män neben sick,
Gung to den Herrn en Mäken hen
Un streek dät Stück mit äm to Enn.

Se, puusbackig — He, dröger Specht,
Streek he den Grund, streek se de Höcht.
Se woas doaby unbännig schön
Ok sülwst von hinnen antosehn.

Drup hät ne blinkernde Madoam
Mit ären Mann de Noten noahm;
Se moakte Knix, — He Servetör,
Un sung'n nu ären Tweesang her.

So oft se in de Höchte steeg'n,
Un in den Schlunck dät Kollern kreg'n,
Herr Gott! Gesichter schneeden se,
Dät my word wibbelwabbel weh!

Nu gung en dull Hallohstück los,
Dät was so putzig as kurjos;
Gelacht hem wy presch noah den Takt,
Dät uns die Ribben hem geknackt.

En **oller Keerdel**, riesenlang,
Heel fienstimmigen Solumsang;
Mit Düwels-Faxen mußt he sich
De Näse schnuben in fien Stück.

Drup stoppt he frische Schnüftkens rin,
Derwiel heel'n de Muskanten in,
Un fungen wädder an mit Fliet,
As he ganz offig hät **ipschieht**.

Sien Singsang klung so quiekig fien
As von en junget Pickelschwien,
Un as my dät verwunnert hät,
Word segt: — en **Kasterroat** is dät.

Hät sunst, gepudert, vörgestellt
In Opern — römschen Kriegesheld;
Jitzt singt he mit de Finkenstimm
Män noch in de Kunscherts herrüm.

Loskichern däh vör dull doaby
En hübsch Mamsellken hinner my.
Ick dacht: wat lacht de dumme Thrien?
Ok **Knaster=Roathsherrn** mütten syn.

Dät **Hackebrett** schlog Ener jitzt:
Buschköppig hung fien Hoar zerfitzt,
Grootmächt'gen Sarras an die Sieb,
Ut **Ungern** her — so feng'n die Lüd'.

Mit beide Patschen, Schwupp up Schwupp
Schlog he, von boaben doal forsch drup.
En Prasselrasseln gung denn los,
As wenn en Höcken-Stormwind blos.

Dertwischen was et antohör'n,
As dähn de **Engel** musezeer'n;
Bums! wädder fung dät Roasen an,
Wat keen Minsch nich beschrieben kann.

Sien **Spöllgeld**, woard my doaby segt,
Werd nich handüm gliek weg verzecht;
De **Armen** krieg'n half Part geschickt,
Män schlimm meisthen — wat koppverrückt.

En schön jung Mäken tratt nu to,
Dät Mannsvolk gieperte män so;
Ick sülwst, verschwiegen nich will ick,
Dät Herze schlog ok my tacktick.

Se hät' ne Stimm' doaby gehat,
As frische Bottermelk so glatt;
Et was ne **Sönndags**=Dubbelkehl;
En Schnütken doato krüzfideel.

De **fremme** Deeren soll nu dran,
Doa künnigt uns de **Drekter** an:
Von hast'gen Drunk ut kollen Born
Weer är de **Kehlkrop** heesch geworr'n.

So wat von **heesch** un Kehlkropssperr'n
Stellt by Madoams un Singsangherr'n,
(So tuschelten se) Joahr vör Joahr
Sick Näs' lang in un is nich woahr.

Drüm hät ok all de Opernwelt
By Dänzrins — Sprunggeld festgestellt;
By Sängers — güldne Kehltinktur,
Un von „Krankmell'n" blift kene Spur.

Vermellen kann ick nich von All'n,
Wat bet an't Enn is vörgefall'n,
Män von den **Kanter** söll'n **Jy** doch
Bet letzten Utgang lesen noch.

De Kanter, mit en Bull'ngesicht,
Dick üm bekuppert Schicht an Schicht,
Stund flätzig up von sienen Stohl,
Mit siene ganze Singsangs-School.

Vör erst mit Anstand streek he sick
Dät Hoar glatt runner in't Genick,
Un lä nu los ut vulle Lung'n,
De Fensters hem klirr mitgeklung'n.

De Schooljungs mußten, groot un klein,
Dertwischen Allehoop mit schrein,
Un hebb' ick recht verstoahn, dät was
Diskant un Alt, Tenor un Baß.

Diskant — piept as 'ne Leerke rüm,
Alt — hät 'ne duse Uhlenstimm,
Tenor — quäkt as 'ne Zickenzähr,
Baß — brummt noch gröbber as en Bär.

En Alt=Jung — mußt wat Solum sing'n,
Dät woll nich recht klippklappig kling'n;
De Kanter quatscht äm up de Schnut,
Dät äm de roode Supp leep rut.

De Jung was tücksch — hät furt gesung'n,
Dät hät nu justement geklung'n,
As wenn en Narr moal, kopperdreih't,
Mit Pudelmütz den Wullsack schleit.

De Kanter drup mit noch dree Mann
Fung nu veerbaßgen Schnacksang an;
Se brockten knollig in de Melk
Un moakten höllesche Gebölk.

Vör mynen Part vullup hebb' ick
Pleffeer gehabt just an düt Stück.
Et klung my to ganz akkeroat,
As werd moal Ossenveeh kasproat.

Was noagelfrisch erst kumpeneert
Un up den Zebbel titelleert:
„Ravolziger=Fettoffenkamp
„Üm Runkel= un Kartüffelschlamp!"

Kunschert was nu to Enne goahn,
Hem quitsch quatsch in de Hänn geschloan,
En voßköppiger Rüpel schlog
Drup los, dät äm de Mütz wegflog.

Myn Noabersmann sprack to my sacht:
Kiek! wat de Flabbs sick afmaracht:
Vör'n Frybiljet paukt sick sön Hecht
Dät Fell af as en Gärberknecht.

Toletzt kreg noch de Judenjung
Den Infall, ut de vullste Lung,
As Mäncher all dervon däh loop'n.
Dät schöne Mäken vör torop'n.

Un Olt un Jung reet nu de Schnut
Un böllt un quiekt: „Marieken rut!!"
So mörderlich ok was dät Blarr'n,
Dät Mäken leet sick drüm nich narr'n.

Un as up dät Gekriesch un Brüll'n,
Marieken nich woll stoahn to Will'n;
Doa gung en Soatans-Trampeln an —
Schön Dank! se kehrte sick nich dran.

To mynen Noaber hebb ick seggt:
De schmucke Junker hannelt recht,
Wenn se sick sönnen Flabbsgesell'n
Apart nich to Gebot will stell'n.

As Kener mehr noah halbe Stunn
Recht quiken, bölken, trampeln kunn
Un sick de Lärm von sülwsten gaf:
Doa schlampten se schluusöhrig af.

Up harte Bank veer Stunnen lang
By Singelsang un Klimperklang
In toakend heet verblüschte Luft,
Dörchrökert von mänch' öblen Duft;

Dät hölt woll Schöppenstädtsche Brut,
Doch nich enmoal en Pärknecht ut;
Un ick — toletzt loskriegen kunm
Kunn ick de Tung von mynen Guum.

Groad öber woar en Kellerschank,
Doahen namm ick flink mynen Gang.
To Hoop was drin all klippekloar
De ganze Sang- un Fiddelschoar.

De woaren dörst'ger noch as ick —
Umsehns, all jeden Ogenblick
Bespöölten se den drögen Schlund
Mit Beer un Kümmel halbet Pund.

De Baß besunners teikte sick
In Zechen ut mit groot Geschick;
Bald Schnaps, bald Beer — hübsch antosehn,
Doaby — Qualm-Schmurgels mank de Tähn.

De Kanter sung mit den Profex
By jeden — Wuptig rin! den Tex:
„De rechte Kuntra-Orgelbaß
„Kümmt ut dät Beer- un Brännwyns-Glas!"

Klukt Ener to väl Spiretus,
Doa werd allbott de Kamm äm krus;
Husch is de Soatan hinner dran,
Un putschelt dät Krakehlen an.

So just ok hier. Bald stund in Zank
De Kanter mit de Chorjungs blank.
He soll sick jitzt verbeffendeer'n,
Wat he den Alt däh mulschelleer'n?

De Kanter brüllte; — Jung, doa stund
En cis un Du sungst c — Du Hund!
Nä! — kriescht de Jung, ick sung ganz recht!
De Musekanten stimmten schlecht!

Den ehren-schännerigen Bloam
Hem de Mus'kanten ungoad noahm,
De Vörfiddler sprung roasend up,
Un gaf den Jungen noch en Schwupp.

De Chorprofex was ok nich fuul,
Un quatscht den Fiddler öbert Mul;
De Soatan grieflacht, putscht un bloos —
Doa gung dät Puckelwalken los.

Ick sach plessëerlich still mit to —
Wutsch! dreihte sick dät Knuffhalloh,
Un beide Parten, dick un dull
Kuranzten my de Hucke vull.

Kreg ick ok Wamse mehr as g'nog,
Gung et doch af mit blauet Og;
Väl schlimmer mücht et mit my stoahn,
Weer ick in de Kummödje goahn.

Doa ling'n de Herren Dretters goar
Vör alle Welt sick in de Hoar;
Wat was dät Enn von sönne Schrull'n?
Pott — hät den Kettel — Schwartoars schull'n.

Wa Swinegel un Matten Has' inne Wett lepen.

Von Klaus Groth.

(In bitmarscher Mundart.)

Swinegel harr de slechte Mod:
Drunk he to vel, so prahl he grot,
Un kem't ins, dat de Dörst em quäl,
So drunk he jedesmal to vel,
Un Dörst — dat weer sin swacke Sit —
De quäl em fast to jeder Tid.

Bin Moelendik, to Enn' de Wischen,
Harr Pock en Weerthshus mank de Rüschen,
Dar bru de Vofs sin baiersch Beer,
Dar weer dat nett, wenn't Summer weer.
Ok kunn man dar dat Water sehn —,
Un Pock sin Fru, de sung mal schön!

Hans Nachtigal wahn wat to Sit.
Dats doch ok nix voer Börgerslüd
As Stackelswin un Matten Haas',
De hört dat geern, wenn Kukuk blas',
Un rükt dat geern, wenn Wittkohl rük,
Un wültert geern in weeken Slick.

De Haſ' war bang — he hev de Pot:
Swinegel ſeet der breet und grot
Un ſegg: Wat dünkt di, Naver Matten?
Wi ſitt hier fuchdi un in Schatten,
Wi ſwirt mal um! wi drinkt mal doer!
Uns Krogweerth kriggt je Schülgns dervoer.
De Sünndag is de ſlechſte Dag,
De Schoſſers holt Kantüffeljagd,
Swinegels ut de Püll to rappſen.
Ik fürch mi gar nich voer de Tappſen,
Doch makt ſe Fru un Kinner bang;
Ik ga un ſpikeleer ſo lang.
Wüllt wi mal glik blau Maandag maken?
Di knickt ſe doch je ſunſt de Knaken:
De ganze Landwehr is mit Lüſſen,
Ik heff man hört, de krigt je Büſſen;
Gif an! wat ſchüll wi mal beriten?
Heſt Luſt mal inne Wett to ſmiten?
Schüll wi mal wrangeln? wullt mal haken?
Heſt Moth, en Barentog to maken?
Ick harr noch Luſt, den Bull to närrn:
Wa ſchull de Bengel grimmi warrn!

Doch Matten ſegg, un ſlick de Hann':
Dann wardt wul Tid mal antoſpann'!
Wenn Naver mit will, mak he to,
He's man wat langſam inne Schoh.

„Son Stanlverſit! ſon Schroekelbeen!
„Hett de wul'n Mullwarp lopen ſehn?!“ ....

Genog, Swinegel makt en Wett,
Wokeen de beſten Schinken hett:
Dre mal de Wiſchen op un dal,
B'n Pockenſtohl, dar weer dat Mal;
Un keem de Haſ' toeerſt to Stell,
Trock he em föfftein Nateln ut Fell,
De wull he an ſin Leefſte ſchicken,
Dar kunn ſe Schlachtid Wuſs mit pricken;
Den neegſten Sünndag wulln ſe renn', —
Und darmit harr de Strit en Enn'.
In Fred un Eendrach, as dat hör,
Broch Matten Nawer bet na Doer;

De le sik as en Klunn torech,
Un Matten hüpp op Töntjen weg.

Kriggt man des Abends mal en Fes,
So hett man annern Dags en Bles,
Un weer man klöker as en Voss,
So steit man Morgens as en Oss:
De Kopp so dick, de Moth so slech,
Un alle Herrlichkeit is weg!
Dats leidi: güstern gingt as smert —
Vundag' de ganze Welt verkehrt.

Swinegel dach: wa weerst du dumm,
De Matten löppt die dremal um!
He föhl al langs de ganze Hut,
As trock man em de Stacheln ut;
He knüll sik wedder still tohopen,
Sin Fru muss em ton Kaffe ropen,
Un muss em fragen, wat em fehl,
Un lüff em denn sin sware Seel,
Un sä: dar lat du Frunslüd sorgen!
Nix mehr as dat — so büst du borgen!

De Sündeg keem — wa lach de Welt!
De Sünn schin opt Kantüffelfeld,
De Schosterjunges keem'n mit Hacken,
Mit Schotfell vöer in vullen Snacken,
Opkrämpte Arms — un all noch nüchtern!
Uns Stachelswin verkrop sik schüchtern,
Krop langs de Reegen oewern Wall,
Na't Holt rin, na de Wischen dal,
Un seeg dar Matten all ann Graben,
Int Gras sik övn int Springn und Draben.
Un alle Lenken smert und stemmt,
As harr Jan Claßen em erst reben.
Swinegel: — lop! — dat gelt dat Leben! —
De Has' de leep, as weert en Swulk,
As weert en Schatten vun en Wulk,
He leep de lange Wisch hendal,
Un weer int Flegen bet ant Mal:

Sieh dar! int Dack ann Moelenpohl,
Watt sitt dar oppen Pockenstohl?

— De Has' de dacht, he weer wul dun —
Swinegel ruhi in en Klum! —

„Wat? büst al ankam?“ seggt de Has':
„Ja,“ seggt Swinegelsch, „dats je'n Spass!“
De Has' de segg man eben hin
-- He heel er voer Herr Stachelswin: —
So jag he as en Blitz darvan,
Un keem bi't Holt bi'n Dorpahl an.

Sieh dar! dar huck al an den Pahl
Fru Stachelschwinsche er Gemahl!

De Has' de wis' em gau de Rügg
Un jagt hendal, as wenn he flügg.

Un webber sitt der, jedes Mal,
Opn Pockenstohl — an Heckenpahl
— Un wenn he as en Kugel suf' —
Swinegel! ruhi, as to Hus!

So leep he dreemal mal op un af,
As flog en Pil mit vuller Kraf:
Toletz in Angst und Sweet un Noth,
Un as he ankeem — weer he dot.

Hei möt 'e 'ran.

Von Fritz Reuter.

(In mecklenburg-vorpommerscher Mundart.)

Baron von Mulderjahn up Groten-Klagen,
Den'n Hogen-Schullen ok ded hüren,
De let nach flenen Kutscher fragen,
De Kutscher süll nach Rostock führen.
„Johann,“ säd hei, „mach dich parat und spann
Die beiden besten Braunen an
Und fahr damit nach Rostock — immer schlanken Trab, —
Nimm diesen Brief und gieb ihn ab

Beim Herrn Doctor juris Witten,
Mach ihm mein Compliment, ich ließ ihn bitten,
Er möcht doch selbst gleich auf der Stelle
Mit dir nach Großen=Klagen kommen;
Du hättst deshalb für alle Fälle
Ein eignes Fuhrwerk mitgenommen.
Er müßte fahren in dem Augenblick,
Und ohne Doktor kommst Du nicht zurück!" —
„„Je, Herr Baron, wenn hei nu doch nich will?""
„Ei was! Kein Widerwort! und still!
Wenn ich was sag', Du hast jetzt den Bescheid.
Ich bin in schrecklicher Verlegenheit." —
„„Dat glöw ik sacht! Dat is hei ümmer,""
Seggt, as hei buten is, oll Kutscher Brümmer,
„„Hei's ümmer in Verlegenheit un ümmer doch mit Listen,
Un schüllig is hei All'ns, bi Juden un bi Christen."" —
Hei makt sik fahrig, spannt dunn an
Un jögt nach Rostock, wat hei kann,
Un brögt den Breif nah Doktor Witten.
De lest den Breif un smit'en
Verdrüßlich bi de Sied un seggt ganz ärgerlich:
„Was meint Sein Herr, was denkt Er sich?
Meint Er, ich hab' nichts Anderm aufzupassen,
Als mich mit seinem Unsinn zu befassen?
Ich muß nach meinem Gut verreisen morgen,
Dort hab' ich Nöth'ges zu besorgen."
„„Denn helpt dat nich!"" seggt Kutscher Brümmer,
„„Wat möt, dat möt. Denn möt ik mi gedüllen.
Ik säd't em woll, doch hei säd ümmer:
Sei müßten kamen un sei süllen"";
Un darmit geiht hei hen, wo hei logirt.
De Doktor Witt, de stiggt tau Pierd
Un ritt heruter nah sien Gaud.
Hier hett hei sik nu wohlgemaud
In sienen Lehnstaul eben set't,
Hett sik'ne frische Piep instoppt,
Un dampt vergnäuglich noch so fett,
Dunn ward an siene Döhr ankloppt.
„Herein!" seggt Doktor Witt — wer süll dat sin? —
Un Kutscher Brümmer kümmt herin.
„„Gu'n Abend, Herr, na, ik bün hier
Un wull man fragen, wenn wi führen."" —
„Ist Er nicht klug? Was folgt Er mir?
Was hat Er mir hier nachzuspüren?

Ich will von Seinem Herrn nichts wissen
Ich fahre nicht mit Ihm; ich werde morgen
Nach Brandenburg verreisen müssen,
Ich hab' dort Manches zu besorgen."
„„Na, gaud,"" seggt Brümmer, „wenn Sei denn nich willen,
Denn helpt dat nich, denn möt ik mi gedüllen."" —
De Dokter führt tau rechte Tied
Nach Bramborg hen, doch wat geschüht?
As hei bi Fritzing Reicherten sik eben
Hett laten wat tau eten geben
Un just'ne Buddel Wien hett vör,
Dunn kloppt doar wer an siene Döhr.
„Herein!" röpt hei, un wer kümmt rinner?
Woahrhaft'gen Gott! oll Kutscher Brümmer!
„„Gu'n Dag! Na, ik büw hier un wull man fragen . . . ?
Wi sünd nu dicht bi Groaten-Klagen . . . .""
„Kerl, sag' Er mal, ist Er denn rein verrückt?
Nu paß Er auf, nun will ich Ihm was sagen;
Nun sag' Er dem, der Ihn geschickt:
Ich wollt' mit seiner Lumperei mich nicht befassen.
Ich hab' die Sache endlich dick,
Der Herr Baron kann sich was malen lassen;
Ich muß nach meinem Gut zurück."
„„So geiht'e gaud!"" seggt Kutscher Brümmer!
„„Ik säd dat woll, so würd dat gahn,
Dach wenn Ein't Muhl updeiht, denn heit dat ümmer:
Halt's Maul, Er Schafskopf, Dummerjahn! —
Na, wenn Sei denn nich mit mi willen,
Denn helpt dat nich! denn möt ik mi gedüllen."" —
Den annern Dag sit will un woll
De Dokter up sien Gaud, tau Lütten-Protokoll. —
So heit dat Gaud, so hahr hei't nämt,
Wiel hei't sik hahr mit Schriewerie verdeint. —
Hei sitt in gaude Rauh, dunn kloppt doar wer
„Herein!" — Oll Brümmer kümmt herin: „„Gu'n Abend, Herr!
Na, wenn Sei't paßt, denn will'n wi morgen führen.""
De Dokter denkt, de Slag, de soll em rühren:
„Infamer Kerl, dies ist doch rein zu toll!
Mir nachzukommen, hier nach Kleinen Protokoll!
Ist Er verrückt? Und ich behert?
Sein Herr kann gehen, wo der Pfeffer wächst,
Nun will ich Ihm zum letzten Male sagen:
Die Nacht kann Er hier nun noch bleiben,
Doch ist Er morgen früh um vier

Nicht runter von dem Hof, ist Er noch hier,
Dann laß ich von dem Hof Ihn treiben,
Mit Hunden Ihn herunter jagen,
Und krumm und lahm laß ich Ihn schlagen.
Und seinem Herren kann Er sagen:
Ich wollt' mich nicht mit Narren plagen.
Nun könnt er gehn und mich verklagen,
Ich thät den Teufel darnach fragen." —
„„Na, denn adjüs, Herr Dokter Witt!
Wenn dat nich is, denn is dat nich!""
Doch as hei buten is, seggt hei tau sich!
„„Hei sall 'e 'ran! De Kierl sall mit!
Wier hei de Tagst ok up de Welt,
U. hahr hei up den Kopp sik stellt,
Ik krieg em doch noch bi den Kragen,
Hei sall 'e 'ran! Hei sall nach Groten-Klagen!"" —
Den annern Morgen führt uns' Brümmer,
Un's Abends gegen achten rümmer
Is hei tau Stäb un geiht taum Herrn Baron.
„Nun endlich! Bist du endlich da?
Nun Gott sei Dank! Ich warte lange schon."
„„Dat segg'n Sei woll! Je ja! je ja!
Dat ist man so, as kumm man ball:
So'n Oart, de lett so fix sik nich kriegen."" —
„Wo ist er denn? Wo ist er abgestiegen?" —
„„Wo süll hei sten? Hei's unnen in den Stall!"" —
„Im Stall? Der Doktor in dem Stalle?
Als wär's ein Hofjung' oder Knecht!
Und meine schönsten Zimmer alle
Sind fast für solchen Mann zu schlecht.
So'n Schafskopf! 's ist doch fürchterlich!
Der Doktor Witt muß in dem Stalle warten?" —
„„Rup bringen, Herr, lett hei sik nich;
Denn Treppen? — nee! — kann hei nich stiegen,
Und witt is hei ok nich, dat is en Swarten;
Un ik dank Gott, dat ik man den'n det kriegen."" —
Den Herrn Baron up Groten-Klagen,
Bi den'n dat süs all nich ganz richtig was,
Den würd tau Sinn, as wenn hei langs un dwas
Mit einen Dämelsack wir slagen.
En Swarten? — Un kein Treppen stiegen? —
De Dokter Witt? — Un unnen in den Stall? —
Hei frögt un frögt. — Wat helpt dat all?
Ut Brümmern is niks 'rut tau kriegen.

Un unf' Baron von Mulderjahn
Möt sülwst man nach den Stall 'rungahn.
Hei kikt un söcht, söcht vörn un hinnen,
En Dokter is doar nich tau finnen. —
„Wo ist er denn, du Schafskopf wo?" —
„„Ih! Herr Baron, doar steiht hei jo."" —
Ik denk, nu luft de Aap den Junker!
„Wie? — Was?" schrigt hei, „Kerl bist du toll?
Das ist ja'n schwarzer Wallach, du Hollunke!"
„„Je, Herr Baron, dat segg'n Sei woll!
Ik hahr Sei dat goch fast versprakeu;
Sei säden doch, hei müßt un füll;
Nu wull hei nich. Wat full ik maken?
Wenn Einer nu abs'lut nich will! —
Ik künn em doch doartau nich dwingen
Un mit Gewalt em mit mi bringen;
Nu hew'k sien Riedpierd nut den Stall em nahmen;
Nu passen S'up, nu ward hei sülwst woll kamen
Nu sall hei woll! Nu kümmt hei morgen an.
Wat gelt de Wedd? Hei sall 'e ran!""

Adjüs, Herr Leutnant!

Von Fritz Reuter.

In Ludwigslust stunn bi de Granebier
Einmal en Leutnant, Herr von Fink.
Dat was en woahres Krätending,
Obgliek de Kierl man keeshoch wier.
Na, de leet mal Rekruten inexieren
Un leet sei rechtsch un linksch marschieren.
Dat Ding sprung allentwegen rümmer
Un schreeg un kummandirte ümmer,
Un maakt doarbi so'n dullen Larm
Un smeet un fuchtelt mit de Arm,
Ja, liekster Weltgrad as so'n Hampelmann,
Un Jeden snauzt dat Dingschen an.
Un „Rechten, Linken, Speck un Schinken
Donnerwetter! Eins, zwei, eins, zwei,
Stroh un Heu, Stroh un Heu!

Werft die Bein und reckt die Glieder,
Absatz hoch und Spitzen nieder!"
So schreeg dat Ding un kummandirt,
Dat Ein sien eigen Wurt nich hürt.
Un as hei mit de Hauptsaak fahrig was,
Nam hei den einen Kierl sik noch apart
Un slog „mit großer Geistesgegenwart"
Den dummen Bengel hellsch verdwas
Mit dat Gefäß von sienen Degen
Bald unner't Kinn, bald up den Bregen.
De Kierl, dat was en groten Beugel,
So lang un dünn, just, as en Pumpenswengel,
Hei stunn denn ok so grad und stief;
De Leutnant reikt em man an't halwe Lief;
Un't Ding höll doch nich up tau slahn,
De Kierl süll immer grader stahn;
De Bost süll 'rut, de Bäuk süll rin;
Bald slog hei'n an de Bein,
Bald stödd hei'n unnert' Kinn.
Dach as hei sach, hei künn't nich wieder drieben,
Dunn säd hei tau den Kierl: „So soll es sein!
So, Du Carnallie, so nun steh!" —
„„So sall'k nu immer stahn hier blieben?"" —
„So stehst Du mir: Kopf in die Höh,
Die Arme 'ran, auswärts die Füß,
Die Brust heraus, den Bauch herein!" —
„„Na, denn Herr Leutnant, denn adjüs!
Denn krieg'k Sei nümmer mihr tau seihn.""

Grus-Brassel'sche Kinder.

Von Karl von Holtei.

Ma wiss nich, wie ma heeßen sol'
Und ruffen, — meiner Gütte! —
De schlä'schen Mädel; funzemol
Grus-Brassel'sches Geblütte?!
Denn von der irschten Windel ahn,
Bis zum Merino-Kittel,
Zu jedem Lebensalter ha'n
Se immer frische Tittel.

Ahnfänglich, wu das tumme Ding
Sich noch nich kan' berühren,
Wu sich's bemachen t'utt a' wing
Mitunter und beschmieren,
Do heeßt's: mei Ungeziefer Du,
Mei Schneckel, krick' in's Häusel,
Wirds's Würmel balde schlosen nu',
Mei allerliebstes Läusel?

Wenn's Mädel schier alleene stiht,
Wenn's mit 'a Zinken zappelt.
Wenn's schund uf allen Vieren giht
Und durch de Stube krappelt,
Und's hält sich feste an der Wand,
Verleichte gar am Tischel,
Do spricht de Lehne: „wie chermant!
Mei' Krätel krencht, mei' Fischel!"

Nu wachs' Dich recht bescheiden aus,
Du schmuckes, rothes Buttel.
Do sa't de Lehne: „gih' der 'naus
Mei Hühndel, dä mei' Puttel?
Se steigt schund bis zum Federviech
Uf ihret Liebesleiter,
Und füttert Dihch und gutschelt Dihch,
Su kümmst De immer weiter.

Und ha'n se Dihch gekunfermirt,
Zum Tanz gih'st Du wie Eene,
Wenn jetzt die Lehne haselirt,
Do gibt se der vier Beene;
Do nennt se Dich (im Stillen blus):
„Mei' Lammel, wunderscheenes;
Ach Gott, was wird des Kulbel grus,
Mei' Hundel, Du, mei' kleenes!"

Itzt aber hat se ausgereb't! —
Nu kummen wilde Jäger,
Die sein gor pfiffig und abrett,
Freiwill'ge Mädchen-Jäger,
In ihrem grienen Jackerle,
Und schrei'n die Herzensdiebe:
„Du Luderle, Du Rackerle,
Du Viechel, was ich liebe!"

In Obacht aber nimm Dihch sehr
Vur sulchen Jäger-Riffen,
Vur Bumbadier und Karessier,
Sunst giht der'sch gar . . .
Siech, daß de annen Man' derwisch't,
Dan nihm' der, ohne Fragen,
Kahn' er zu Dir ooch werklich nischt,
Als blus: „Mei' Endel!“ sagen.

Des Hagestolzen Geburtstag.

Von Frh. v. Gaudy.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
'Ne theure Sippschaft! Was wird's sein!
Die unfrankirten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Ist doch das leid'ge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Susannen fragen,
Was die von dem Geschreibsel hält?

Was Tausend! Verse? — Das gesteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — Was seh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — spät —
Glück — Augenblick — in fernsten Tagen —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Susannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält? —

's ist richtig. Zwei und sechzig Jahre
Sind's heut' — — ich dacht' nicht daran.
Doch still davon. Kein Mensch erfahre
Ein Wort. Noch sieht man mir's nicht an.
Fest ist mein Schlaf, gesund der Magen,
Wenn auch das Haar ins Graue fällt.
Ich will doch gleich Susannen fragen,
Wie alt mich wohl die Alte hält?

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schwester, meinem Pathen,
Muß ich doch manchmal ein Präsent —
Selbst will zur Post den Brief ich tragen —
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erst Susannen fragen,
Ob sie's nicht für Verschwendung hält?

Susanne ist ja sonst verständig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt sie nein, so wend' ich
Ein neu Merinokleid daran.
Kein Mensch darf mich zu meistern wagen —
Frei bin ich — kein Pantoffelheld —
Susannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was sie davon hält?

Mein Gimpel pfeift mit leisem Tone:
„God save the king," als wünsch' er Glück.
Das alte treue Thier — ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerstück.
Und Nachmittags nehm' ich 'nen Wagen
Vor's Thor – ja — nach dem Türk'schen Zelt,
Nur muß ich erst Susannen fragen:
Ob heute sich das Wetter hält.

Der Bohnenkönig.

Von Otto Roquette.

Dreikönigs-Abend war lange vorbei,
Gebacken hatte sie Kuchen,
Dahinein eine Bohne in bunter Reih,
Nun wollten das Glück sie versuchen.
Und welchem die Bohne beschieden wär,
Der sei König im Kreis und beglückt sei der,
Und sieh, in dem Bohnenorden
War Gretchen Königin worden.

Nun drängten sich alle zum Hofstaat hin
Der schönen Kön'gin zu dienen,
Da wählt sich Marschälle die Königin
Und Diener mit fröhlichen Mienen,
Doch wer wird König an ihrer Seit?
Ein Jeder war zu dem Amte bereit,
Doch wie auch die Basen gepredigt,
Die Stelle, die blieb erledigt.

Nun war es im fröhlichen blühenden Mai,
Die Bohnen die blühten im Garten,
Die einen auf Beeten in langer Reih,
Die andern des Schattens zu warten.
Die deckte die Laube an kühler Statt
Mit purpurner Blüthe und grünem Blatt,
Und drinnen saß Gretchen so gerne
Und dacht in die weite Ferne.

Doch in dem Geranke, grünsprossend weit, —
Ich bitt' euch, ihr müßt es mir glauben,
Da herrschte ein König zur Sommerzeit,
Sein Häuslein war hier auf den Lauben.
Ein winziges Völkchen, muthwillig und fein
Das diente dem winzigen Königlein.
Der Bohnenkönig, der Aechte,
Der wohnt hier mit seinem Geschlechte.

Und es hört der König mit staunendem Sinn
Von seinen Dienern und Trossen,
Schön Gretchen sei Bohnenkönigin,
Geheißen von ihren Genossen.
Und er denkt, in der nächsten Mitternacht,
Wenn der Maienmond steigt in voller Pracht,
Und die Blüthen duften und thauen
Will ich mir die Holde beschauen.

Schön Gretchen schlief auf dem weichen Pfühl,
Und träumet von seligem Hoffen,
Ins Kämmerlein wehen die Lüfte kühl
Denn das Fensterlein ließ sie offen,
Da steiget herein mit Scepter und Kron'
Der Bohnenkönig, und schlägt seinen Thron
Leis auf vor ihrem Bette
Mit seines Gefolges Kette.

Das war euch ein langer schnurriger Zug,
Und Bohnen von allen Sorten
Durchschnüffeln in neubegierigem Flug
Die Kammer an allen Orten;
Die einen weiß und die andern bunt,
Die einen lang und die andern rund,
Die blühenden Bohnenmamsellen
Mit ihren durchtrieb'nen Gesellen.

Doch der Bohnenkönig, der steht verzückt
Vor dem Lager der träumenden Holden,
Und zieht einen Kreis, der den Traum entrückt,
Mit seinem Scepter golden. —
Ach wärst du, rief er, nicht gar so groß,
So wär mir geworfen ein liebliches Loos,
Ach wär ich nicht gar so kleine,
So würdest du die meine.

Schön Gretchen bewegt sich in tiefem Traum,
Ihr ist's, als säh' sie Gestalten,
Die winzig klein in der Kammer Raum
Rings klettern und stöbern und schalten.
Und der König spricht: „Nun sage mir an,
Du bist jetzt in meinem Zauberbann,
Meine Macht muß ich benützen,
Wie kann ich vor dir mich schützen? —

Sie nennen dich — Bohnenkönigin!
Wie sind deine Reiche geheißen?
Ein Bohnenkönig ich selber bin,
Willst du meine Macht mir entreißen?
Denn du bist groß und ich bin klein,
Drum muß auf meiner Hut ich sein,
Laß einen Vertrag uns bereden
Einander nicht zu befehden.

Schön Gretchen lallt vom Traum beschwert,
Wohl weiß ich ein Reich der Wonnen,
Doch laß ich das deine dir unversehrt,
Kein Streit sei mit dir begonnen.
Im Herzen des fernen Geliebten mein
Da will ich allmächtige Königin sein,
Und kann ich so mächtig werden,
So will ich sonst nichts auf Erden!

Sie murmelt noch hold einen Namen leis,
Der Bohnenkönig, der lauschet,
Doch horch! was hat da verstohlener Weis'
Vor dem offnen Fenster gerauschet?
Und es fliegt herein eine duftende Last,
Den König erdrückt und erstickt sie fast,
Die Diener, die können's kaum zwingen,
Ihn wieder hervorzubringen.

Und der Bohnenkönig den Scepter schwingt,
Und flugs über Tische und Stühle
Hinpurzelt und holpert und stolpert und springt
Das Gefolge hinaus in die Kühle.
Und als schön Gretchen vom Schlummer erwacht,
Die Maiensonne ins Kämmerlein lacht,
Durchs Fenster nicken und schwanken
Die duftenden Geisblattranken.

Doch was ist das? ruft Gretchen aus,
Wo ist mir das hergekommen?
Gebunden an einen Blumenstrauß
Ein Brief und ein freudig Willkommen!
Mein Liebster, mein Liebster kam über Nacht,
Er hat mir's zum Morgengruße gebracht,
Ich träumte so wirr und versunken,
Nun wach ich so freudetrunken.

Und der Bohnenkönig steht wundernd von fern,
Und denkt, wenn sie mir nichts rauben,
So will ich den großen Kindern ganz gern
Den Königstitel erlauben.
Doch kam mir da so ein Gedank' über Nacht!
Ich wäre gar wohl und lieblich bedacht,
Wenn ich auch eine auserwählte
Herzkönigin mir vermählte.

Das Unglück der Weiber.

Von Gellert.

In einer Stadt, mich deucht in Griechenland,
Drang einst der Feind vor Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel, welch ein Angstgeschrei
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein,
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrein.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die gerungen waren,
Und warfen, schon vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hat's von Tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein? —
Von Tausenden nicht eine? — nein.
Nun das ist viel; da muß, bei meinem Leben,
Noch gute Zeit gewesen sein.

So hart als auch der Feldherr war,
So konnt' er doch dem zauberischen Flehn
Der Weiber nicht ganz widerstehn,
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen;
Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint:
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht;
„Ihr Schönen", fängt er an und spricht:
Ihr Schönen? — dieses glaub ich nicht;
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal
Sie seien 's oder nicht, kann meine Schönen nennen.

„Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben,
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben,
Und die ein Stück zurückbehält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt."

Wie? Fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck um einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann;
Was half's, daß er „Ihr Schönen!" sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte;
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck;
Dem General war dies noch nicht genug.
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Biß, sag ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann empfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehn,
Um ihren Feinden nach zu sehn;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann in's Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?

Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen,
Wer wird's den Eid zu brechen wagen?
Genug, der Kummer trat in's Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Druck von A. Martens in Berlin, Zimmerstraße 98.



